



ntier

bs-

c

tur

rh.

H. lit. p. 81 Sn

H. lit. P. 81 *fn*

J. P. CHARPENTIER,

GESCHICHTE DER FRANZÖSISCHEN LITERATUR.

6

2905

GESCHICHTE

DER

FRANZÖSISCHEN LITERATUR

DES

XIX. JAHRHUNDERTS

VON

J. P. GUYOT

J. P. GUYOT

LEHRBUCH DER FRANZÖSISCHEN LITERATUR



AUTORSIRTE ÜBERSETZUNG

VON

F. CH. OTTO

STUTTGART

VERLAG VON CARL KRAUSE

1875

GESCHICHTE
DER
FRANZÖSISCHEN LITERATUR
DES
XIX. JAHRHUNDERTS

VON
J. P. CHARPENTIER,
INSPECTEUR HONORAIRE DE L'ACADEMIE DE PARIS.

AUTORISIRTE ÜBERSETZUNG

VON
E. CH. OTTO.

STUTTGART.
VERLAG VON CARL KRABBE.
1877.

Inhaltsverzeichnis.

Das erste Kaiserreich.

I. Chateaubriand, — Joabert, — de Fontenay, — Fyler von Stiel, —
Bonaparte und die Ideologen, — Spirituelle Reaction, — Axtis,
— Baumgärtner, — Boyer-Gollard, — Maine de Biran, — Ampère,
— de Gérando

II. Geschichte: Lactantius, — Cardinal von Bussel, — Graf Ferraud,
— Volney, — Kritik: Essay über Kanzelschreiberei; die Debatte
— Geoffroy, — Féletz, — Hoffmann, — Busselt, — die Bekende,
— Ginguene, — Die wissenschaftlichen Schriftsteller, — Napoleon,
Der Erbschaftsmeister Lehren

III. Uebersicht über die Poesie in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts.
deuts. — Dramatische Poesie: Joseph Schiller, — Arnault, — Le-
gonvé, — Jarry, — Dacis, —
ville, — Andréux, — Picard, —

IV. Kaiserliche Poesie. — Die Bühne: Rameau, — Bré-
fant, — Lucie de Lancival, — Alexandre David, — Etienne, — Né-
poncée Lancaier, — Delille und seine Schule, — Neveu poëti-
scher Strom, — André Chénier, — De Chénodolle, — Millevoye,
Bour-Bornian

Die Restauration.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhaltsverzeichniss.

	Seite
Einleitung	1

Das erste Kaiserreich.

I. Chateaubriand, — Joubert, — de Fontanes, — Frau von Staël. — Bonaparte und die Ideologen. — Spiritualistische Reaction. — Azaïs, — Laromiguière, — Royer-Collard, — Maine de Biran, — Ampère, — de Gérando	17
II. Geschichte: Lacretelle, — Kardinal von Bausset, — Graf Ferrand, — Volney. — Kritik: Essay über Kanzelberedtsamkeit; die Débats. — Geoffroy, — Féletz, — Hoffmann, — Dussault, — die Dekade, — Ginguené, — Die wissenschaftlichen Schriftsteller, — Napoleon, — Der Erzschatzmeister Lebrun	34
III. Uebersicht über die Poesie in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts. — Dramatische Poesie: Joseph Chénier, — Arnault, — Legouvé, — Laya, — Ducis, — Fabre d'Églantine, — Collin d'Harleville, — Andrieux, — Picard, — Roger	47
IV. Kaiserliche Poesie. — Die Bühne: Raynouard, — Delrieu, — Briffaut, — Luce de Lancival, — Alexandre Duval, — Étienne, — Népomucène Lemercier, — Delille und seine Schule, — Neuer poetischer Strom, — André Chénier, — De Chênedollé, — Millevoye, — Baour-Lormian	55

Die Restauration.

I. De Bonald, — de Maistre, — de Lamennais, — Ballanche, — Guizot, — Cousin, — Villemain, — Die Sorbonne	68
II. Geschichtsschreiber: Michaud, — Barante, — de Sainte-Aulaire, — Jay, — Bazin, — Lemontey, — de Sismondi, — Monteil, — Mignet, — Thiers, — Frau v. Staël, — Ségur, — Daru, — Guizot, — Villemain, — Mazure, — Chateaubriand	90

	Seite
III. Politische Literatur: Benjamin Constant, — Montlosier, — Guizot, — de Rémusat, — Chateaubriand, — Salvandy, — Charles Loyson, — P.-L. Courier, — Die »Minerve« und der »Conservateur« . . .	102
IV. Dramatische Poesie: Pierre Lebrun, — Soumet, — Guiraud, — Ancelot, — Casimir Delavigne. — Die Komödie: C. Bonjour, — Empis, — Scribe	109
V. Lyrische Poesie: Casimir Delavigne, — Béranger, — Charles Loyson, — Victor Hugo, — Lamartine	118

Das Juli-Königthum.

I. Die Schüler Cousin's: — Jouffroy, — Damiron, — Bautain, — Rémusat. — Die Dissidenten: Adolphe Garnier, — F. Ravaisson, — Jules Simon, — E. Vacherot. — Kirchliche Philosophie: Pater Gratry, — Abt Gerbet, — Lamennais, — Droz	124
II. Geschichtsschreiber: Augustin Thierry, — Michelet, — Lamartine, — Chateaubriand, — Salvandy. — Publicisten: Rossi, — de Tocqueville, — E. Lermnier, — Armand Carrel, — Proudhon	136
III. Der Roman. — Sein mannigfacher Character. — Vertrauliche Mittheilungen und Erzählungen. — Ein literarischer Irrthum	148
IV. Poesie: Die Anfänge der romantischen Literatur. — Die Vorrede zu »Cromwell«, — Alfred de Vigny. — Gebrüder Deschamps. — Joseph Delorme. — Rückkehr zu Lamartine und V. Hugo, — Alfred de Musset. — Die Halb-Romantik. — Delavigne, — Viennet	158

Das zweite Kaiserreich.

I. Rückkehr zu den Schriftstellern der Restauration: Das Konsulat und das Kaiserreich. — Memoiren zu meiner Zeitgeschichte. — Erinnerungen an Verstorbene. — Die Frauen des 17. Jahrhunderts, von Cousin. — Zeitgenössische Erinnerungen, von Villemain	174
II. Die Philosophie in und ausserhalb der Universität. — Die Moralisten. — Paul Janet, — Abt Bautain, — Frau Swetchine, — Prevost-Paradol	187
III. Neue Geschichte: Henri Martin, — A. Trognon, — C. Dareste, — Guizot, — Nettement, — Viel-Castel, — Lamartine, — Vaulabelle, A. Poirson, — Filon, — Wallon u. A.	199
IV. Alte Geschichte: Michelet, — Mérimée, — Champagny, — J.-J. Ampère, — Amadée Thierry, — Broglie, — Montalembert, — F. Ozanam. — Kirchliche Kritik: Renan und seine Schule	207
V. Literaturgeschichte: F. Ozanam, — J.-J. Ampère, — Daunou, — Le Clerc, — Fauriel, — Villemain, — Sainte-Beuve, — Ch. Sapey, Walkenaër, — H. Rigault, — D. Nisard, — E. Gerusez, — Demogeot, — Paul Albert, — Nettement, — Sayous	222

	Seite
VI. Die französische Literatur in ihren Beziehungen zur ausländischen. — Sismondi, — Ozanam, — Mézières, — Antoine de La Tour, — de Puibusque, — H. Taine, — Philarète Chasles	235
VII. Kritik: Sainte-Beuve, — G. Planche, — Saint-Marc Girardin, — Sacy, — Cuvillier Fleury, — Jules Janin, — Pontmartin, — Louis Veuillot, — Vitet, — Patin, — E. Egger. — Einiges über Philo- logie: Raynouard, — Littré, — S. Génin, — Paulin Paris, — Ueber einzelne Arbeiten über alte Literatur	244
VIII. Verfall der romantischen Literatur. — Bühne: Legouvé, — Camille Doucet, — Émile Augier, — Ponsard. — Verschiedene Poesien: La- prade, — A. Barbier, — Brizeux, — Autran. — Kunst um Kunst, — Die weiblichen Poeten	259

Die vier Epochen.

I. Die Akademie. — Die Preise für Beredtsamkeit. — Die Reden bei der Aufnahme eines neuen Mitgliedes. — Neuer Character der Akademie	272
II. Politische Beredtsamkeit. — Gerichtsreden: Lainé, — de Serre, — Foy, — Martignac, — Berryer, — Guizot, — Thiers, — Hennequin, — Dupin, — Chaix-d'Est-Ange, — Dufaure. — Das Parquet: Bel- lart, — Marchangy, — Vatimesnil, — Cormenin, — O. Pinard, — Duvergier de Hauranne	287
III. Kanzelberedtsamkeit: Der Abt Frayssinous, — Pater Ravignan, — Pater Lacordaire, — Dupanloup	303
IV. Die vier Epochen verglichen. — Ueberblick über die französische Literatur des 19. Jahrhunderts und Characteristik derselben . . .	309
Register	315

Einleitung

Die voreröfnete

Jede Literaturperiode so unabhängig und schöpferisch zu sein, wie sie ist, ist nicht nur eine Aufgabe, sondern auch eine Gelegenheit. Denn die Literatur ist nicht nur ein Spiegel der Zeit, sondern auch ein Mittel, die Zeit zu verstehen. In der voreröfneten Periode der Literaturgeschichte ist die Aufgabe des Dichters, die Welt zu zeigen, wie sie ist, und nicht wie sie sein sollte. Die Literatur ist nicht nur ein Spiegel der Zeit, sondern auch ein Mittel, die Zeit zu verstehen. In der voreröfneten Periode der Literaturgeschichte ist die Aufgabe des Dichters, die Welt zu zeigen, wie sie ist, und nicht wie sie sein sollte.

Charakteristischer Name: Literatur

Einleitung.

Jede Literaturperiode, so unabhängig und schöpferisch sie auch gewesen, lehnt sich mehr oder weniger an die vorangegangene Zeit an. Diesem Gesetz ist auch das 19. Jahrhundert unterworfen; es ist gewissermassen ein Abkömmling des achtzehnten. Demnach würde eine kurze Skizze dieses letzteren hier wohl am Platze sein, um beurtheilen zu können, was es dem folgenden Jahrhundert überliefert hat.

Wenn auch das 19. Jahrhundert von dem achtzehnten ausgeht, so ist letzteres doch nicht der unmittelbare Erbe des siebenzehnten. Abgesehen von den Traditionen, denen es treu bleiben wird, ist es von dem vorangegangenen Jahrhundert gänzlich verschieden und geht so zu sagen aus dem sechzehnten hervor, welches es noch einmal durchlebt, und dessen Ideen es weiter ausführt. Es lehnt sich an die Reformation und Calvin, an Rabelais und Montaigne an. In Philosophie, Politik und Geschichte und sogar in der Kritik schliesst es die Periode Ludwig's XIV. ab.

Descartes und Malebranche hatten die Wissenschaft der Seele zum Gegenstande ihrer Studien gemacht; die Philosophie des 18. Jahrhunderts hielt diese ihren Systemen fern, und liess man sie wirklich einmal zu, so war sie ein lebendes Wesen, eine neutrale Kraft, die durch noch unbekannte Fesseln an einen gewissen Stoff gebunden war. Man beschäftigte sich nur noch mit den allernöthigsten Beziehungen des Menschen zu den Dingen und dem Einfluss seiner physischen Beschaffenheit. Diese tiefsinnige Lehre kam aus England. Locke

hatte sie, wenn auch in beschränkter Weise, zu Tage gefördert. Zwar hatte er die Empfindungen zum grossen Theil in der Ideenbildung, im Mechanismus und im menschlichen Verstande gesucht; aber er hatte sie nicht zum ganzen Wesen des Menschen gemacht. Die Encyklopädisten zogen aus Locke's Prinzipien Schlüsse, vor denen er ohne Zweifel zurückgeschreckt wäre, die aber dennoch darin enthalten waren. Voltaire führt uns in seinen »Englischen Briefen« (*Lettres anglaises*) in jene Theorien ein, welche Condillac vervollkommen und gemeinnützig machen sollte. Unzweifelhaft wollte Condillac ebenso wenig wie Locke eine Verneinung der Seele, nichtsdestoweniger ist diese in seinem Systeme enthalten, und was er auch thun mochte, er konnte das Aktive nicht vom Passiven, den Geist nicht von der Empfindung scheiden.

Die unheilvollen Folgerungen aus dem System von der Empfindung wurden so unüberwindlich, dass Charles Bonnet, der Condillac um Aufschluss bitten wollte, um andere Schlüsse daraus zu ziehen, niemals zu seinem Ziele gelangte. Ohne sein Vorwissen und gegen seinen Willen herrscht die Empfindung und erstickt das göttliche Wesen einer Seele; Idealist in Gedanke und Zweck, streift Bonnet oft unwillkürlich an den Materialisten.

Die Lehre von der Empfindung hatte die Seele aus dem Menschen verbannt, auch die Tugend sollte dadurch weichen; es ist unvermeidlich, dass die Moral, da der Mensch nun einmal dem physischen Empfinden unterworfen ist, nicht dahin streben sollte, zur Wissenschaft des Wohlseins zu werden. Das war eine strenge Folgerung, die Helvétius in dem System des Condillac fand und auch gegen seinen Willen fand, denn er wollte die Tugend nicht verwerfen; nur gab er ihr als Grundsatz die Eigenliebe, d. h. die Aufopferung seiner selbst für sich selbst: eine zerbrechliche Grundlage, eine zweifelhafte Lehre, die bei Menschen nur allzu leicht eine falsche Deutung finden kann. So galt der Schlusssatz seiner Theorie mehr, als das Gebäude selbst; so wie auch das Leben des Helvétius mehr galt, als sein Buch »Vom Geist« (*De l'esprit*).

Diese Lehre hatte noch nicht genug Schaden gebracht; sie sollte in Diderot und in dem Baron d'Holbach zu ihren letzten, traurigen Folgen kommen. Von glühender und zügelloser Einbildungskraft erfüllt, ohne tiefere Kenntnisse, ohne bestimmte Grundsätze, ohne Achtung vor jeglichem Gedanken, vor jeglichem Gefühl, machte

Diderot in allen Zweigen der Literatur die verhängnissvolle Thätigkeit seines Geistes geltend. Das erste wichtige Werk Diderot's ist ein von ihm übersetztes, englisches Buch »Essay über Verdienst und Tugend« von Shaftesbury. Dieser war ein Anführer der Schule der Deisten. Die zweite Schrift Diderots, viel kühner noch als die erste, »Philosophische Betrachtungen« (*Les Pensées philosophiques*) erschien 1746 und wurde auf Beschluss des Pariser Parlaments verbrannt. Diderot, durch die Verfolgung noch kühner gemacht, schrieb seinen »Brief über Blinde zum Gebrauch für Sehende« (*Lettre sur les aveugles à l'usage de ceux qui voient*). In seinem ersten Buche hatte er sich damit begnügt, Deist zu sein, in den Betrachtungen findet sich sogar eine Hymne an Gott; in seinem »Brief« ist er vollkommener Atheist.

Trotz alledem hatte Diderot im Grunde seines Herzens ein religiöses Gefühl, der Stolz aber erstickte es. Das grosse Werk, durch welches sein Name so berühmt wurde, ist die Encyclopädie. Bei ihrem Erscheinen stiftete die Encyclopädie viel Hass und heftige Streitigkeiten. D'Alembert antwortete darauf in seiner »Rede« (*Discours préliminaire*), die einen tiefen Einblick in die Beziehungen der Wissenschaften unter einander erkennen lässt. Mit Diderot entstand die Schule der Pantheisten und Materialisten des 18. Jahrhunderts, die ihren grössten Repräsentanten in dem Baron d'Holbach finden sollte. Der Baron d'Holbach, von deutscher Abkunft, lebte zu Paris. Zuerst beschäftigte er sich mit dem Studium der Physik; 1766 fing er dann an, gegen Alles, was Religion hiess, zu streiten. D'Holbach's Anschauungen sind traurig und finster; sie beleidigen die edelsten Gefühle, die sanftern Regungen und erschüttern die nöthigsten Stützen des Herzens.

So wurde von den Philosophen eine menschliche Seele geleugnet, und die Encyclopädisten verwarfen Gott aus der menschlichen Gesellschaft.

Inmitten dieser gänzlichen Sinnlichkeit hielt ein Mann die Allgewalt der sittlichen Natur über die materielle aufrecht; dieser Mann war Vauvenargues. Vauvenargues hält sich zu Pascal, zu La Bruyère und Fénelon, besonders was Reinheit des Stils und Feinheit des Gefühls betrifft; doch hat er auch seinen besondern Character, und dieser steht demjenigen Pascals gänzlich entgegen. Pascal hatte den Menschen erniedrigt, Vauvenargues hob ihn wieder empor. Pascal

sah in der Ursünde ein allgemeines Laster, eine tiefe Entwürdigung unserer Natur, welche die Zeit weder auszulöschen, noch wieder gut zu machen im Stande sei; Vauvenargues war der Erste, der an den Gedanken der Vervollkommnung glaubte, welcher das Gesetz der Philosophie geworden ist.

Wenn Pascal vom Ruhm geringschätzig spricht, so bewundert Vauvenargues ihn: »Die Strahlen des Morgenroths sind nicht lieblicher, als die ersten Blüthen des Ruhms.«

Vauvenargues hat zwei Abhandlungen über den Ruhm geschrieben; er billigt auch die Leidenschaft, die der Schriftsteller von Port-Royal verwirft und ist kein Freund von Montaigne, den Pascal häufig anführt, weil dieser zur Unthätigkeit auffordert, während er Thätigkeit verlangt: »Ich glaube, dass es ohne Thätigkeit kein Genie gibt.« Um die Vortheile der Thätigkeit hervorzuheben, entlehnt er dem Landleben eine reizende Schilderung der Vergnügungen, die, von den müssigen Städtern verworfen, nur durch ermüdende und schlaflose Nächte bringende Vergnügen ersetzt werden.

Dies ist die philosophische Seite Vauvenargues', durch welche er sich dem 18. Jahrhundert anschliesst; im Uebrigen hält er sich davon zurück. Er wirft auf die Auseinandersetzung des Begriffes »Seele« einen sichern Blick und spricht zu Gunsten der Seele gegen Verstand und Geist, die Alles für sich in Anspruch nehmen. Vauvenargues ist ein äusserst feiner und geistvoller Schriftsteller; in seinen »Grundsätzen« (*Maximes*) finden sich Gedanken, die das Studium des grossen Jahrhunderts verrathen. Racine und Fénelon waren seine Lieblingsautoren, und er ist es, der nächst Voltaire den Ruf Racine's gegründet und befestigt hat.

Die grossen Fragen der Philosophie, die meistens das menschliche Herz betreffen, die stolzen Hoffnungen auf Gott und die Unsterblichkeit, fanden einen beredten Vertheidiger inmitten der gleichgültigen Sinnlichkeit und der unglücklichen Theorien der Encyklopädisten. Rousseau, ein Schriftsteller, den die Philosophen gern zu den Ihrigen gezählt hätten und der, sie durchschauend, nie ihr Freund werden konnte, ein Mann, der die grössten Fehler durch bewundernswerthe Schriften verdeckte, aber trotz der Verirrungen seines Genius niemals den schätzenswerthen Glauben an das menschliche Herz aufgab, trat mit lauter Stimme als Vertheidiger Gottes und der Unsterblichkeit der Seele auf. »Das Glaubensbekenntniss

des savoyardischen Vikars« (*La profession de foi du vicaire savoyard*) ist die einzige, religiöse Hymne dieses Jahrhunderts, denn wir werden auf Rousseau's Character nicht die losen Bemerkungen beziehen, die Diderot, in seinen schönen Uebertreibungen, manchmal seinen materialistischen Reden beifügt.

Die Politik war der Literatur des 17. Jahrhunderts nicht fremd geblieben. Bossuet in seinem Buche »Geheiligte Politik« (*Politique sacrée*) und Fénelon in seinem Werke »Weisungen für ein königliches Gewissen« (*Directions pour la conscience d'un roi*) hatten der Macht einen Zügel und ein Hinderniss angelegt; beide aber hatten die Religion nur als Hülfsmittel betrachtet und, obschon Fénelon die Vorahnung von freieren Einrichtungen hatte und mit Kummer an die alten nationalen Freiheiten dachte — obwohl er einen gemässigten Despotismus gewollt — stets war doch die Monarchie und zwar die alte Monarchie sein einziger Gedanke. Vor Bossuet und Fénelon hat sich Domat im mehr practischen und weniger hochtrabenden Sinne mit den Beziehungen der Menschen zu einander beschäftigt; aber seine Abhandlung über die »Einrichtung der Gesetze« (*Institution des lois*) erfüllte die erwarteten Hoffnungen nicht. Domat ist ausgezeichnete Publicist, aber kein Staatsmann. Um in der neuern Zeit einen Vorläufer für den Verfasser des Buches »Vom Geist der Gesetze« (*L'esprit des lois*) zu finden, muss man bis auf Bodin zurückgehen; er ist durch sein Werk »Republik« (*République*) der Vorläufer Montesquieu's. Der Grundzug im Geist der Gesetze ist der Verstand; der Verstand, welcher, statt zu tadeln, beobachtet und durch scheinbare Missgriffe in den Einrichtungen die höhere, sie belebende und aufrecht erhaltende Vernunft enthält. Montesquieu gibt keine leeren Theorien; er nimmt die Völker, wie er sie findet, prüft aufmerksam ihre Gesetze, Sitten und Einrichtungen, die, wenn sie im Grunde kein höheres, fruchtbares, sie am Leben erhaltendes Prinzip hätten, ebenso untergehen würden, wie die menschliche Gesellschaft, die sie stützen; weil er davon überzeugt ist, so forscht er eindringlicher nach. Er sucht in den Ideen der menschlichen Natur die Quelle und Kraft des Gesetzes. Auf diesen ersten, klaren Gedanken stützt er die Grundsteine seines Gebäudes, sucht dann auf verschiedenen Gebieten die Anwendung und Rechtfertigung seiner Prinzipien, und beweist, dass sie besser geworden oder gesunken sind, je nachdem sie dem Geist ihrer Einrichtungen, dem gesetzmässigen Grunde ihrer Existenz, dem Prinzip

des Gesetzes gemäss gelebt haben oder nicht. Und Montesquieu lobt und tadelt nicht, wie es ihm gerade einfällt; was er durch die Philosophie der Gesetze aufgerichtet hat, beweist er durch die Geschichte, erklärt seine Erzählungen durch Thatsachen, seine Erdichtungen gründet er auf Erfahrungen. Selbst wenn er manchmal fehlt, so thut er es nur, um gewissenhaft aus dem, was gewesen ist, auf das zu schliessen, was sein musste und sein muss. Man hat ihm auch vorgeworfen, zuviel dem Einflusse des Klima's und Bodens zugeschrieben und nicht genügend gesagt zu haben, dass das Prinzip zwar von selbst bei jeder Art der Verfassung bestehen soll, sich aber niemals in seiner Vollkommenheit findet; diese Fehler verschwinden jedoch bei der Ausdehnung und Grossartigkeit des Werks. Was übrigens für Montesquieu am meisten spricht, was sein Buch zu einem schönen und dem der Menschheit nützlichsten Buche des 18. Jahrhunderts macht, das ist, dass keine einzige dieser übertriebenen und verderbnissbringenden Ansichten, die das letzte Jahrhundert entstehen sah, keine dieser politisch beklagenswerthen, blutigen Abhandlungen, die die Welt in Aufregung versetzt hatten, sich auf Montesquieu zu berufen gewagt hätte. Im Gegentheil, wenn man von Theorien zur Wirklichkeit übergehen wollte, so musste man auf Montesquieu zurückkommen; er war der erste Lichtstrahl auf dem so bewegten Ocean politischer Systeme. Das kommt daher, weil Montesquieu die Zukunft nicht ohne Hülfe der Vergangenheit bilden wollte; er hatte die Freiheiten, die er wünschte und träumte, von unseren alten Freiheiten hergeleitet. Montesquieu ist Parlamentär; auf die Gewohnheiten, die Gesetze und Sitten des alten Frankreich will er seine neuen Constitutionen gründen, und wenn er uns die von ihm errathene, repräsentative Verfassung zeigen will, so richtet er unsere Blicke gen England und sucht stets die Zukunft in der Vergangenheit oder Gegenwart, geht von Prinzip zu Prinzip zum Licht der Erfahrung, der Philosophie und der Geschichte.

Nach Montesquieu kam ein Mann, der die Geschichte nicht befragte. Von Jugend auf ohne Güter, ohne Familie, ohne Vaterland, fing er sogleich an, gegen die menschliche Gesellschaft zu streiten. Sein Stolz, durch die von der Unbeständigkeit und Ruhelosigkeit seines Characters hervorgerufenen Demüthigungen, welche sein Unglück, aber auch seinen Genius hervorrufen sollten, genährt und gereizt, wollte sich für die Missachtung und Vergessenheit der

Menschen und Regierungen dadurch rächen, dass er ihnen Uebles nachsagte. Dieser Mann war Rousseau. In seiner »Abhandlung über die Ungleichheit der Stände« (*Discours sur l'inégalité des conditions*) sucht er klar zu legen, warum und wie die Menschen angefangen hätten zusammen zu leben, spricht mit Bitterkeit und Eifer gegen die Folgen der menschlichen Vereinigung, indem er das Eigenthum, den Unterschied der Stände, die gegenseitigen Pflichten, die Verpflichtung zur Handarbeit und sogar die Geistesthätigkeit angreift. Seine wahrhaft politische Anschauung ist jedoch in dem »Gesellschaftlichen Vertrag« (*Contrat social*) zu finden. Montesquieu hatte in der Geschichte, in der Natur des Gesetzes selbst, die Grundsätze der Regierungen und Gesetze erforscht; Rousseau sucht sie in der Natur des Menschen und in der menschlichen Gesellschaft. Er behauptet, zwischen den Menschen bestehe ein Urbündniss, als Grundstein ihrer Vereinigung; er erforscht die Grundlagen dieses Bündnisses und die Mittel, welcher die so Verbündeten sich bedienen mussten, um den verschiedenen Clauseln Geltung zu verschaffen. Darin liegt das Prinzip der Souveränität eines Volkes. Lassen wir jene falsche und zwecklose Annahme eines Bündnisses unberücksichtigt, das — wenn es überhaupt jemals bestand — niemals geschrieben sein konnte, wesshalb auch Keiner zu seiner Anerkennung gezwungen werden kann. Dennoch sind in diesem Buche Rousseau's, wie in all seinen übrigen Werken, nützliche und practische Einzelheiten über das Spiel der politischen Constitutionen, über die Vertheilung und die Gewalt der verschiedenen Magistraturen enthalten. Der Bürger von Genf, der immer nur seine kleine Republik im Auge hatte, schöpfte daraus seine Irrthümer und weisen Bemerkungen.

Mably, den wir bei den Geschichtsschreibern wiederfinden, vereinigte in seinem Buche »Unterhaltungen des Phocion« (*Entretiens de Phocion*) alle Gemeinplätze alter Politik und die Erinnerungen an Sparta und Athen, jene später so lächerlich und verhängnissvoll gewordenen Grundsätze.

Der neue, kühne Geist des 18. Jahrhunderts, der sich in Philosophie und Politik kund gab, zeigte sich auch in der Geschichte. Die Bewunderung, welche Ludwig XIV. hervorgerufen, verschwand mit jedem Tage mehr; die letzten Akte seiner Macht waren nicht anerkannt worden. Die Philosophen konnten ihm die Gewaltstreiche, zu denen er durch sein Alter verleitet wurde, nicht verzeihen; die

schlechten Zustände der Finanzen klagten seine Regierung der Verschwendung an, und der Adel liess ihm durch Saint-Simon den Vorwurf machen, dass er sich an seinen Rechten vergriffen habe.

Saint-Simon, den man treffend den franz. Tacitus genannt, ist ein ganz eigener Schriftsteller; eigen in seinen Meinungen und seinem Stil, der ein Gemisch von Feudalität und monarchischen Adels zeigt. Saint-Simon vereinigt in sich die Eigenschaften eines alten Edelmanns und die Unbedeutendheit eines Besuchers des Versailler Empfangszimmers. Der einzige Punkt, über den er mit sich einig, ist seine Verachtung für das Volk — ein Volk, das er nicht kennt. Uebrigens ist er ein bewundernswerther Maler, ein der ersten Eingebung folgender, naturwüchsiger Schriftsteller, dem neue, treffende, malerische Ausdrücke niemals fehlen, der beständig für Bewunderung, Verachtung und Zorn Worte, Wendungen und Farben findet, die nur ihm eigen sind; bei dem alles klar und in die Augen fallend, Bild und Leben immer natürlich und wahr ist. So vereinigt er die Eigenschaften eines Pascal, eines Retz, La Bruyère's und Sévigné's in sich.

Voltaire, dessen erster Blick die ersterbenden, noch matt leuchtenden Strahlen dieser so schönen Regierung durchschaut, dessen Jugend in den Salons einer Ninon, bei den Festlichkeiten des Temple zu den gewandten und vornehmen Manieren, zu jenem zarten und feinen Geschmack herangebildet worden, der ihn erst an seinem Lebensabend verliess, war entrüstet über die Ungerechtigkeit gegen einen Monarchen, dem Frankreich Kunstwerke der Literatur, der Industrie und der schönen Künste verdankte. So sah und zeigte er auch nur die glänzende Seite, die Wunder des Genius und der Künste während der Regierung Ludwig's XIV., und jene Schilderung gleicht mehr einer Lobrede, als einer Geschichte. Er ist wahrhaft in allem was er sagt, aber leider sagt er nicht Alles. Voltaire's Verschwiegenheit war an und für sich edel und gut; es war schön, die Erinnerung an einen König wieder wachzurufen, der so bereitwillig gelästert worden; aber da Voltaire gegen das Zeitalter Ludwig's XIV. gerecht sein wollte, ist er es nicht gegen die vorangegangenen Jahrhunderte gewesen. Er spricht von dem blühenden Zustande zu Ludwig's XIV. Zeit, ohne dessen zu gedenken, was diesen Zustand vorbereitete oder ermöglichte; er beginnt mit Ludwig XIV. und beglaubigt dadurch die Idee, die alle Schriftsteller des 17. Jahrhunderts

annehmen, dass jenseits dieses Jahrhunderts nichts war. Neben diesem Irrthum des glänzenden und einförmigen Anstrichs von Vollkommenheit, welchen Voltaire dem grossen Jahrhundert gegeben, begeht er auch noch einen andern Fehler (denn die Vollkommenheit hat selbst zur Verminderung der Bewunderung beigetragen): bei dem leuchtenden Gemälde vermisst man die Schatten. Voltaire hatte das 17. Jahrhundert so gelehrig, der Stimme Ludwig's so gehorsam gemacht, dass man diese Unterwürfigkeit und Harmonie als Gleichgültigkeit aufnahm. Besonders hat die Literatur unter dieser Ansicht gelitten, man hat in den Leistungen der Schriftsteller, der Poesie und des Lehrstuhls nur eine, zu Ehren des Königs gehaltene, grosse Pflichtlobrede erblickt. Das emporblühende, im Schatten des Thrones gehegte Talent hat wenigstens scheinbar jede Selbstthätigkeit, allen Geist und eigenes Feuer verloren; daher vielleicht dieser Mangel an Gründlichkeit und Naturwüchsigkeit, welchen das 18. Jahrhundert mit grossem Unrecht dem siebenzehnten vorzuwerfen berechtigt zu sein glaubte.

Voltaire hat in seiner Eigenschaft als Geschichtsschreiber noch andere Werke als »das Jahrhundert Ludwig's XIV.« (*Le siècle de Louis XIV*) und sehr hervorragende Werke geliefert: »Die Geschichte Russlands« (*l'Histoire de Russie*), in welcher er manchmal etwas von der Wahrheit abweicht. Ist das Schwachheit oder Ohnmacht, die Wahrheit zu kennen und sie nicht zu verkünden?! »Die Geschichte Karls XII.« (*l'Histoire de Charles XII*), in der er wenig entfernt liegenden Ereignissen noch das Interesse wie für ein Drama und den Zauber der Vergangenheit zu verleihen gewusst hat.

Das Hauptwerk Voltaire's ist seine »Abhandlung über die Sitten der Völker« (*Essai sur les mœurs des nations*); nicht dass er, wie man sagt, den Ruhm hätte, der Erste gewesen zu sein, der die Philosophie auf die Geschichte anwandte, aber dieses Werk ist so kunstvoll zusammengestellt und man findet zwischen den Vorurtheilen und Verleumdungen Voltaire's so neue und ausgedehnte Anmerkungen, mit einem Leben und einer Einheit, die man der geistigen Geschichte der Menschheit bis dahin noch nicht verliehen hatte. In diesem Werke tritt mehr als in jedem andern seine Leichtfertigkeit, Unzuverlässigkeit — ich möchte sagen — seine Unwissenheit zu Tage. Die ersten Zeiten der Menschheit sind in einem trügerischen, matten Lichte dargestellt, und durch die verstümmelte Geschichte des jüdischen

Volkes bereitet sich Voltaire auf jene beständigen Kämpfe gegen das Christenthum vor, die hier noch eifriger und schlechter angebracht sind, als an anderer Stelle. Dennoch ist die Abhandlung über die Sitten ein Fortschritt in der Geschichte, sie bietet eine Reihe geschickt geordneter Bilder, eine immer abwechselnde und gründliche Belehrung von Allem, was nicht auf Religion Bezug hat.

Turgot machte in seinen beiden hervorragenden Reden von der Philosophie der Geschichte einen edleren und wahren Gebrauch. Condorcet wurde in seinem »Essay über die Fortschritte des menschlichen Geistes« (*Essai sur les progrès de l'esprit humain*) weniger gut geleitet.

Der Abbé de Mably, der kein Freund der Philosophen war, hat der Geschichte einen anderen Vorwurf gemacht. In seiner Verachtung gegen die neuere Zeit, gegen den Character der Nationen und der Menschen sieht er in allem zur neueren Zeit Gehörenden nichts Gutes. Unsere nationale Abstammung, die Sitten, die Regierung Frankreichs und Europa's, nichts findet Gnade vor seinen Augen; nur das Alterthum hat Anspruch auf seine Lobreden, und dass er es bewunderte, geschah noch weniger um der Sache willen, als aus Hass gegen das Bestehende. Dieser Character der ausschliesslichen Bewunderung, den wir bei seinen »Unterhaltungen des Phocion« hervorhoben, macht sich besonders in seinen »Bemerkungen zur Geschichte Frankreichs« (*Observations sur l'histoire de France*) geltend. Mably weigert sich, dem Geist unserer alten Sitten und verschiedenen Regierungsformen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er triumphirt über seine Entstellung unserer alten Rechte, über die Aufindung von Barbarei und Despotismus in den Einrichtungen, die durch Jahrtausende hindurch das Glück und den Ruhm Frankreichs begründet haben. Von ihm besonders rühren jene, heutzutage verschwundenen Vorurtheile her, die da annehmen, dass nur in Rom und Griechenland eine eigentliche Regierung bestand, und dass in unseren Annalen nichts enthalten sei, das unsern Antheil oder unser Bedauern verdiene.

Der Abbé Raynal macht aus seiner »Geschichte Indiens« (*Histoire des deux Indes*) eine weitläufige Schrift gegen Europa; die philosophische Rede hatte weiter keinen besonderen Zweck, nichtsdestoweniger sind einige gesunde Gedanken aus diesen wilden Blättern übrig geblieben und einige Hoffnungen erfüllt worden.

Ausserhalb der philosophischen Einflüsse und dieser moralischen und geistigen Bewegung, die sich in den hervorragendsten Werken der Literatur des 18. Jahrhunderts kund gibt, strahlt neben diesen grossen Namen in reinem, majestätischen Glanze einer, der ihnen gleichkommt oder sie noch übertrifft. Es ist Buffon. Sei es die natürliche Offenheit seines Geistes oder die Erhabenheit seiner Gedanken, der Stolz auf seinen Rang oder besser noch, die Wahl der Stoffe zu seinen ruhigen, ausgedehnten Arbeiten, die so wohl dazu geeignet waren, elende Vorurtheile zu beseitigen: Buffon blieb vor der philosophischen Ansteckung bewahrt. In seinem Verhalten wie in seinen Schriften hatte er stets die Achtung vor der Religion im Auge, die seinen Zeitgenossen fehlte. Am Schluss seiner »Einführung in die Geschichte des Menschen« (*Introduction à l'histoire de l'homme*) enthüllt er klar die Unsterblichkeit der Seele. Sein Stil gewinnt bei der gehobenen Stimmung und den erhabenen Gedanken; ihnen verdankt er seine schönsten Wendungen. Stets in gewandten und bilderreichen, würdigen, wenn auch manchmal kühlen und ehrfurchtsvollen Ausdrücken, lobt er in wundersamer Weise die Majestät der Natur; sie erhebt, erweitert und belebt seine Gedanken. Die »Epochen« (*Epoques*) sind in Bezug auf Exposition, Feuer und Grossartigkeit wahrhaft bewundernswerth. Nie zeigt Buffon mehr Begeisterung, die französische Sprache mehr Pracht, Glanz und Schönheit; niemals hat wohl Jemand mit mehr Klarheit so erhabene und zugleich tiefsinnige Theorien auseinander gelegt. Sein Adlerblick taucht in die Nacht der Zeiten; er sieht die Schöpfung entstehen, erzählt mit majestätischer Ruhe von verschiedenen Zeitaltern und unzähligen Wundern; sein klarer Blick reicht hinauf bis zum Himmel und streift fessellos die Tiefen der Erde. Er erlauscht die Geheimnisse der Natur und findet darin längst vergangene Jahrhunderte; und ruhig auf den Trümmern der Welten stehend, die nicht mehr sind, durchschaut er den Raum zukünftiger Welten. Hier, in seinen »Epochen«, entfaltet Buffon die Talente eines grossen Schriftstellers, während er sonst weniger wahr, in seinen andern Werken weniger deutlich den Gedanken wiedergibt. Hier ist er einfacher, mannigfaltiger; Stil und Wendungen sind dem Gedanken entsprechend. Das ist der Geist der Philosophie, der Politik und Geschichte des 18. Jahrhunderts. Wie war er wohl in Bezug auf Kritik?

Bis zum 19. Jahrhundert hatte sich die Kritik meistens mehr

auf Feinheiten des Stils, als auf die Quelle der Gedanken, mehr auf Form, als auf die Idee des Schönen selbst gerichtet. In P. André, Montesquieu, Diderot, Marmontel und Condillac fand sie ein neues und höheres Ziel. P. André, welcher diesen Weg zuerst betrat, schritt kühn einher und kam auch weiter, als irgend einer seiner Nachfolger; Niemand hat es in der Theorie des Schönen weiter gebracht, als er. Seine Abhandlung darüber ist eine göttliche Eingebung Plato's und des heil. Augustin. Die Dialoge von Phädra und dem grossen Hippias, die Abhandlungen über wahre Religion und Musik sind die reichen und frischen Quellen, aus denen er seine feinen, lichtvollen Theorien schöpft. Sein Werk, das zwar manchmal an Schärfe und Weitschweifigkeit leidet, reizt um so mehr durch die Einfachheit des Grundgedankens, Gefühlstiefe und angenehme Natürlichkeit des Stils.

Montesquieu lehnte sich in dem Essay »Ueber den Geschmack« (*Essai sur le goût*) an P. André an, blieb jedoch hinter ihm zurück. Das göttliche Feuer, welches den Verfasser der Abhandlung »Ueber das Schöne« beseelte, vermochte das Herz des Verfassers der »Persischen Briefe« (*Lettres persanes*) nicht zu erwärmen; die Luft des Jahrhunderts durchdrang das Essay über den Geschmack und verbreitete dort ihre Eiskälte. Montesquieu spottet der zwanglosen Ideen über das Schöne, das Gute und Wahre, wie über die aus Plato's Träumereien hervorgegangenen Hirngespinnste. Er verlangt, dass in unserer Seele Alles eine Beziehung haben soll. Die Zergliederungen Montesquieu's sind scharfsinnig und fein, gehen aber der Sache nicht auf den Grund; sie verweilen zu lange bei dem Geiste und dringen nicht bis zur Seele. Der Geschmack ist das Gefühl und nicht die Quelle des Schönen.

Diderot, der sich zum Bewunderer des Essays über das Schöne aufwirft, hatte die Hoffnung auf seine Vervollkommenung. In seinen »Philosophischen Forschungen über die Natur des Schönen« (*Recherches philosophiques sur la nature du beau*) hatte — wie Diderot meint — P. André, der in seine Ideen Uebereinstimmung, Ordnung und Gleichmaass zu bringen suchte, vergessen, die Quellen dieser Ideen zu ergründen. Er hatte es keineswegs vergessen, im Gegentheil sagt er deutlich, dass einige Ideen unbeschränkt, entweder von Gott oder den Menschen unabhängig sind. Aber diesen Grundgedanken hatte er nur im Geist und nicht im Bewusstsein: das war die Lücke

oder vielmehr das Unrecht, welches Diderot wieder gut zu machen sich bemühte; er erklärt auch alle jene Ideen für unnatürlich, abstract, aus dem Verstande hervorgehend. So ist Diderot weit entfernt davon, das Werk P. André's zu vervollständigen, sondern er fügt nur das Seine hinzu, das auf das entgegengesetzte Prinzip, auf den sichtbaren Ursprung der Ideen und den relativen Character des Schönen gegründet ist.

Marmontel verwirft, wie Diderot und Montesquieu, das Prinzip P. André's; er sagt, das Gefühl des Schönen stände oft mit Gewohnheit und Vorurtheil in Beziehung. Trotz dieses Irrthums sind seine »Elemente der Literatur« (*Eléments de littérature*) ein nützliches und gewissenhaftes Werk, mit frei ausgesprochenen, doch nicht herausfordernden Gedanken, das den Geschmack bildet, ohne den Genius in seinem hohen Fluge zu beeinträchtigen. Die Betrachtungen Marmontel's über das künstlich Schöne, den Geschmack, den er besser als P. André — welcher ihn das willkürlich Schöne nannte — verstanden hat, bei dem er zwei Elemente, ein unveränderliches — das ist der gesunde Menschenverstand — und ein veränderliches — das Gefühl — annimmt, sind richtig und scharfsinnig.

Condillac hat in seiner »Abhandlung, über die Kunst zu schreiben« (*Traité de l'art d'écrire*), zwei irrthümliche Ansichten entwickelt; in der ersten ist der Grundgedanke die Zurückführung aller jener Ideen auf wahrnehmbare oder die von den wahrnehmbaren abstrahirten Ideen; in der zweiten die Vereinigung aller Prinzipien in der einen Lehre der also verstandenen Ideen. Condillac hat dabei zwar manchmal das Talent scharfsinniger Zergliederung, welches seine philosophischen Werke auszeichnet, aber auch jene beschränkten, sein abstractes System beherrschenden Ansichten, offenbart.

Der Abbé Dubos, dessen »Kritische Betrachtungen über Poesie und Malerei« (*Réflexions critiques sur la poésie et sur la peinture*) leichten und oft selbstsüchtigen Lobreden einen Ruf verdanken, den sie nicht verdient haben, war auch nicht im Stande, dieser beschränkten und falschen Lehre auszuweichen, die durch die Feder Condillacs und Diderots die Frage des Schönen geschmährt hatte; er stützt sein Werk auf das baufällige Gebäude der Lehre von den Sinnen. Uebrigens enthält diese Schrift viel nützliche und brauchbare Gedanken, der Gegenstand ist von vielen Seiten betrachtet und erforscht.

Voltaire hat keine besondere Abhandlung über den Stil ge-

schrieben, aber in seinen Vorreden und Briefen und besonders in seinem philosophischen Wörterbuch hat er einige literarische Fragen behandelt, und wenn auch nicht von einem neuen und höheren Gesichtspunkte aus, so doch mit jenem feinen Takt, jener Deutlichkeit und natürlichen, geschmackvollen Anmuth, die stets bei ihm zu finden ist.

La Harpe behandelte die Theorie nicht. Er, als gewandter, gerechter, aber furchtsamer Geist, sieht keineswegs die philosophische oder historische Seite einer literarischen Frage. Aber Niemand ist tiefer und mit mehr Geschick in die Feinheiten des Stils, in die Zweckmässigkeit eines Werkes, in die Geheimnisse des Genius eingedrungen, als er, und wenn sein Blick auch manchmal an Hoheit oder Tiefe etwas zu wünschen übrig lässt, so ist er doch scharf, bestimmt, voll Tact und Feinheit, Wärme und Leben, mit einem Worte, er besitzt die Beredtsamkeit der Kritik.

So ist das Wesen der Kritik im 18. Jahrhundert; verdorben durch die Lehren des Materialismus oder geschwächt durch die Zaghaftheit des klassischen Geschmacks. Es gibt, wie man hervorgehoben, in der Literatur des 18. Jahrhunderts zwei unterschiedliche Parteien: die eine, bei welcher der Gedanke schon frei, aber noch zaghaft, zwanglos und doch noch in Fesseln, die Freiheit benutzt, ohne sie zu missbrauchen. Es ist die Zeit, in welcher Montesquieu sein Buch »Vom Geist der Gesetze« schrieb, Buffon »die Epochen der Natur«, Rousseau »das Glaubensbekenntniss des savoyardischen Vikars«, die Zeit, in der Voltaire seine Henriade und seine besten Werke herausgab. Diese Epoche ist gütig und grossmüthig, voll menschenfreundlicher Ideen, voller Pläne für die Abschaffung der Missbräuche, für das Wohl der Menschheit und die zukünftige Herrschaft der Philosophie.

Die zweite Epoche beginnt mit der Encyklopädie und Diderot, die durch Helvétius und d'Holbach weiter ausgeführt wird. Voltaire veröffentlichte seine Bücher und Dichtungen, die seinen Ruhm schwächen, weil er sich dadurch widerspricht; Rousseau gab seinen »Gesellschaftlichen Vertrag« heraus. Es ist eine finstere Epoche, die nicht einmal eine Reform hofft und fordert, die eine Revolution will, ja, sie sogar vorbereitet. Sie naht heran, diese Revolution, man weiss, dass man am Rande des Abgrundes steht — noch ein Schritt und — o schrecklicher Sturz! — der von 1789—1792.

Seltsamer Widerspruch! Diese Epochen, von denen die eine so frei, die andere so fessellos in Bezug auf Philosophie und Politik ist, sind beide in Bezug auf Klassicität zaghaft; das war nicht der schwellende, frische Strom, der Rousseau herbeiführte und verwirrt machte und durch Bernardin de Saint-Pierre auf Chateaubriand überging; unsere verarmte Sprache hatte ihre versiegende Quelle durch eine in sich selbst versinkende und fruchtlos gewordene Tradition trocken gelegt.

Die Literatur des 19. Jahrhunderts ist zwischen diesen beiden streitenden Strömungen entstanden und emporgeblüht; sie erkennt sie manchmal an, missbilligt sie häufig und folgt, zwischen feindliche Winde hindurch, einer neuen Bahn. Es ist ein interessanter Kampf, dem wir zusehen wollen. Die Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts ist zur rechten Zeit, fast Tag für Tag und Blatt für Blatt aufgezeichnet worden, zuerst von Geoffroy und Féletz in den „*Débats*“ und später durch Mm. de Sacy und Cuvillier-Fleury; in der „*Revue des Deux-Mondes*“ durch G. Planche, in dem *Globe* durch M. P. Dubois und M. Magnin, durch Saint-Beuve in seinen *Portraits* und seinen *Lundis*, durch Montmartin in seinen *Samedis* und andern ausgezeichneten Kritiken. Sie ist nicht mehr im Einzelnen wiederzugeben, aber die Zeit, sie zusammen zu fassen, ist da. Das ist die Aufgabe, welche wir uns gestellt haben. Wir wollten, ohne zu genau zu sein, das Genie Chateaubriand's und die Phantasie der Frau v. Staël, die eigenthümlichen Behauptungen Xavier de Mèstre's, die Hoheit und den Sturz des de Lamennais, die herrlichen Dichtungen Villemain's und Cousin's, die Lieder La Martine's und V. Hugo's, die historischen Werke Thiers' und Guizot's, die neue Entwicklung der Geschichte und literarischen Kritik und ganz kurz die Beredtsamkeit der Rednerbühne und des Lehrstuhls in einen richtigen Rahmen fassen. Kurz, wir haben versucht, die französische Geistesbewegung während des ersten Kaiserreichs, der Restauration, des Julikönigsthum's und des zweiten Kaiserreichs, in allen ihren Formen und Gestaltungen zu erfassen und wiederzugeben.

Wir haben, soweit es anging, alle die Schriftsteller angeführt, die durch ihre Leistungen nach unserer Ansicht Lob oder Tadel verdienen. »Wenn ich zufällig einige vergessen haben sollte, so erkläre ich, dass es mehr zu lesen gibt, als man nennen könnte.« Mit diesen Worten entschuldigt sich ein römischer Kritiker, weil er

nicht alle Redner und Historiker erwähnte, die zu ihrer Zeit einen Namen hatten, und er fügt hinzu: »Von Büchern aller Art habe ich oberflächlich etwas abgenommen, habe aber nicht den Grund erforscht«¹⁾. Wir sind dem Beispiel des Quintilius gefolgt. Wir wollten nicht einen Katalog zusammenstellen, sondern ein Gemälde entwerfen.

¹⁾ Nos genera degustamus, non bibliothecas excutimus (Inst. orat. lib. X).

Das erste Kaiserreich.

I.

De Chateaubriand, — Joubert, — de Fontanes, — Frau von Staël, — Bonaparte und die Ideologen. — Die geistige Reaction. — Azaïs, — Laromiguière, — Royer-Collard, — Maine de Biran, — Ampère, — de Gérando.

Das 19. Jahrhundert brach an. Auf die bürgerlichen Unruhen und auswärtigen Kriege, welche die letzten Jahre des verflossenen Jahrhunderts in Aufregung gehalten hatten, war im Innern Ruhe, nach aussen Friede gefolgt. Die Hand eines jungen, siegreichen Generals unterzeichnete mit England den Vertrag zu Amiens, mit Rom das Concordat.

Zu der Zeit, als der erste Consul die Kirchen, welche die Revolution geschlossen hatte, wieder öffnete, erschien ein Werk, welches wunderbar dazu beitrug, die Herzen des Volkes in ihre Hallen zurück zu führen. Der Verfasser belebte darin mit unvergleichlichem Glanze und einer Frische des Styls einen eingeschlummerten, aber nicht erloschenen Glauben, der durch die erlittene Verfolgung noch theurer geworden war. Es war »Der Geist des Christenthums« (*Le Génie du christianisme*), das zwar ungeheuren Erfolg, aber auch lebhafteste Anfechtungen zu erdulden hatte. Die Philosophie, über die herrliche Vertheidigungsrede erschreckt, legte, im Namen des Geschmacks und der Religion selbst, gegen Form und Inhalt des Buches Protest ein. War es wohl schicklich, mit so zu sagen weltlicher Anmuth, mit sicher mehr poetischen, als theologischen Beweisgründen, die strengen Dogmen und unbeugsamen Wahrheiten des Christenthums zu schildern?

Hiess das nicht eher, es blossstellen, denn ihm dienen? Die »Apolo-
 logie« war zwar eine neue Form; in bestimmte Ausdrücke abgefasst,
 wie die Kritiker sie verstanden, hätte sie gründlicher, strenggläubiger
 sein können, wäre dann aber ohne Einfluss auf Geist und Gemüth
 geblieben. *Chateaubriand* hatte richtig geurtheilt; es war ein be-
 wundernswerther Gedanke von ihm, dass er durch das Gefühl und
 nicht durch die Vernunft die so verschrieene Religion wiederherzu-
 stellen suchte; dass er sich mehr der Phantasie, als dem Verstande
 zuwandte. Er hatte übrigens einen Rathgeber zur Seite, der sein
 Genie und das, was die Zeit forderte, verstand. *Chateaubriand* be-
 reitete sich durch grossartige, gelehrte Studien auf sein Werk vor.
 »Sagt ihm,« schrieb ein Kritiker an einen Freund, »sagt ihm, dass
 er des Guten zu viel thue; das Publikum wird sich sehr wenig um
 seine Citate, desto mehr aber um seine Gedanken kümmern; man
 ist mehr auf sein Genie, als auf sein Wissen gespannt. Man wird
 in seinem Werke der Schönheit vor der Wahrheit den Vorzug geben
 und es ist sein Geist, nicht seine Lehre, die das Glück dieses Werkes
 machen wird. Zwar nur ein Prosaschriftsteller, gleicht *Chateaubriand*
 doch keineswegs den übrigen Prosaikern. Durch mächtige Worte und
 Gedanken wird seine Prosa zu Musik und Versen. Möge uns unser
 Freund wieder daran gewöhnen, das Christenthum wieder in gün-
 stigem Lichte zu betrachten, mit Freude den Weihrauch zu athmen,
 den er dem Himmel streut, seine Choräle mit Beifall aufzunehmen:
 so wird er das Beste gethan und seine Aufgabe erfüllt haben. Das
 Uebrige muss das Werk der Religion selbst sein. Wenn die Poesie
 und Philosophie ihr einmal den Menschen wieder zugeführt haben,
 so wird sie ihn auch zu fesseln wissen, denn sie hat Reize und
 Macht, die wahrlich nicht klein sind. Das Schwierige ist nur heut
 zu Tage, den Menschen überhaupt dahin zurück zu leiten; darauf
 muss man sich beschränken, und *Chateaubriand* kann es fertig
 bringen« ¹⁾. Wir fügen hinzu: »und er hat es fertig gebracht«.
Joubert täuschte sich nie. »Der Geist des Christenthums« rief eine
 glückliche Revolution in den Gemüthern hervor. Man fand darin
 mit zauberischer Natürlichkeit jene Sitten, Gebräuche und den kind-
 lichen Glauben geschildert, davon die Poesie des Mittelalters singt,
 all die Hoheit, Schönheit und den wohlthätigen Einfluss des Christen-

¹⁾ Joubert, Briefe, frz. Ausg. B. II, S. 284.

thums. Sogar die Renaissance fand ihre Stelle: die Kuppel der Peterskirche wölbte sich neben der gothischen Kathedrale.

Man muss allerdings zugestehen, dass das Werk veränderliche Seiten hatte, und von diesen so herrlich gemalten Fresken hat die Zeit mehr als eine Farbe ausgelöscht. Nichtsdestoweniger wird »Der Geist des Christenthums« im Ganzen und Grossen stets ein schönes Werk bleiben. In seinem majestätischen Schatten, unter seinen begeisternden Gewölben haben durch ein halbes Jahrhundert hindurch Poesie und Geschichte ihre Zuflucht gesucht, um eine Vergangenheit zu ergründen, zu reproduziren und zu malen, was vier Jahrhunderte verlernt hatten. Wenn die gothische Kunst, die sogar Fénelon unbekannt war, besser verstanden wurde, wenn man mehr Geschmack an der biblischen Poesie fand, wenn die Kritik sogar ihren Gesichtspunkt erweitert hat, wenn endlich das alte, gelehrte und poesiereiche Frankreich wieder zu Tage getreten ist: wem muss man anders dieses Verdienst zuschreiben, als Chateaubriand?

»Atala und René«, die zuerst als Bruchstücke aus dem Geist des Christenthums erschienen, wurden auch der Gegenstand lebhafter und manchmal scharfer Beurtheilungen. Wie jenes letzte Werk, griff man auch sie im Namen der Moral und des Geschmacks an. Diese beiden romanhaften Episoden, die noch zitternden Leidenschaften waren in einem Buche, wie es »Der Geist des Christenthums« ist, durchaus nicht am Platze. »Atala« hatte die ersten Angriffe zu erdulden. Als ein vorangeschickter Bote, der sich überzeugen sollte, dass die Stürme sich gelegt, die Gewässer sich verlaufen hatten, war das Buch ein Jahr vor der Veröffentlichung des »Geist des Christenthums« im Jahre 1801 erschienen. Besonders war es jener neue, bilderreiche, eigenthümliche und manchmal fremdartige Stil, der den Abbé Morellet, Ginguené und Chénier aus der Fassung brachte. Zu ihrer Entschuldigung muss man hervorheben, dass dieser Stil damals noch sonderbarer klang, als wir ihn heutzutage lesen. Die Feile hat daran gearbeitet. Die verwundenden Klänge sind, zum grossen Leidwesen der Freunde der Literatur, welche Geschmack an der ersten freien Art einer vom Duft und Geist eines noch jungfräulichen Bodens durchdrungenen Phantasie finden, gemildert worden. Die Heldin erscheint ebenso neu: diese Tochter der Wüste, ein seltsames Gemisch von wilder Leidenschaft und feiner Gefühlsschwärmerei; diese feurige, durch die Hoheit

des Christenthums gezähmte Natur, die Liebende, sieht, wenn auch nicht ohne Bedauern, so doch mit Entsagung, das Kreuz auf die Brust gepresst, wie der Gram über das abgelegte Gelübde ihr Leben verzehrt. Alle diese Schilderungen und Gefühle waren der Kritik ebenso neu, wie unbekannt. *Girodet* hatte Chateaubriand verstanden. Trotz der Verleumder machte »Atala« den bis dahin unbekannten Namen Chateaubriand's berühmt.

In Atala war uns die Beschreibung einer leidenschaftlichen, wilden, grossartigen Natur gegeben, in »René« ein Gemälde jener sittlichen, den übertriebenen Sittenverbesserungen eigenen Krankheiten, deren erster Keim — seitdem von Goethe entwickelt — sich bei Rousseau findet. Hier waren der europäischen Phantasie nicht mehr die ungeheuren Fernblicke in die neue Welt eröffnet, sondern nur ein Besuch auf einer alten, verlassenem Ritterburg, eine Einkleidung im Kloster, geschildert. In solch einem engen Rahmen bewegt sich das ganze, von René handelnde Drama; aber welche innere Tiefe und unbekannte Bilder! wie viel schwermüthige Gedanken und nicht zu beschreibende Träumereien! und im Grunde, welch mächtiges, geheimnissvolles Interesse für den Schmerz René's, für diese Schwester, die in einer sie verhüllenden Wolke gezeigt wird, welche man nicht zu durchbrechen wagt. Wer könnte den Besuch auf der alten Ritterburg, die die einsamen Alleen bedeckenden Gräser, jene todten Blätter, welche unter dem Schritte des unvermutheten Reisenden erzittern und das eingewiegte Echo des väterlichen Schlossthurms wachrufen, und all jene damals so neuen und jetzt noch nicht veralteten Schönheiten vergessen!

In seinem Werke über den Geist des Christenthums und in den beiden Episoden, die ersteres vervollständigen, hatte Chateaubriand besonders den Zweck im Auge, die poetische Seite der christlichen Religion zu zeigen und zu beweisen, dass sie, ebenso gut wie die heidnische Mythologie, der Literatur und den sich mit der Phantasie beschäftigenden Künsten nützlich sein könne. Er hatte dies schon in den Kapiteln erwähnt, in welchen er die Bibel und Odyssee, Dante und Milton, Virgil und Racine vergleicht. Er hielt sich nicht an diesen ersten Beweis; was er ausgesprochen und schon bewiesen hatte, wollte er weitläufig feststellen und so zu sagen seine Theorie in die Praxis übertragen. Im Jahre 1809 veröffentlichte er sein Buch: »Die Märtyrer« (*Les Martyrs*).

»Die Märtyrer« wurden bei ihrer Veröffentlichung noch mehr angegriffen, als »Der Geist des Christenthums«. Der Neid war erwacht, man verlangte Entschädigung für einen so plötzlichen Ruhm; übrigens war Chateaubriand's Stellung in Bezug auf den Herrscher sehr verschieden von der, die er bei der Veröffentlichung seines ersten Werkes eingenommen hatte. Damals stand er in der Gunst Napoleons; jetzt war er in Ungnade gefallen. Abgesehen von jenen fremdartigen Motiven, welche in die Urtheile der Kritik hätten eindringen können, verdammt sie »Die Märtyrer« vom Standpunkte der Kunst und im Prinzip. Man konnte nicht — trotz Fénelon's Beispiel — ein Gedicht in Prosa schreiben und, gesetzt, es sei ein Gedicht, in ein und derselben Epopöe verschiedene, sich fast widersprechende Zeiten, Sitten und Schilderungen vereinigen, Homer und Apollonius von Rhodus, die Bibel und die Odyssee vermischen, kurz, anstatt eines Originals, ein zusammengesetztes Werk bieten. Das waren die Einwendungen der Kritik. Sie hatte nur in einem Punkte Recht: es gibt, rund heraus gesagt, in der Prosa eigentlich keine Poesie, ja, in Chateaubriand's Werk fehlt die Uebereinstimmung des Tones mit der Farbe; aber welche Schönheiten und neue Schöpfungen in dieser Vermischung! Es ist, das gebe ich ja zu, eigentlich eine bedeutende Zeitverwirrung, eine Tochter des Demodocus und des Eudores zusammen zu bringen; aber welch' ein Reiz liegt in der Schilderung einer griechisch-christlichen, mit Feldarbeiten und der Pflege der Musen beschäftigten Familie! Wie treu und ergreifend ist das Gemälde der Schlacht zwischen Römern und Franken! Was ist der so fesselnden, lebhaften, ja leidenschaftlichen Schilderung Velleda's gleichzustellen! Eine Originalfigur neben Atala, zeigt sie ebenso den Farbenreichthum, wie den Glanz des Chateaubriand'schen Malerstiftes. Bei dieser zarten, stolzen, bezaubernden Tochter Germaniens, der feinen und anmuthigen Cymodoce, will ich nicht das reine, starke, bei diesen wilden, überreizten Leidenschaften gezügelte Feuer vergessen.

Hat aber Chateaubriand auch bewiesen, was er beweisen wollte, dass das Christenthum ebenso poetisch ist, wie das Heidenthum? Man könnte es bezweifeln; sein Wunderbares bleibt weit hinter dem Wunderbaren Homer's zurück. Ich glaube, dass Boileau Recht hat:

»Die ehrfurchtgebietenden Geheimnisse des christlichen Gottesdienstes sind für muntern Schmuck nicht geeignet.«

(Du culte des chrétiens les mystères terribles
D'ornements égayés ne sont pas susceptibles.)

Ehe Chateaubriand »Die Märtyrer« schrieb, wollte er selbst die Orte besuchen, welche den mannigfaltigen und glänzenden Hintergrund seines Gedichtes bilden sollten. In dieser Absicht hatte er im Jahre 1806 Griechenland und Palästina bereist. Es war nicht allein sein Künstlergewissen, das ihn dazu trieb. Der Verfasser des Buches: »Vom Geist des Christenthums«, der in dem ersten Konsul den von der Vorsehung gesandten Mann erblickte, verzieh ihm die Ermordung des Herzogs von Enghien nicht und wurde von da ab sein Gegner. Ungern gesehen, aber weniger bedroht, als er glaubte, hielt Chateaubriand es für klüger, sich den Blicken des Kaisers zu entziehen, und so reiste er denn ab. Diese Art der Verbannung, die er sich unnöthiger Weise auferlegte, trug zu seinem Ruhme bei. »Der Wegweiser nach Jerusalem« (*l'Itinéraire à Jérusalem*) zählt zu seinen besten Werken. Was der Pilger gesehen, was er mit leiblichen Augen geschaut, prägt er ein und befestigt es in unserem Gemüth durch die Kraft der Phantasie, indem er in einem klaren, deutlichen Bilde die reichsten Farbentöne mit einer Mässigkeit hervorruft, die man bei seinen andern Werken vermisst.

Chateaubriand kommt aus Jerusalem durch Spanien zurück. Durch ein gütiges Geschick und ein zartes Gefühl geleitet, schrieb er: »Der Letzte der Abencerrages« (*Le Dernier des Abencerrages*), eine reizende Erzählung, vielleicht das Meisterwerk dieser so reichen, poetischen Phantasie.

Hier hört der erste und schönste Theil von Chateaubriand's Werken und auch die Jugend und Reife seiner literarischen Laufbahn auf; später wird er durch die Politik zum wenigsten der Literatur streitig gemacht oder ihr ganz entzogen, aber selbst dann finden wir noch Einzelnes, in welchem er noch er selbst ist.

Auf der neuen, gewagten Bahn, die Chateaubriand betrat, hatte er, wie bereits erwähnt, einen ebenso klugen, als ergebenen Führer, der ihm Muth einsprach. Es war Joubert.

Joubert hat gesagt: »Glücklich der Schriftsteller, der ein hübsches kleines Buch zu Stande bringt. Glücklich,« fügt er hinzu, »der den literarischen Ruhm erworben, ohne ihn erstrebt oder daran gedacht zu haben.« Joubert, von einem Kreise auserlesener Geister geschätzt, ein Freund der Einsamkeit und des Studiums, hatte alle

Annehmlichkeiten der Literatur kennen gelernt, ohne ihre Bitterkeiten empfunden zu haben. In der Stille, den Blick auf sich selbst und nicht auf die Welt und Oeffentlichkeit gerichtet, hat er die Literatur mit tiefer, inniger Liebe gepflegt. Er las viel und schöpfte aus dem Gelesenen einen feinen, kräftigenden Kern, der sich unmerkelt in die kurzen Bemerkungen und Sätze einschlich, die er nur für sich selbst aufgezeichnet hat.

Sehr wenig Freunde waren in das Geheimniss seiner geistigen Arbeit eingeweiht; wenige, aber massgebende Richter, die nicht wollten, dass so viel richtige, geistvolle Skizzen dem Volke sollten verloren gehen. Chateaubriand brachte sie zuerst an die Oeffentlichkeit; aber diese beschränkte sich vorläufig nur auf einige Freunde und glich mehr einer Erinnerung, als einer Veröffentlichung. Der erste Versuch fiel glücklich aus, und bald brauchte man dem Volke den ihm einmal gezeigten Schatz nicht länger vorzuenthalten; die »Gedanken« und »Briefe« Jouberts wurden sämmtlich veröffentlicht.

Seine »Gedanken« sind ein wenig abstrakt und unbestimmt in den Kapiteln, die jenen grossen Fragen geweiht sind, welche die edle Wissbegierde des Menschen erregen, ohne sie jemals zu befriedigen: Gott, die Schöpfung, die Unsterblichkeit der Seele, irdische Mühen und himmlischer Lohn; vom Menschen, von den Organen und der Seele, von Natur und Geist. Da hat er, trotz der Feinheit und Elasticität jener ihn nie im Stich lassenden Goldfeder, doch das unbestimmte Etwas nicht erfassen können, an das die grossen, unauflösbaren Probleme sich ewig herandrängen und es den Forschungen der Menschen entziehen. Aber seine Gedanken und Stil nehmen eine Richtigkeit, eine Bestimmtheit und unbeschreiblichen Reiz an, wenn er auf die Sittenlehre und Literatur zu sprechen kommt. Kein Kritiker vereinigt mehr gesunden Menschenverstand mit so fesselnder Anmuth. Die Blätter, welche seine Urtheile, ich möchte fast sagen, seine Orakelsprüche über die alten und die ihnen entsprechenden neuen Dichter, Homer und Plato, Bossuet und Corneille tragen, sind von unerreichbarer Klarheit und vollkommener Anmuth. Seine »Briefe« sind alle von gleichem Werth; da ist Alles reizend, es herrscht ein guter Ton, geistreiche Heiterkeit, rührende Sorgfalt; da sind lebendige und liebliche Ausdrücke, stolze und zarte Gefühle. Von Bedeutung sind sie durch das Licht, das sie über einige, zu jener Zeit berühmte Männer und Frauen: Frau von Beaumont,

Chateaubriand, Molé und Frau von Vintimille verbreiten; anmuthig, weil sie sich besonders an Frauen richten. Sie sind unerschöpflich an Feinheit, Liebenswürdigkeit, geistreichem Geplauder und anregenden Gedanken. Ein eher geistiger Verehrer — ich gebe es zu — als Freund von Frau von Beaumont und Frau von Vintimille, besitzt Joubert die Vertraulichkeit der Liebe und zugleich eine aner kennenswerthe Zurückhaltung; niemals ist er zu kühn, aber auch niemals zu schüchtern, darin sehr verschieden von dem so linkischen, der Frau von Récamier so beschwerlich gewordenen Ballanche, der mehr als platonischer Anbeter einer platonischen Schönheit war. Auch in seinen Briefen findet sich manchmal die höhere Kritik, der mens divinior. Joubert war nicht der einzige Rathgeber Chateaubriands in literarischen Dingen. Ehe er ihn kennen lernte, als er noch, ein unbekannter, armer Auswanderer, in der weiten Einsamkeit der englischen Stadt weilte, hatte er einen andern gefunden, der weniger seinen Freiheiten Beifall zollte, sie aber zu verstehen wusste. Es war *de Fontanes*.

Es steckte mehr in *de Fontanes*, als der offizielle, herrliche Verkündiger eines despotischen Willens, den man während des Kaiserreiches und auch manchmal heute noch in ihm erblickt. Noch vor und auch während dieser Zeit brach sich ein grosses, durch einen edlen Charakter noch erhöhtes Talent in ihm Bahn. Durch einen muthigen Griff hatte *de Fontanes* in der Carrière des Journalismus sein Glück gemacht; er hatte denen von Lyonnais, die im Jahr 1793 vor die Schranken des Convents getreten waren, um die Gräuelthaten des Collot-d'Herbois und anderer Proconsuln zur Anzeige zu bringen, mit seiner Beredtsamkeit beigestanden; das war ein Act patriotischer Unerschrockenheit, für den er bald nachher geächtet wurde. Zum zweiten Mal von dem Direktorium in die Acht erklärt, entging er der Deportation durch die Flucht nach England, wo er Chateaubriand kennen lernte. Als im Jahr 1799 Bonaparte, der Consul, der damals schon darauf bedacht war, Alles, was Wichtigkeit und Talent verrieth, an sich zu fesseln, nach Frankreich zurückkehrte, fiel sein Blick auf *de Fontanes*, der im Invalidenhotel und zwar in einer feierlichen Sitzung eine Lobrede auf Washington halten sollte. *Fontanes* war seinem Gegenstande gewachsen und neben den Lobreden, die er dem Helden der Pyramiden angedeihen liess, klang ein edler, patriotischer Ton durch; es war ein

Gemisch von geschickter Schmeichelei und einer Aufrichtigkeit, von der er selbst während des Kaiserreiches niemals abwich.

Die Vorträge, welche er als Vorsitzender im Namen des gesetzgebenden Körpers hielt, enthalten neben dem Lob auch manche Rathschläge und in der Redekunst, die in Bezug auf Sprache so verführerisch sein kann, entschleiert er manchmal gefährliche, unverhüllte Wahrheiten.

Seine Hauptwerke, im akademischen Stil, sind die Reden, durch welche der grosse Meister jedes Jahr die Vertheilung der schriftlichen Wettarbeiten eröffnete. Wer sie gehört hat, kann nie jene reine, stolze, wohl lautende Sprache, jene edlen und lebenswürdigen Lobreden und Rathschläge, die er Lehrern und Schülern ertheilte, vergessen. Und dennoch, fürchte ich, sind es gerade diese Reden, welche auf Fontanes ein schlechtes Licht werfen und ihm einen Anstrich von kriechendem Wesen geben, das doch seiner natürlichen Offenheit so fremd war. Sicherlich hat hiezu das dem Herrscher gespendete Lob vielfach beigetragen; aber dieses hier, wie überall feine, zart gewählte Lob artet nicht in Schmeichelei aus, es ist sittsam und bescheiden. Voller Hochachtung, aber selbstständig, nicht wie Chateaubriand dem Kaiser trotzend, beugte er sich doch auch nicht vor ihm, und als das Kaiserreich stürzte, stand der grosse Meister mehr in Ungnade, als in Gunst. —

Eine Frau theilte zu dieser Zeit Chateaubriand's Ruhm, wenn sie ihm auch darin nicht gleich kam; es war Frau von Staël. Eine Tochter Neckers, in den Salons aufgewachsen, wo ein Buffon, Thomas, Marmontel, Sédaine und Raynal sich drängten, hatte Frau von Staël schon früh die sprudelnde Lebendigkeit ihres Geistes zu beweisen Gelegenheit gehabt. Neben ihrer Unterhaltungsgabe besass sie auch das Talent einer Schriftstellerin. Sie beschränkte sich daher nicht allein darauf, die gelehrten, geistvollen, philosophischen Unterhaltungen, die sich in ihrer Nähe entspannen, anzuhören, sondern versuchte sich auch in der Kunst der Ausarbeitung und bereitete sich durch verschiedene dramatische Versuche auf die Werke vor, die einst ihren Ruhm begründen sollten. Im Jahre 1788 veröffentlichte sie die »Briefe über den Character und die Schriften Rousseau's« (*Lettres sur le caractère et les écrits de J.-J. Rousseau*) und 1796 ihr Buch: »Ueber den Einfluss der Leidenschaften auf das Glück Einzelner und ganzer Nationen« (*de l'influence des passions sur le bonheur des individus et*

des nations). Die Leidenschaften eine Quelle des Glücks! Frau von Staël war, wie man sieht, bei ihrem Auftreten eine Anhängerin des Sensualismus, sagte sich jedoch bald davon los. Im Jahre 1800 veröffentlichte sie ihr Buch: »Die Literatur in ihren Beziehungen zu den socialen Einrichtungen« (*la Littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales*). Frau von Staël spricht darin das höchste Gesetz der Vorsehung, das Walten eines Gottes durch Welt und Geschichte hindurch, die beständige und fortschreitende Offenbarung aus; lauter damals neue und tiefgehende Gedanken, die, trotz der Fehler des Buches, diesem doch ein höheres Gepräge geben. Für Frau von Staël ist die Zeit allein ein Fortschritt; die Menschheit wächst und bessert sich dadurch, dass sie alt wird. So findet sie, indem sie die Form, oder besser gesagt, die falsche Folgerung des philosophischen Satzes mit der Philosophie selbst verwechselt, das zweite Jahrhundert der römischen Literatur, die dem geistreichen Gedanken nachforscht und Grundsätze aufstellt, tiefergehender, philosophischer, als das erste Jahrhundert: sie stellt Seneca über Cicero.

Eine solche Phantasie sollte durch den Roman in Versuchung geführt werden; sie betrat dessen Bahn mit »Delphine«. Delphine ist, vom Standpunkte des sittlichen und philosophischen Aufschwunges betrachtet, ein Rückschritt. Durch die Schilderung der Leidenschaften, obgleich sie in eine ideale Form gekleidet sind, sagt sie sich noch nicht ganz vom Sensualismus los. In Delphine hat Frau von Staël die ganze Leidenschaft ihres eigenen Gemüthes geschildert.

Bis hierher gehört Frau von Staël dem 18. Jahrhundert an. So wäre es vielleicht immer geblieben, wenn das Kaiserreich sie nicht verdächtigt und ihr, wenn auch nicht Verbannung, so doch wenigstens Entfernung gerathen hätte. In den Jahren 1803—1804 besuchte sie Deutschland zum ersten Mal. 1805 ging sie nach Italien, das ein glücklicher Aufenthalt für sie wurde. Hier schrieb sie »Corinna«, ein Werk, welches »Delphine« ähnlich ist, aber eine geläuterte, erhabene Idee vertritt. Da sucht sie wirklich noch das Glück in den Leidenschaften, findet aber nur den Ruhm darin. »Corinna« hat viel verloren. Die Schilderungen Roms sind neben anderen bilderreichen Beschreibungen in den Hintergrund getreten. Die römische Landschaft hat zu viel Einfluss auf die Handlung; die Schilderung schadet der Entwicklung der Charactere, wie die Leidenschaft der Kunst. In »Corinna« spielt mehr Phantasie und Erinnerung,

als Lebhaftigkeit des Gefühls ¹⁾. Die philosophische Rederei tritt zu sehr in den Vordergrund; es sind breite Schilderungen und Weit-schweifigkeiten darin enthalten, die den Verlauf und das Interesse für das Werk verzögern, und manchmal reizt das Ideale weniger, als die der Natur abgelauchten Geheimnisse. Frau von Staël lässt ihre Phantasie spielen, statt zu sehen und zu schildern.

Die Flucht war ihr zur Verbannung geworden. Als sie im Jahre 1808 gezwungen wurde, Frankreich zu verlassen, sah sie Deutschland wieder, und der Aufenthalt in diesem Lande war nicht minder vortheilhaft für sie, als der in Italien es gewesen war. Durch die Unterhaltungen mit den bedeutendsten Schriftstellern und Gelehrten, führte sie sich in die deutsche Literatur ein, von welcher wir wenig kennen; sie athmete die Luft, in der Goethe, Schiller, Kant und Hegel gelebt. Wenn sie, selbst mit solchen Vermittlern, auch nicht ganz in den Geist des Nordens eindringen konnte, so fühlte sie doch wenigstens seinen Hauch und verstand seine Macht. Das war eine neu entdeckte Welt; sie lehrt uns sie kennen oder wenigstens ahnen. Ihr Werk über Deutschland (*l'Allemagne*) war eine wahre Offenbarung, ein fruchtbringendes Werk der Begeisterung, das die Gemüther mächtig bewegte und dem Denken und der Phantasie neue Bahnen erschloss. Welcher Gegensatz zwischen der matten, einsilbigen, kaiserlichen und dieser romantischen Literatur, die in einem, an Frische und Glanz reichen Stil alle ihre herrlichsten Blüten entfaltete. Doch war das nicht das einzig Anziehende des Werkes über Deutschland. Der Hauch der Freiheit ging mehr oder weniger durch alle die Blätter hindurch. Die kaiserliche Regierung erschrak darüber, das Buch wurde verboten und Frau von Staël auf's Neue verbannt.

Man sollte meinen, der Einfluss Chateaubriands und der Frau von Staël hätte auf die kaiserliche Literatur einwirken müssen; doch war dies scheinbar nicht der Fall. Es war einmal so, und dieses Einwirken, das sich nur ganz im Geheimen bemerkbar machte, durfte erst später festen Fuss fassen. Beide, Chateaubriand und Frau von Staël, werden die wahren Förderer der neuen Poesie, dieses literarischen Aufblühens und des Ruhmes der Restauration

¹⁾ Joubert, Gedanken, frz. Ausg. B. II, S. 208.

bleiben. Aber in Erwartung der lachenden und reichen Ernte müssen wir zur kaiserlichen Zeit zurückkehren.

Neben Chateaubriand und Frau von Staël, die für jene Zeit nicht beansprucht werden dürfen, bietet das Kaiserreich keine literarische Grösse; dennoch zeigt es in der Philosophie, in Geschichte und Kritik Leistungen, die nicht unbedeutend waren.

Napoleon, das ist ja bekannt, war der Philosophie nicht günstig gesinnt: Ideologen und Philosophen waren für ihn dasselbe, und in Wahrheit war sein Vorurtheil nicht unbegründet. Die Philosophie war in der That in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts mit Cabanis und Destutt de Tracy auf reine Empfindung hinausgelaufen, sie war Begriffslehre geworden. Davon musste sie sich also freimachen und sie wird es eben auch durch die Schüler Condillacs, durch Royer-Collard, Maine de Biran und den hochgelehrten Ampère thun; aber ehe wir uns mit ihnen beschäftigen, müssen wir einen Augenblick bei einem Manne verweilen, der, mehr Schwärmer als Philosoph, nur harmlos und erhaben war: ich meine *Azaïs*, den Verfasser des Buches: »Der Lohn im menschlichen Geschick« (*Compensations dans les destinées humaines*), das eine tröstende, wenn auch nicht immer wahre Lehre entwickelt.

»Die gewöhnliche Menge des Zerstörten steht nothwendig im Verhältniss zu der Menge des Neugeschaffenen, da alle Wesen sich gegenseitig bilden und zerstören und das Weltall in seiner Gestalt unveränderlich bleibt. Auch der Mensch ist diesem Gesetz nothwendig unterworfen; aber für ihn entsteht aus Allem, was ihn bildet, bessert und erhebt, ein Genuss, ein Vergnügen: das Glück, denn er ist ein denkendes Wesen; aus Allem, was ihn niederdrückt oder elend macht, entsteht ein Leid, eine Sorge: das Unglück. Der Mensch, am vollkommensten gebildet, mit den meisten Gütern und Vortheilen umgeben, genießt das meiste Glück; von ihm werden aber auch die Wirkungen der Zerstörungskraft am häufigsten und lebhaftesten gefühlt. So steht das Unglück im menschlichen Leben nothwendiger Weise im Verhältniss zu dem Glück; ebenso, wie die Macht der Neubildung der zerstörenden Kraft gleichkommt.« Das ist der Grundzug des Werkes: »Der Lohn im menschlichen Geschick«, ein Werk, das bei Azaïs aus einem tief religiösen Gefühl erwachsen ist.

Dieser Gedanke des Gleichgewichts ist auch der Stützpunkt seines »Universalsystems« (*Système universel*). Die Expansion, jene erste

Kraft, welche alle Wesen zwingt, sich in unbestimmtem Grade auszudehnen, die aber auch in jedem Körper durch die Ausdehnung der andern Körper in bestimmten Grenzen gehalten wird, ist seiner Ansicht nach das Hauptprinzip, aus dem die beiden wirkenden Kräfte, die der Ausdehnung und des Zusammenpressens, hervorgehen, deren genaues und nothwendiges Gleichgewicht das Gleichgewicht des Weltalls bestimmt.

Azaïs beschränkte sich nicht darauf, seine Systeme zu schreiben; nach dem Beispiel des alten griechischen Philosophen verkündete er sie mit lauter Stimme. In einem damals noch wenig bekannten Stadttheil von Paris, bei dem Luxemburg, in einer Strasse, wo ländliche Stille herrschte, unter grünem Laubdach, setzte er mit lebenswürdiger Heiterkeit seinen ihn schätzenden und aufmerksamen Schülern seine zwar bestreitbaren aber erhabenen Ansichten auseinander. Cuvier hörte ihm manchmal zu und zollte lächelnd diesen Phantasiegespinnsten der Wissenschaft Beifall. Azaïs war ein alter Gelehrter, der sich in die moderne Welt verirrt hatte¹⁾. Erfüllt von weitgehenden Hoffnungen für die Menschheit waren seine persönlichen Ansprüche sehr bescheiden, er lebte und starb arm.

So sind wir bei der eigentlichen Philosophie angelangt. Ein Schüler Condillac's, *Laromiguière*, wandte sich zuerst zu Cabanis und Destutt de Tracy. Laromiguière nahm die Lehre des Meisters nur sub beneficio inventarii an. Er verwarf die Empfindung nicht ganz, sondern begründete sie, unterwarf sie einer genauen Prüfung und machte, statt eines einfachen, durch die Sinne wahrgenommenen Eindrucks, ein wirkliches Prinzip, eine geistige Eigenschaft daraus. »Indem er die Aufmerksamkeit von der Empfindung unterschied, stellte Laromiguière schon eine erfolgreiche Unterscheidung auf. Die Wiedereinsetzung des Geistes in seine »ihm gebührende Thätigkeit, Unabhängigkeit und Würde, das ist das Werk, welches den Namen Laromiguière's trägt.« Ueberdies sagt Cousin zu Gunsten einer neuen Auflage vor der Akademie der Wissenschaften: »Die neue Auflage hat mir alle meine Jugenderinnerungen wieder wach gerufen; ich habe Laromiguière darin wiedererkannt; das ist noch immer dieselbe

¹⁾ Schliesslich fasste Frau Cottin für Azaïs, den sie auf einer Reise in den Pyrenäen getroffen und für einen Plato gehalten hatte, eine blinde Vorliebe. Sainte-Beuve, frz. Ausg. B. XII, S. 488.

glückliche Art und Weise, die klare Darlegung, die beständige Mäßigung, die selbst inmitten eines ganz bestimmten Systems systematische Uebertreibungen scheut und sich darin gefällt, sich einen Weg, eine goldene Mittelstrasse durch alle feindlichen Schulen hindurch zu suchen und zu ebnen ¹⁾).

Laromiguière hatte seinen Lehrstuhl an der Fakultät nicht lange inne. Ein zahlreiches Auditorium drängte sich um ihn. Dieses Zuströmen beängstigte die Regierung, die sich vielleicht erinnerte, dass Laromiguière einst Mitglied des Tribunals gewesen ²⁾. Er wurde aufgefordert, seine Vorlesungen zu unterbrechen.

»Laromiguière,« sagt Cousin, »lehrte mit wunderbarer Klarheit und entzückender Anmuth, er besass viel Geist und Gemüth.« — »Wer wird uns diese herrlichen Vorträge, davon der trefflichste Stil doch nur ein schwaches Bild geben kann, diese unvergleichlichen Lehren, in denen mit hoher Klarheit sich zwanglos das Anmuthige eines Montaigne, die Gelehrsamkeit eines Locke und manchmal die Lieblichkeit Fénelon's vereinigen, wiedergeben? Laromiguière begeisterte, entzückte, riss hin. Sein Wort wirkte wahrhaft bezaubernd.« —

Neben dem Lehrstuhl, wo Laromiguière's trautes und herrliches Wort laut wurde, sprach noch eine andere Stimme, ernst, feierlich, belehrend, es war die Stimme eines Mannes, der, nachdem er in seiner Jugend die ersten Hoffnungen der Revolution freudig begrüßt hatte, von seinem früheren Ungestüm bald geheilt worden war. Während der Schreckensherrschaft flüchtete er in die Felder und verbarg seinen Namen unter einem Pseudonym, denn er war schon durch eine muthige Beredtsamkeit bekannt geworden, hier folgte er, mehr als er ihn leitete, mit einem Buche in der Hand, dem ländlichen Pflug. Auf diese Weise gestaltete sich die philosophische Erziehung des *Royer-Collard*; so war er bereit, als durch Napoleon

¹⁾ Cousin, Einführung in die Geschichte der Philosophie, frz. Ausg. S. 295.

²⁾ Desrenaudes' und Laromiguière's Gewohnheit war, ein oder zweimal wöchentlich in der schönen Jahreszeit auszugehen, in den Umgebungen von Paris zu wandeln und in irgend einem Winkelchen zu Mittag zu essen. Sie gingen gewöhnlich mit andern Freunden zusammen (Garat, Daunon, Ginguené). Das Mittagessen dauerte ziemlich lange, man plauderte offen über Philosophie, Literatur und sogar ein wenig von Politik.

(Guizot, das Leben des Herzogs von Broglie.)

die Universität errichtet wurde, in der Sorbonne den philosophischen Lehrstuhl einzunehmen, zu dem er berufen worden war.

»Die Lehre des Royer-Collard lief auf ein einziges Faktum hinaus, nämlich auf die Zergliederung des Begriffs, die Geschichte und das kritische Urtheil der neueren Philosophie über dieses Faktum. Bei seinen Forschungen bediente er sich zweier Methoden: die eine ist die, welche beim Ergründen eines jeden menschlichen Begriffs angewendet werden kann und muss; die andere diejenige, die bei der Kritik und jeder philosophischen Lehre angewandt werden kann und muss.« Wir führten die Worte Cousin's an.

»Es war ein wunderbar freier, von klarem Verstande beseelter Geist; mehr ursprünglich, als erfinderisch, mehr tiefgehend, als weitgreifend, eher befähigt, einen Gedanken vollständig zu beherrschen, als mehrere zu begreifen; sehr mit sich selbst beschäftigt, aber auch darauf bedacht, durch den hoheitvollen Ernst seines Verstandes und durch seine Geschicklichkeit auf wenig feierliche Formen den ungeahnten Glanz einer, durch lebhaftere Eindrücke stark erregten Phantasie auszubreiten. Dadurch hat er auf Andere mächtig eingewirkt.« Das ist das treffende Bild, welches Guizot von Royer-Collard entwirft ¹⁾.

Royer-Collard hatte, wie Laromiguière, den Lehrstuhl der Geschichte und Philosophie in der Sorbonne auch nicht lange inne. Die Restauration, deren treuer und gewissenhafter Rathgeber er während der Verbannung gewesen, rief ihn, der kaum nach Frankreich zurückgekehrt war, auf einen grösseren Schauplatz und eröffnete ihm die politische Laufbahn.

Der männliche Verstand und die Kraft der Rede des Royer-Collard brachten der Lehre von der Empfindung die härtesten Schläge bei; er war jedoch nicht der Einzige, der dagegen ankämpfte, es halfen ihm zwei Männer dabei, *Maine de Biran* und *Ampère*. »Aus dem unthätigen Zustand der Empfindungen, der seit Hume Alles zu erklären schien, die Thätigkeit herauszufinden, das hiess, aus dem Stoffe den Geist selbst suchen.« Durch diese Entdeckung stark gemacht, sollte die Philosophie sich bald jeglicher Sinnlichkeit entledigen. Die schottischen Philosophen hatten die Mannigfaltigkeit unserer Gedanken und unseres Glaubens, die durch die Empfindung allein

¹⁾ Guizot, Leben des Herzogs von Broglie.

unerklärlich sei, hervorgehoben; Maine de Biran entwickelte diese Annahme. »M. de Biran ist weit entfernt davon, den Ursprung der höchsten Gedanken, die heutzutage im Gewissen begründet sind, in der Empfindung zu suchen; er sucht sie vielmehr in den Tiefen der freien Willensthätigkeit.« Er hatte gewissermassen den Willen entdeckt, Ampère brachte den Verstand wieder zur Geltung.

In Gedenkschriften und Briefen, die neuerdings in die Oeffentlichkeit gelangt sind, brachte Ampère eine ganz neue Seite der menschlichen Natur, die sowohl der den Empfindungen aufmerksam lauschende Condillac, als der sich fast ausschliesslich mit dem Willen beschäftigende Maine de Biran, im Dunkeln gelassen hatte, an's Licht; es war die Fähigkeit der Urtheilskraft und der Rede, die Vernunft. »Diese drei Elemente der Empfindung, des Willens und der Vernunft, die hauptsächlich von den Psychologen Condillac, Maine de Biran und Ampère gepflegt und entdeckt wurden, stellte Royer-Collard in einer von Schottland aus eingepflegten Idee einer Erkenntniss zusammen, welche die Wiederherstellung des Glaubens, den der gesunde Menschenverstand zu gewähren scheint, gegen die Zweifellehre, zu welcher die ausschliessliche Erfahrungsmethode führte, zum Gegenstand hatte. Diese Ansicht machte er zum Object einer Lehre, welche, obgleich von kurzer Dauer, der Schwärmerei, die durch die ersten Ansichten Condillac's entstanden war, ein Ziel setzte ¹⁾.

So verstand es die Philosophie, trotz der geringen Gunst, die man ihr zu Theil werden liess und in dem engen Kreise, auf den sie beschränkt war, durch eine edle Anstrengung von der traurigen Lehre, die sie in Verruf gebracht, sich zu entledigen und vom Materialismus zum Spiritualismus überzugehen. In dieser Uebersicht der philosophischen Arbeiten dieser Zeit darf man den Namen eines Mannes nicht unerwähnt lassen, den Cousin als Geschichtsschreiber der Philosophie in Vergessenheit brachte, obgleich er in seiner Jugend durch die »Geschichte der philosophischen Systeme« (*Histoire des systemes philosophiques*) bedeutende Dienste geleistet und den Ruhm, den er erwarb, durch spätere Werke noch erhöhte und aufrecht erhielt; ich spreche von *Gérando*. Sainte-Beuve ist streng gegen

¹⁾ F. Ravaisson, Bericht über die Philosophie in Frankreich im 19. Jahrhundert. Frz. Ausg., S. 14.

Gérando gewesen. »Es gibt,« sagt er, »Geister von trägem Wesen, wie Gérando und Lacretelle, die durch verschiedene Epochen eilen, indem sie leicht und geschickt sich ändern; aber fordert von ihren Werken oder ihrem Nachlass nur keine Originalität; Gérando weiss nicht, dass Royer-Collard eine Grösse für die Philosophie, und Lacretelle weiss nicht, dass Guizot für die Geschichte von Bedeutung war.« Bald werden wir sehen, dass Sainte-Beuve diese Ungerechtigkeit gegen Lacretelle wieder gut macht.

Die drei Elemente der Empfindung, des Willens und der Vernunft, die hauptsächlich von den Psychologen Condillac, Maine de Biran und Ampère gepflegt und entdeckt wurden, stellte Royer-Collard in einer von Schottland aus eingewirkten Idee einer Erkenntnis zusammen, welche die Wiederherstellung des Glaubens, den der gesunde Menschenverstand zu gewähren scheint, gegen die Zweifellehre, zu welcher die ausschliessliche Erfahrungsmethode führte, zum Gegenstand hatte. Diese Ansicht machte er zum Object einer Lehre, welche, obgleich von kurzer Dauer, der Schwärmerie, die durch die ersten Ansichten Condillac's entstanden war, ein Ziel setzte.¹⁾

So verstand es die Philosophie, trotz der geringen Gunst, die man ihr zu Theil werden liess und in dem engen Kreise, auf den sie beschränkt war, durch eine edle Anstrengung von der trügerischen Lehre, die sie in Verfall gebracht, sich zu entledigen und vom Materialismus zum Spiritualismus überzugehen. In dieser Uebereinstimmung der philosophischen Arbeiten dieser Zeit darf man den Namen eines Mannes nicht unerwähnt lassen, den Cousin als Geschichtsschreiber der Philosophie in Vergessenheit brachte, obgleich er in seiner Jugend durch die »Geschichte der philosophischen Systeme« (Histoire des systèmes philosophiques) bedeutende Dienste geleistet und den Ruhm, den er erwarb, durch spätere Werke noch erhöhte und aufrecht erhielt; ich spreche von Gérando. Sainte-Beuve ist streng gegen

¹⁾ F. Ravaisson, Bericht über die Philosophie in Frankreich im 19. Jahrhundert. Ftz. Ausg., S. 14.

politische Vorurtheil des Geschichtsschreibers, die Trugschlüsse einer lügenhaften Verteidigungsschrift, können den wahren, Anschluss gebenden Charakter nicht ändern. Wenn die eben seltenen Beispiele von Muth und Energie in würdiger Weise gelobt sind, so sind doch die am meisten an der Revolution Beteiligten und ihre strafbaren Handlungen nicht entschuldigt oder gerechtfertigt, wie ich fast sagen möchte; aber greifen wir nicht vor.

Dieser Schrecken über die Revolution, den Lacretelle lebhaft empfunden und bewahrt hatte, machte ihn, vielleicht mehr als billig, für die Bewunderung eines Mannes empfänglich, der der

II.

Revolution ein Ziel setzte. In den der Geschichte des Consuls und Geschichte: Lacretelle, — Kardinal de Bausset, — Graf Ferrand, — de Volney. — Kritik: Abhandlung über die Kanzelberedtsamkeit; die Débats. — Geoffroy, — de Féletz, — Hoffmann, — Dussault, — die Décade, — Ginguené, die wissenschaftlichen Schriftsteller, — Napoleon, — der Erzschatzmeister Lebrun.

Die Geschichte lässt sich zwar nur unter einer freien Regierung gut schreiben, dennoch wurde sie auch während des Kaiserreichs gepflegt. Der junge Lacretelle, der als Journalist die gewitterdräuenden Wortkämpfe des Revolutionstribunals angehört und berichtet hatte, schilderte in längst vergessenen Werken fesselnd die Glückswechsel. Als Nachfolger des Rabaut Saint-Étienne, der in Ermangelung des Schriftstellertalentes, in seinem Buche »Historischer Abriss der französischen Revolution« (*Précis historique de la Révolution française*) eine lobenswerthe Unparteilichkeit an den Tag gelegt hatte, entwarf Lacretelle mit glühendem Eifer die blutigen Tragödien, deren Zuschauer er gewesen und denen er beinahe zum Opfer gefallen war. »Die Geschichten des Lacretelle, die von den verschiedenen Abschnitten der Revolution handeln, haben das Anziehende von Denkschriften; sie geben die Eindrücke eines wohlgesinnten, schwankenden, aber stets aufrichtigen Mannes wieder, dessen Feder die Lebhaftigkeit und den Fluss der Rede bewahrt¹⁾.« Ach, seitdem hat man an jenen schrecklichen Scenen, welche die entrüstete Feder Lacretelle's so beredt schildert, viel gemildert, viel ausgestrichen, manches geändert und gerechtfertigt; sie sind indessen aus dem Leben geschöpft und mit lebhafter Erregung wiedergegeben. Der Antheil der Parteien, das

¹⁾ Sainte-Beuve, Lundis, frz. Ausg., B. 15, S. 309.

politische Vorurtheil des Geschichtsschreibers, die Trugschlüsse einer lügenhaften Vertheidigungsschrift, können den wahren, Aufschluss gebenden Character nicht ändern. Wenn die eben seltenen Beispiele von Muth und Ergebenheit in würdiger Weise gelobt sind, so sind doch die am meisten an der Revolution Betheiligten und ihre strafbaren Handlungen nicht entschuldigt oder gerechtfertigt, wie ich fast sagen möchte; aber greifen wir nicht vor.

Dieser Schrecken über die Revolution, den Lacretelle lebhaft empfunden und bewahrt hatte, machte ihn, vielleicht mehr als billig, für die Bewunderung eines Mannes empfänglich, der der Revolution ein Ziel setzte. In den der Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs geweihten Bänden streift das Lob nahezu an Schmeichelei. Der Schriftsteller begeistert sich bei der Erzählung der Siege seines Helden, und sein Ton, schon von Natur etwas feierlich, hat etwas von der Schönheit der Epopöe. Sein Stil besitzt Wärme, seine Erzählung Leben und dramatische Wendungen, die er — wir müssen ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen — zuerst unserer Nationalgeschichte gab.

Lacretelle, der der Revolution sogar bis auf den Grund ging, hatte seit 1795 in einem Werke, das erst zehn Jahre später veröffentlicht wurde, als Einleitung in seine »Geschichte Frankreichs im 18. Jahrhundert« (*Histoire de France au dix-huitième siècle*) eine Skizze davon entworfen, ein glänzendes, lebendiges Bild jener trügerischen Zeit, in welcher sich, unter dem Scheine des Wohlergehens und literarischen Glanzes, die Elemente einer so nahen, schrecklichen Katastrophe vorbereiteten und zusammenzogen. Später wird man wohl nach allen Richtungen hin die Geschichte des 18. Jahrhunderts durchgraben und durchwühlen; man wird den ersten Ursachen, die diese Revolution herbeigeführt, nachforschen: man wird den Reiz, der der lebendigen und anmuthigen Erzählung Lacretelle's eigen ist und die Kunst, die, ohne zu ermüden, Alles erwähnt und Alles schildert, nicht übertreffen.

Es lebte im 17. Jahrhundert ein Schriftsteller, ein Prälat, dem das 18. Jahrhundert eine besondere Gunst erwies, indem es von ihm Widerspruchsgedanken und politische Meinungen entlehnte, die er vorher nicht gehabt, und wodurch er ein Vorläufer für die Philosophie wurde; dieser Prälat, dieser Schriftsteller war *Fénelon*. Bei der sanften, edlen, so veränderten Gestalt Fénelon's wäre es billig, seine

wahren Züge hervorzuheben. *De Bausset* schrieb das Leben des Erzbischofs von Cambray in einem ihm würdigen Stil und mit Zartgefühl: »De Bausset,« sagt Joubert, »hat den verlorenen Faden der fortdauernden Erzählung wiedergefunden, diesen geschmeidigen Faden, der sich faltet und in tausend Windungen ineinander schlingt, ohne sich zu verwirren oder zu zerreißen. Anmuthige Einfachheit, sorgfältige Leichtigkeit, wahre Mässigung, ungekünsteltes Wesen sind die Eigenschaften, die diesen Schriftsteller auszeichnen; das ist heutzutage etwas Seltenes oder man sieht es überhaupt nicht mehr.« Was man an der Arbeit eben so sehr bewundern muss, ist die Genauigkeit des Forschens, die vollkommene Unparteilichkeit des Urtheils und die Seelenreinheit, welche sich in dem Adel des Stils widerspiegelt. De Bausset veröffentlichte später auch »Das Leben Bossuet's« (*La Vie de Bossuet*); dieses Werk hatte nicht gleichen Erfolg, wie »Die Geschichte Fénelon's« (*L'Histoire de Fénelon*): Wie erklärt sich diese verschiedene Aufnahme beim Volke? Hat der Schriftsteller in dem zweiten Werke weniger Kraft entfaltet, als in dem ersten? Nein! er entwickelte darin dieselben stilistischen Eigenschaften, gleiche Richtigkeit des Gedankens, die gleiche, vollkommene Gerechtigkeit in Bezug auf die Schätzung der beiden Prälaten und der Fragen, die sie schliesslich in so trauriger Weise auseinandergebracht. Warum ist dennoch Bossuet weniger gut aufgenommen worden als Fénelon? Das kommt daher, weil Letzterer damals Vielen und noch heutzutage Manchem als Sinnbild der Toleranz, einer beinahe philosophischen Toleranz erschien, während Bossuet dagegen die absolute Gewalt vertrat: eine von Beiden falsche Meinung, die jeden Tag berichtigt wird, aber damals die allgemeine Meinung war. Scheuen wir uns daher nicht, die beiden Werke Bausset's, Bossuet und Fénelon, in eine Reihe zu stellen und ihnen gleiche Achtung und Bewunderung zu Theil werden zu lassen.

Der Graf von *Ferrand*, dessen Name heutzutage unbekannt ist, ist der Verfasser von: »Der Geist der Geschichte« (*L'Esprit de l'histoire*), eine lange, zu Gunsten des Autoritätsprinzips gehaltene, auf historische Fakte begründete Vertheidigungsrede. Dieses, gerade zur rechten Zeit erschienene Werk, welches in dem Augenblick herausgegeben wurde, als sich einerseits eine Reaction gegen die Revolution, andererseits eine geheime Bewegung geltend machte, um den damaligen Consul Bonaparte zum Kaiser zu wählen, ver-

dankt diesen Umständen einen Theil seines Erfolgs; es wurde von oben herab begünstigt, man gab es als Preis in den Gymnasien; wir erinnern uns, es dort gesehen und, so weit es anging, gelesen zu haben. Sein Stil ist weitschweifig, schwerfällig, ohne Ansehen der Wendungen, ohne Schönheit des Ausdrucks. Doch gehörte ja Ferrand auf königlichen Befehl des Jahres 1816 zur französischen Akademie. Ein ehemaliger Auswanderer, vor und während der Restauration in die öffentlichen Angelegenheiten verwickelt, ein Pair Frankreichs, Mitglied des geheimen Rathes, alle diese politischen Titel trugen mehr zu seiner hohen Auszeichnung bei, als seine Werke.

Zu den Geschichtsschreibern des Kaiserreichs muss man auch *de Volney* rechnen, wenn auch einige seiner Werke und sogar sein bestes, der Zeit vorher angehören. »Die Trümmer oder Betrachtungen über die Reiche« (*Ruines ou Méditations sur les empires*), die 1791 erschienen, bieten zuerst ein herrliches Gebäude, eine bestechende Aussenseite dar, um den Leser anzuziehen und zu täuschen; die Fortsetzung entspricht dem Anfang des Werkes nicht; politische und wissenschaftliche Abhandlungen folgen bald darauf und bilden den Grundzug des Buches, manchmal sind sie ganz lehrreich, meistens aber ermüdend durch den schwülstigen Stil, der so wenig mit dem Stoffe übereinstimmt.

Im Jahre 1787 hatte de Volney mit weniger guten Hoffnungen ein Werk: »Die Reise durch Aegypten und Syrien« (*Voyage en Égypte et en Syrie*) veröffentlicht.

Die eigentlichen Verdienste Volney's sind das nicht. Er war, was man so zu sagen pflegt, Sprachforscher. Seine Werke über das Studium der Sprache sind zahlreich: »Vereinfachung der orientalischen Sprachen« (*Simplification des langues orientales*). »Europäisches, auf orientalische Sprachen übertragenes Alphabet« (*Alphabet européen appliqué aux langues asiatiques*); »Abhandlung über den philosophischen Stand der Sprachen« (*Discours sur l'état philosophique des langues*). Schliesslich, um allen diesen Arbeiten die Krone aufzusetzen, stellte de Volney einen jährlichen Preis von 1200 Franken für das Auffinden eines Alphabetes aus, das den verschiedenen, von den Menschen gesprochenen Sprachen gemeinsam sein sollte. Wenn er, wie Leibnitz, eine Universalsprache suchte, so verstand er darunter nicht eine Mundart, die allen Völkern eigen sei, sondern eine Sprache

zum Gebrauch der Gelehrten und Denker aller Länder. Aber hatte man in der lateinischen nicht diese Universalsprache gehabt? warum sollte man darauf verzichtet haben? Das war der Kummer Cuvier's, Cabanis, Destutt de Tracy und Garat glaubten, dass bei einer wohlgestalteten, philosophischen Sprache alle Irrthümer schwinden, de Volney, dass durch eine Universalsprache die Gelehrten einander besser verstehen würden. Also eine doppelte Täuschung!

Die literarische Bewegung, das geistige Leben zur Kaiserzeit ist darin nicht ausgesprochen, weder Philosophie noch Geschichte beschäftigten die Gemüther wahrhaft. Die Aufmerksamkeit und das Interesse des Volkes waren auf etwas anderes gerichtet und zwar — wo man sie damals nicht vermuthen sollte — auf die Kritik, das Journalwesen und die Presse; eine scheinbar ganz literarische, aber im Grunde doch politische Presse, wo die Revolution und der ehemalige Geist sich heimlicher Weise im Kampfe begegneten, wie jene Ritter, die mit geschlossenem Visir kämpften. Die literarische Kritik war eigentlich nichts anderes, als ein Vorwand und eine Gelegenheit zu den Doppelstreichen, die man sich gegenseitig ertheilte, denn über die literarische Lehre war man vollständig einig. So verschieden das 18. Jahrhundert wirklich in Bezug auf Politik, Religion und Philosophie von dem vorangegangenen Jahrhundert gewesen sein mag, so glich es ihm doch im Geschmack: es war klassisch. Alle seine Schriftsteller bleiben dem ehemaligen Geist der französischen Sprache treu, sie sind lauter, deutlich, gewandt und klar. Die Metaphysiker und die Schriftsteller über Nationalökonomie, Condillac und der Abbé Galiani schreiben in dieser Sprache und wenden sie bei ihren neuen Forschungen unverdorben an. Diese Treue gegen die klassischen Ueberlieferungen ist fast ein literarischer Aberglaube. Männer, welche über die am meisten vorgeschrittenen politischen und philosophischen Lehren nicht erschrecken, Daunon und de Volney, Morellet und Suard, sagen sich nicht davon los; La Harpe wirft sich zum Richter darüber auf. Aber, wenn auch über den Stil einer Meinung, so war man es noch lange nicht über die Ansichten, welche die Revolution unterdrückt oder gebilligt hatte. Daher der mühevolle, sich entspinnde, unter der Frage des Geschmackes sich verbergende Kampf. Man muss hinzufügen, dass ausser der fesselnden Lebendigkeit, die diese so verhüllten, literarischen Kämpfe an sich trugen, der Frieden, oder besser gesagt die Ruhe, welche das Kaiserreich

um sich verbreitete, den geistigen Dingen einen anziehenden Reiz gab. Der Abdruck der »Abhandlung über die Kanzelberedtsamkeit« (*Essai sur l'éloquence de la chaire*) von Cardinal Maury war ein grosses Ereigniss.

Ein berühmter Redner der constituirenden Versammlung, manchmal glücklicher Gegner, wenn auch nicht Nebenbuhler Mirabeau's, ein durch eine alltägliche Lobrede Fénelon's bekannter Kritiker, ein glänzender Prediger, schien Niemand besser als er vorbereitet zu sein, die Beredtsamkeit wohl zu verstehen; dennoch erfüllte er die Hoffnungen nicht. Zwar spricht er ganz vernünftig darüber, aber weniger als Redner, denn als Lehrer, wenn ich so sagen darf. Wie die Werke der Alten über oratorische Kunst, ohne den erhabenen Gedankenflug, der den Abhandlungen Cicero's eigen ist, belehrt seine Abhandlung, ohne zu begeistern; sie ist lehrhaft und nicht oratorisch. Mit grosser Geschicklichkeit zergliedert Cardinal Maury die verschiedenen Theile einer, ein Ganzes ausmachenden Rede; daneben zeigt er, wie man Regeln zu befolgen und Irrthümern auszuweichen hat; aber er wiederholt nur die Vorschriften der alten Rhetoriker. Neuer und lebhafter wird er bei der Beurtheilung der Redner selbst; er characterisirt abwechselnd mit Gerechtigkeit und Wärme, die Bestimmtheit, die mustergültige Logik des Demosthenes, den glücklichen, unerschöpflichen Reichthum Cicero's, die weihevollen Salbung Fénelon's, die erhabene Majestät eines Bossuet, den unübertrefflichen Verstand und die religiöse Macht eines Bourdaloue, endlich die ausgesuchte Feinheit und ergreifende Weihe Massillon's, den er, die bisherige Rangordnung ändernd, über Bossuet stellt: eine Ordnung, die seitdem umgestossen worden ist. Die Abhandlung rief, wie schon gesagt, eine ungeheure Aufregung hervor, und ein damals noch junger, aber schon berühmter Kritiker beurtheilte und lobte sie in folgenden Ausdrücken: »Ein lebender Schriftsteller, der in Folge hoher Begabung hohe Stellen einnimmt, hat mit gewaltiger Kraft und gutem Geschmack den nothwendigen Vorrang der christlichen Grabrede vor Lobeserhebungen und gewöhnlichen Lobreden zum Bewusstsein gebracht. Wir werden seine Worte um so lieber anführen, als man ihm auf diese Weise am leichtesten und würdigsten Ehre anthut.« Und nun erwähnt Villemain, mit seinen Lobreden vermischt, ein herrliches Stück, dessen Wiedergabe hier seine Länge wohl nicht gestatten dürfte.

Aber, wiederhole ich, die literarische Bewegung und das Interesse waren auf die Journale und besonders auf das *Journal des Débats* gerichtet, wo *Geoffroy* sich zuerst einen Namen machte, der heute noch nicht vergessen ist. Voltaire hatte sich in der Literatur einen Platz erobert und verkündete von oben herab seine philosophischen Lehren. Geoffroy machte seinerseits das Feuilleton zu einer geheimen Schanze, von wo aus er in die misstönenden Grundsätze und manchmal etwas deklamatorischen Verse Voltaire's Breschen schoss. Er richtete sich dann ununterbrochen, mit aller Kraftanstrengung gegen das Gedicht, welches die Gemüther und den guten Geschmack zu verderben drohte. Jede Woche, fast jeden Tag griff er ihn an und erneuerte seine Angriffe mit hartnäckigem Eifer und unerschöpflicher Kraft. Man ist über seine fruchtbringenden, neuen Beweisgründe, über seine fesselnden Beobachtungen, über seinen, durch die Leidenschaften stets wiederbelebten Eifer erstaunt. Mit Recht oder Unrecht ist er der Sieger des Schlachtfeldes geworden; Voltaire's dramatische Werke haben sich von seinen Schlägen nicht erholen können. Fréron war gerächt. *De Féletz* gleicht Geoffroy in keiner Beziehung. Wie er ein Mensch der Gesellschaft, höflich, fein und geistreich war, so tragen auch seine Artikel nichts vom Kritiker an sich; es ist mehr eine Unterhaltung in gutem Ton, leicht, angenehm, geistvoll und gründlich. Zuerst scheint er den Stoff nur oberflächlich behandeln zu wollen; sich selbst unbewusst, findet er Vergnügen daran, spricht sich weitläufig darüber aus, versteht und durchdringt ihn bis in seine tiefsten Tiefen; er erläutert und macht ihn gefällig, ohne ihn indessen aus dem Auge zu verlieren. Man ist bezaubert von dem feinen Geschmack, dem Wissen, dem Geist und der Höflichkeit, die so schön zusammenklingen und die Strafreden in Lobesaussprüche verwandeln. Das ist wahre Kritik, die immer liebenswürdig und wohlwollend in Betreff der Form, im Grunde aber ernsthaft ist und bei dem leichten Bespötteln des Buches und seines Verfassers doch ihren Stachel zurücklässt. Frau von Genlis hätte darüber etwas sagen können. Die Feuilletons von Geoffroy und »Die Zusammenstellung der Philosophie und Literatur« (*Mélange de philosophie et de littérature*) von Féletz werden noch jetzt mit Vorliebe und Nutzen gelesen. *Dussault* hatte nicht diese Leichtigkeit. Seine Zuchtrüthe ist schwerfällig; auch befasste er sich besonders mit der gelehrten Li-

teratur. Er dringt in das 17. Jahrhundert und in das Alterthum ein und herrscht darin. Seine »Jahrbücher« sind eine echte Ader klassischer Literatur.

Boissonnade, in welchem man unrechtmässiger Weise die personifizierte Kritik des Kaiserreichs gesehen, steht keinem dieser Namen nach. Zwar besitzt er nicht die allgemeinen Bemerkungen (man hielt damals weniger davon), die einen Stoff erweitern, ihn aber auch manchmal aus den Augen verlieren. Wie Geoffroy und Féletz, liebt er das Einzelne, Besondere. Wenn Boissonnade sich über ein Buch ausspricht, so schweift er nicht von dem Werke ab und denkt mehr daran, es wohl abzuschätzen und bekannt zu machen, als seine eigenen Gedanken auszusprechen; mit einem Worte, er geht nicht um den Gegenstand herum und ist weniger mit sich selbst beschäftigt, als mit dem Werke, das er studirt. Spricht er sich über eine Uebersetzung aus, so erörtert er den Sinn, die Wendungen, die von dem Uebersetzer angenommenen Ausdrücke, hebt deren Richtigkeit oder Unzulässigkeit, die Schwachheit oder Kraft, den glücklich oder schlecht gewählten Ausdruck hervor. So thaten es übrigens auch die andern Kritiker; eine Uebersetzung wurde damals einem Original gleich geachtet. Was Boissonnade vor den feinen und gelehrten Kritikern des Kaiserreichs auszeichnet, war seine Kenntniss des Griechischen. Bei ihm war das Griechische zu einer wahren Leidenschaft, fast zu einer göttlichen Eingebung geworden. Deutschland hatte durch ihn einen Nebenbuhler, der mit deutscher Gelehrsamkeit noch Geist und Geschmack besass. Wäre es pedantisch, wenn man sagte: Wenn ihr feinen Geschmacks seid, wenn ihr attisches Salz und geistvolle Feinheit liebt, so leset die lateinischen Vorreden, die er jedem Verfasser seiner »Sammlung griechischer Dichter« (*Collection des poètes grecs*) vorangestellt hat, und ihr werdet finden, dass man selbst im Lateinischen sehr viel Anmuth und Geist entfalten kann, und dass Boissonnade die französische Literatur ebenso kennt, wie die alte. Das war die gelehrte und klassische Kritik der *Débats*. An derselben Zeitung betheiligte sich ein Mann, der die phantastische und freie Richtung vertrat: es war Hoffmann. Hoffmann trat den *Débats* so zu sagen durch die widerlegende Beweisführung bei. Ein dramatischer Dichter, machte er sich durch erfolgreiche Opern, als Phädra (*Phèdre*), Nephthe (*Nephté*), Adrien (*Adrien*), bekannt. Geoffroy hatte die Musik der letzten Oper, sowie sein Stück

»Hysetha« in der Kritik scharf mitgenommen. Hoffmann vertheidigte seinen Componisten Méhul und verdankte es dem Geist, den er bei dieser Gelegenheit entfaltete, dass er der College seines strengen Kunstrichters wurde. Im Jahre 1807 trat er den *Débats* bei, die damals eine Zeitung des Kaiserreiches waren, und erwarb sich durch die gründlichen, umfassenden und vielseitigen Kenntnisse einen besonderen Rang, indem er abwechselnd »Die Märtyrer« (*Les Martyrs*), von Chateaubriand, die »Schädellehre« des Dr. Gall und den Somnambulismus mit Verständniss beurtheilte. Als strenger, unabhängiger Kritiker, der ebenso gelehrt als geistvoll war, erfasste er, mehr als jeder Andere, seine Aufgabe mit vollem Ernste. »Er kannte alles,« sagt *Sainte-Beuve*, »das Alterthum, Geographie, Medicin, ohne in Betracht zu ziehen, dass Hoffmann im wahren Sinne des Wortes Schriftsteller war; von dieser Fähigkeit hat er durch hübsche Dichtungen Probe abgelegt. Schliesslich war er vielseitig gebildet, ohne pedantisch zu sein, und führte eine leichte, etwas weitschweifige, satyrische Feder. . . . Sein Leben war am Ende das eines Sonderlings und weisen Mannes, der vor allen Dingen für seine Unabhängigkeit Sorge trägt. Zwischen die Anforderungen des Anstandes und die der Wahrheit gestellt, fürchtete er, sich am Einen oder Andern zu vergehen.« — »Hoffmann,« sagt ein anderer Kritiker, »las gewissenhaft alle Werke, die er zu besprechen hatte, vollständig durch und zeichnete seine Bemerkungen am Rande auf; es lag ihm wenig an der Natur des Buches: ob Geschichte, Geographie, Literatur, Medicin, Politik, religiöse oder sittliche Streitfragen — er war zu allem bereit. Sein zurückgezogenes Leben und sein wunderbares Gedächtniss erlaubten ihm, so vielen und so verschiedenen Kritiken zu genügen; allen Besuchen, besonders aber den Bittschriften der Schriftsteller, deren Werke er zu beurtheilen hatte, war er unzugänglich.« Ach! dass wir so weit von solchen Skrupeln entfernt sind!

Auger, der später Privatsekretär der französischen Akademie wurde, gehört auch in die Reihe der Kritiker. Im Jahre 1805 wurde er wegen einer Lobrede Boileau's gekrönt und erhielt 1806 einen Nebenpreis für die Lobrede Corneille's; er schrieb an der *Décade philosophique* und später am *Journal de l'Empire*. Auger hatte, als ausschliesslicher Bewunderer des 17. Jahrhunderts, ein gesundes Auge, vielseitige Bildung und ein sicheres Urtheil. Von seinen literarischen Arbeiten hinterliess er »Philosophische und literarische

vermischte Schriften» (*Mélanges philosophiques et littéraires*), die nicht ohne Interesse für den Leser sind.

Gegenüber dieser Kritik, die aus eigenem Antriebe eine Freundin der klassischen und monarchischen Literatur des 17. Jahrhunderts war, gab es noch eine andere selbstständige, in Bezug auf Klassicität vom 17. Jahrhundert abhängig und vom 18. Jahrhundert betreffs der philosophischen und politischen Lehren; sie wurde durch die *Décade* vertreten. Von denen, die sich darin auszeichnen, muss man zuerst *Ginguené* erwähnen.

Ginguené machte sein Glück durch »Das Bekenntniss Zulmé's« (*la Confession de Zulmé*), eine leichte Dichtung im Sinne Dorat's; dann arbeitete er an verschiedenen Zeitungen und literarischen Sammlungen, in welchen er, nicht ganz frei von Unparteilichkeit, die philosophischen Grundsätze des 18. Jahrhunderts vertheidigt. Eine Zeit lang lebte er zurückgezogen, ohne jedoch die Literatur aus den Augen zu verlieren, und wusste die Aemter, die ihm durch die französische Regierung in Italien verliehen worden waren, zu benutzen, um sein seit langer Zeit angefangenes, ewig währendes, glänzendes Werk »Geschichte der italienischen Literatur« (*Histoire de la littérature italienne*) zu vollenden. Ohne Zweifel verdankt er Tiraboschi sehr viel, aber er bespricht die grossen italienischen Poeten und Prosailer mit Bestimmtheit und Klarheit. Man fühlt nicht die Flamme, die daraus emporlodern sollte, er zerstört den Geist, ohne ihn zu schildern, er hat ein wohlunterrichtetes, aber nicht zum Herzen sprechendes Urtheil.

Demnach waren es die *Débats* und die *Décade*, in denen sich die doppelte Bewegung der religiösen Reaction und des philosophischen Widerstandes zusammenzog und aufeinander platzte.

Man hat dem Urtheil der *Débats* den Vorwurf gemacht, dass es von oben herab beeinflusst worden und offiziös gewesen sei. Offiziös war es allerdings, aber aus Ueberzeugung und freiem Antriebe. Keinesfalls missfiel es dem Meister, dass Geoffroy und Féletz Ordnung in die Lehren brachten, aber wenn sie es thaten, so fanden sie auch persönlich ihre Befriedigung darin, denn der schlechte Geschmack und die schlechten Grundsätze waren ihnen besonders verhasst.

Die Kritik, die Erbin des 18. Jahrhunderts, war ihrerseits nicht rücksichtsvoller in Bezug auf ihre Gegner. Selbst auf rein literari-

schem Gebiet gab es beklagenswerthe Gehässigkeiten, die sich in Schmähschriften und Gewaltthätigkeiten Luft machten, die uns sogar heutzutage noch überraschen würden. Ein Beispiel davon ist der von Luce de Lancival gegen Geoffroy gerichtete Folliculus, weil dieser, damals noch wenig Schmeichler, in seinem Feuilleton die vom Kaiser begünstigte Tragödie »Hector« angegriffen hatte; ein anderes Beispiel davon ist jener junge Ramon, der ein Schriftsteller zu werden versprach und in einem Duell wegen literarischer Streitigkeiten seinen Tod fand. Man muss es anerkennen, in diesem Eifer des Urtheils war noch etwas anderes, als reines Kunstinteresse, im Grunde war es, wie wir schon berichtet, ein politischer Kampf. Die Leidenschaften waren ebenso im Spiel, wie die Regeln der Kunst, und so schlüpfte der unter dem Kaiserreich gefangen genommene Gedanke durch die einzige Oeffnung, die ihm frei gelassen war, hindurch. Die beiden grossen Namen Chateaubriand und Frau von Staël gehören dieser Skizze der Hauptwerke der französischen Poesie unter dem Kaiserreich nicht an. Es hatte auch seine berühmten Namen, aber eben da, wo es sie auch nur erhoffen konnte, nämlich in den Wissenschaften. Lacépède, Laplace, Fournier und Andere waren nicht nur berühmte Gelehrte, sondern auch bedeutende Schriftsteller; und durch seine »Forschungen über fossile Knochen (*Recherches sur les ossements fossiles*) und durch seine »Abhandlung über die Umwälzungen der Erde (*Discours sur les révolutions du globe*) eröffnete Georges Cuvier jene Arbeiten, die seinen Namen über ganz Europa tragen sollten.

Lacépède, dem würdigen Nachfolger Buffon's, ist es auch manchmal gelungen, dessen edlen Stil zu treffen.

Fournier setzt mit beredter Gewandtheit in seiner »Abhandlung über Aegypten« (*Discours sur l'Égypte*), die geschichtlichen That-sachen, die Beobachtungen der Wissenschaft und die Ansichten der Politik auseinander, er hat, zum Ruhm der Wissenschaft und des Vaterlandes, den durch seine gelehrten Kollegen errichteten, glänzenden Tempel wieder aufbauen helfen, wie d'Alembert der Encyclopädie einen Tempel errichtet hatte. Nicht so anziehend, aber gründlicher als Fontenelle, ebenso bestimmt, aber schmückreicher als d'Alembert, an allgemeinen Gesichtspunkten ebenso reich, aber reiner, weicher, künstlerhafter als Condorcet, nimmt der Verfasser der »Lobrede Herschel's« (*l'Eloge d'Herschel*), die erste Stelle unter den glücklichen

Lehrern der Wissenschaften ein. Die Akademie wollte ein so schönes Talent ebenso gut beanspruchen, wie jene berühmte Gesellschaft, von der sie schon Laplace und Cuvier entlehnt hatte ¹⁾).

Und auch ihn, *Napoleon*, ihren Kollegen am Institut, kann man unter den Schriftstellern seiner Zeit erwähnen, nicht wegen seiner allzu sehr gerühmten Proklamationen, sondern wegen der Blätter, die er in St. Helena seinen Generälen in jener Einfachheit dictirt hat, die allein den Ruhm der ihn auszeichnenden Heldenthaten aufrecht erhalten kann ²⁾).

»Es wird uns gestattet sein, neben — oder vielleicht über — den Namen Chateaubriand und Frau von Staël, einen andern grossen Schriftsteller des Kaiserreiches zu begrüßen, und das ist der am wenigsten Vermuthete, der Unfreiwilligste, überall Cäsar's Nebenbuhler, es ist *Napoleon*.«

Beenden wir diese Skizze über die Prosa unter dem Kaiserreich mit einigen Worten über eine Arbeitsart, die jetzt im Stillen vor sich geht und damals in den Zeitungen und der öffentlichen Gunst sehr hoch stand — es ist die Uebersetzung. Wir haben schon erwähnt, mit welcher Sorgfalt Féletz und Boissonnade von diesen klassischen Werken Bericht erstattet haben. Von da ab war eine Uebersetzung eine literarische Leistung und sogar einem Original gleich geachtet. Selbst hochstehende Persönlichkeiten schämten sich einer solchen Arbeit nicht. Ein unter dem Kaiserreich mit der grössten Würde bekleideter Mann, der Erzschatzmeister *Lebrun*, verdankt dieser Art Arbeit einen Namen, der noch nicht ganz vergessen ist. Er gab, unter anonymem Namen, die Uebersetzung des befreiten Jerusalem heraus, mit einer durch Naturwüchsigkeit des Gedankens und Bestimmtheit des Stils ausgezeichneten Vorrede; zwei Jahre später erschien die *Iliade*. Derselben stellte er ein Gespräch

¹⁾ Cousin, Rede bei der Aufnahme in die frz. Akademie.

²⁾ 1. Erinnerungen zur Geschichte Frankreichs unter Napoleon, geschrieben in St. Helena von den Generälen, die seine Gefangenschaft getheilt haben und veröffentlicht nach den von Napoleons eigener Hand verbesserten Manuskripten. 2. Züge nach Aegypten und Syrien, Erinnerungen, die zur Geschichte Napoleons dienen sollen, von ihm in St. Helena dictirt und von den Söhnen des Generals Bertrand veröffentlicht. 3. Grundriss des Krieges von Julius Cäsar, von Marchand in St. Helena aufgezeichnet, vom Kaiser dictirt.

³⁾ Sainte-Beuve, Eröffnungsrede zu Lüttich vom November 1848.

in griechischer Sprache voran, das er auf jene Rapsodien bezog, die ehemals in Griechenland im Zuge waren. Mancher Gelehrte glaubte, nach der Reinheit des Stils zu urtheilen, ein Bruchstück aus dem Alterthum vor sich zu haben. »Ich hätte,« sagte er später, »zur selben Zeit die Odyssee veröffentlicht; jedoch glaubte ich, dass das befreite Jerusalem und die Iliade genügen würden, um mich in die unschuldige Klasse der Schriftsteller einzuführen und mich vergessen zu lassen, dass ich jemals eine andere Rolle gespielt habe.« Er hatte in der That eine Rolle gespielt. Als Rathgeber und Freund des Kanzlers Maupeou hatte Lebrun die berühmte Rede geschrieben, die der Kanzler im Jahre 1771 bei der Reform der Parlamente und derjenigen ausgesprochen, welche die, die höheren Räthe und ein neues Parlament einsetzenden Edikte unterstützt hatten. Im Jahre 1789 veröffentlichte er unter dem Titel: »Die Stimme des Staatsbürgers« (*La Voix du citoyen*) ein Werk, welches durch die Deutlichkeit, die Strenge, den Glanz des Stils und durch gründliche Beurtheilung der Zukunft bedeutend war. Zwischen jenen beiden Uebersetzungen, Jerusalem und der Iliade, besteht ein grosser Unterschied. Die erste, in herrlichem Stil, gibt in glücklicher Weise den Glanz und etwas von »dem Flittergold« Tasso's wieder. Die zweite, von harmonischem Stil, den der Uebersetzer sogar poetisch zu machen suchte, ist weit entfernt von der Einfachheit des Originals: Tasso hat Homer der Farbe beraubt, aber in dem einen wie in dem andern erkennt man den Schriftsteller wieder. Was übrigens in jener Zeit am meisten fehlte, war das wahre Gefühl für das Alterthum. Bitaubé übersetzte Homer in anderer, aber keineswegs besserer Weise als Lebrun, er benahm ihm den Geschmack, aus der Odyssee machte er eine Art Pastorale, ähnlich seinem Gedichte »Joseph«. Nichtsdestoweniger wurde Bitaubé öffentlich belobt und Ducis weihte ihm eine Epistel in Versen.

Das ist der Charakter von Quinault's Werken. Er hatte die Revolution mit Begeisterung begrüsst. Im Augenblicke des Bastillens gab er »Karl XII.«, im Jahre 1794 »Heinrich VIII. und durch den revolutionären Fanatismus noch ernster gestimmt. ist es, den wir in den letzten Jahren wiederfinden werden und zwar im 18. Jahrhundert der Charakter der französischen Tragödie; er literarische Zuchtlosigkeit und philosophische Unbefangenheit war helfen loszusagen.

in griechischer Sprache voran, das er auf jene Rhapsodien bezog, die ehemals in Griechenland im Zuge waren. Mancher Gelehrte glaubte nach der Reinheit des Stils zu urtheilen, ein Bruchstück aus dem Alterthum vor sich zu haben. »Ich hätte,« sagte er später, »zur selben Zeit die Odyssee veröffentlicht; jedoch glaube ich, dass das befreite Jerusalem und die Iliade genügen würden, um mich in die unschuldige Klasse der Schriftsteller einzuführen und mich vergessen zu lassen, dass ich jemals eine andere Rolle gespielt habe.« Er hatte in der That eine Rolle gespielt. Als Rathgeber und Freund des Kanzlers Mameau hatte Lebrun **III** die berühmte Rede geschrieben, die

Rückblick auf die Dichtkunst in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts, — Dramatische Poesie, — Joseph Chénier, — Arnault, — Legouvé, — Laya, — Ducis, — Fabre d'Eglantine, — Collin d'Harleville, — Andrieux, — Piccard, — Roger.

Wir haben gesehen, wie während des Kaiserreiches die Prosa herbeigeführt wurde; jetzt müssen wir unser Augenmerk auf die Poesie richten, aber ehe wir die Werke, die sie uns überliefert hat, anführen, ist es an der Zeit, festzustellen, in welchem Zustande das sich zu Ende neigende 18. Jahrhundert uns die Poesie übergeben hat. Zu allererst ist das, was wir in Bezug auf den Geschmack von der Treue des 18. Jahrhunderts gegen die klassische Ueberlieferung gesagt haben, von der Poesie erst recht zu betonen. Besonders ist die Tragödie nach den Formen Corneille's und Racine's gegossen. Voltaire kann wohl aus der Literatur eine philosophische Rednerbühne machen; er wird sich selbst im »Oedipus« von dieser lächerlichen Liebe der Jokasto zu Philoctetes nicht befreien können, und La Harpe wird nicht im Stande sein, sich in seinen Tragödien und Urtheilen, die zur Zeit Racine's so bedeutend waren, von der Regel der drei Einheiten loszusagen.

Literarische Zaghaftigkeit und philosophische Unbefangenheit war im 18. Jahrhundert der Character der französischen Tragödie; er ist es, den wir in den letzten Jahren wiederfinden werden und zwar durch den revolutionären Fanatismus noch ernster gestimmt.

Das ist der Character von Chénier's Werken. Er hatte die Revolution mit Begeisterung begrüsst. Im Augenblicke des Bastillensturmes gab er »Karl XII.«, im Jahre 1794 »Heinrich VIII. und

Calas« heraus; 1793 liess er seinen »Tiberius Gracchus« erscheinen, darin sich der berühmte Halbvers findet:

..... des lois et non du sang.

Man muss ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er zu derselben Zeit, als er die Freiheit und Republik verkündete, mitten in den fanatischen Gedichten auch die Stimme der Mässigung ertönen liess. Die Tragödien Chénier's sind, trotz der erlangten Erfolge, nur mittelmässig.

»Erstaunlich! Dieser Mensch, der, da er Alles sagen konnte, als er ebenso verwerfliche Verse brauchte, wie die Leidenschaften eines aufgeregten Volkes, uns wie ein Dichter erschien, der edel genug, aber schwach war, der später, als ihm die Rednerbühne und seine literarischen Werke verboten wurden, zu seiner poetischen Begeisterung nur sein Studium und seine Erinnerungen hatte, wurde von neuem Feuer erfüllt; sein Stil nahm beim Studium der Alten eine läuternde Kraft und poetische Gluth an. Seine philosophischen Gemeinplätze, in matten Versen umschrieben, machten bestimmten Zügen historischer Wahrheit und jener starken, strengen, sprichwörtlichen Redeweise Platz, durch welche »Tiberius« mit zu den besten Erzeugnissen unseres Jahrhunderts zählt ¹⁾.«

Eine wunderbare Umgestaltung der Dinge! Unter den von Chénier hinterlassenen Werken ist das zuerst sich darbietende eine Tragödie, »Cyrus«, und was ist diese Tragödie? Ein Gleichniss, eine Allegorie auf die Thronbesteigung eines neuern Begründers des Kaiserreiches. Aber mit dieser in die Augen fallenden Schmeichelei hatte Chénier dennoch nicht seine eigenen Grundsätze umgestossen; als er eine Schwachheit beging, die unehrenhaft war, wollte er seinen Fehler gut machen, sich Lügen strafen, noch in demselben Augenblick, da er sich seiner Schwachheit bewusst wurde. Diese Tragödie »Cyrus«, in welcher der französische Eroberer auf der Bühne feierlich auf den Thron gesetzt wird, war zugleich voll kühner Vorschriften über die Rechte des Volkes und öffentliche Freiheit, die zu befestigen man an dem Tage, da ein Eroberer gekrönt wird, nicht vergessen darf ²⁾.

Nächst Chénier finden wir auf derselben Bahn *Arnault*.

Arnault machte auf glänzende Weise sein Glück durch »Marius

¹⁾ Villemain, Literatur des 18. Jahrhunderts, frz. Ausg., 1. B., S. 323.

²⁾ Villemain, Literatur des 18. Jahrhunderts, frz. Ausg., 4. B., S. 321.

zu Minturnes« (*Marius à Minturnes*). Diesem Werke folgte »Lucrezia« (*Lucreze*) und »Cincinnatus« (*Cincinnatus*). Die republikanischen Stoffe waren, wie man leicht begreifen wird, an der Tagesordnung; aber wie republikanisch man auch gesinnt sein mochte, man war doch kein Feind der Liebe und besonders der klassischen Tradition. In »Lucrezia« spielt die Liebe die Hauptrolle. »Cincinnatus« stellt, wie sein Name es fordert, die römische Tugend und Armuth dar; dann kommen »Die Venetianer« (*Les Vénitiens*), ein Stück in welchem rührende Scenen und glückliche Lösungen vorkommen und an welchem Arnault bei dem »ebenso tragischen wie natürlichen« fünften Acte, wie Chénier sagt, Bonaparte zum Mitarbeiter hatte. Endlich, während der Restauration, erschien »Germanikus«, der einen Aufstand hervorrief. Im Parterre kam es zu einem heftigen Kampf, in dem die Anhänger des Kaiserreichs und die des Königthums handgreiflich wurden. Arnault schrieb bedeutende Stücke von tragischer Kunst; die Charactere seiner Personen sind kräftig gezeichnet; seine Entwürfe sind sein Eigenthum; Gedanken fehlen ihm durchaus nicht, und sein manchmal etwas harter Stil hat Kraft und Feuer. Damals zahlten Alle der römischen Geschichte Tribut; es hiess das, sich als Anhänger der bestehenden Regierung erklären. Legouvé veröffentlichte seinen »Epicharis und Nero«, eine Arbeit, die mit bedeutendem Erfolg gekrönt wurde, und in der man sogar die Charactere des Epicharis und Nero's wiedererkannte; »Fabius« war eine zweite Gelegenheitstragödie, ebenso »Eteokles und Polynices«. Idylle und Drama suchten sich gegenseitig zu überbieten, neben dem Terrorismus herrschte die Elegie, die Bibel neben Titus Livius. Das war die Epoche, in welcher Bitaubé lebte. Legouvé schrieb »Der Tod Abels« (*La Mort d'Abel*), ein Werk, das sich durch die Einfachheit des Entwurfes und Reinheit des Stils auszeichnete, wie Chénier sagt. Baour-Lormian erneuerte in seinem »Joseph« in sanften harmonischen Versen die rührende Erzählung von Jakobs geliebtem Sohn. Der Charakter Benjamins athmet liebliche Unschuld, sein Gespräch mit Joseph ist nicht ohne Reiz; warum aber ist dieses Stück durch eine Liebesscene verunstaltet?

Die Tragödie beschränkte sich nicht auf alte Stoffe, sie führte auch neuere, nationale Thatsachen auf die Bühne, »domestica facta«. Laya befolgte dieses Beispiel. Man weiss, mit welchem Eifer Voltaire die Sache des »Calas« in die Hand genommen hatte. Laya machte

aus diesem wirklichen Drama eine fünf Acte umfassende Tragödie, die 1789 aufgeführt wurde. Das Interesse, das damals noch diesem Stoff zugewandt wurde, ist jetzt ganz verschwunden und der wenig poetische, vom Verfasser vernachlässigte Stil rief es nicht wieder ins Leben zurück.

In den »Gefahren der Meinung« (*Les dangers de l'opinion*), einem in Versen geschriebenen fünf Acte umfassenden Drama, entwickelte Laya auf der Bühne diesen philosophischen Satz, dass eine ganz schuldlose Familie durch die Schande eines Schuldigen nicht in den Staub gezogen werden könne; eine Behauptung, die Lacre- tette der Aeltere, der politische Schriftsteller, vor ihm in seinen Lehren aufgestellt hatte.

Nachdem Laya, wie man sagte, Melpomene hatte reden lassen, liess er Thalia sprechen. 1793 (man darf das Datum nicht vergessen) schrieb er, grossmüthig auf die Aufforderung Chéniers antwortend, »Der Freund der Gesetze« (*L'Ami des lois*). Der Erfolg dieses Stückes, das mehr eine Satyre, denn eine Komödie war, war ungeheuer gross. Chénier wirft ihm Unvollkommenheiten, die Folge einer allzu eifertigen Arbeit vor; auch kann man ihm den, den Werken dieser Zeit eigenen Schwulst nachrühmen, aber was thut das! Laya zeigte sich als Mensch von Talent und Herz; er hatte der Volkstyrannie getrotzt und hätte beinahe sein heldenmüthiges Zeugniß mit seinem Leben bezahlen müssen.

Wir sahen soeben, dass die Tragödie, obgleich republikanisch, dennoch nicht aufhört, klassisch zu sein; sie verwirft die Regeln der drei Einheiten nicht. Indessen gibt es einen Dichter, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts sich von den engen Bahnen des Aristoteles zu befreien suchte und von einem fremden Dichter eine neue Form verlangte; dieser Mann, der auch schon erwähnt wurde, war *Ducis*. Er versuchte Shakespeare's Bühne nach Frankreich zu verpflanzen. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts war Shakespeare fast völlig unbekannt in Frankreich. Voltaire holte das Versäumte nach; die Uebersetzung von *Letourneur*, so wenig getreu sie auch sein mochte, machte auch diesen bekannt. Ducis forderte seinerseits von ihm Anregung und die Stoffe mehrerer seiner Tragödien, wie König Lear, Macbeth und Othello, die 1792 erschienen. Mir kommt es nicht zu, darüber zu urtheilen, ob Ducis in der Durchführung seines Planes, den grossen, englischen Tragiker nach Frankreich zu verpflanzen, immer glücklich gewesen ist; wenn er, ohne genügende

Kraft zu besitzen, uns alle jene neuen, manchmal wilden Schönheiten des Shakespeare'schen Drama's zu eigen zu machen suchte, er es nicht genug gewesen ist, um gegen unsern Geschmack zu handeln, so ist die einzige Thatsache, die ich feststellen kann, nur dieser Versuch der Nachahmung und in der Nachahmung ein gut Theil eigenen Schaffens. Ducis bricht mit seinen Vorgängern und Nachfolgern; er hatte, bei allen stilistischen Fehlern und Schwachheiten der Erfindung, den Geist der Tragödie, und mit mehr Kühnheit hätte er leicht Selbstschöpfer sein können. Das hat er wohl in »Abufar oder die arabische Familie« (*Abufar ou la famille arabe*) bewiesen, ein am 13. April 1795 aufgeführtes Stück von grosser Verwegenheit, in welchem er, da er eine Situation zu schildern hatte, die etwas an René von Chateaubriand erinnert, alles für den Gegenstand Gefahrvolle vermied und mit den Farben und dem Feuer der Wüste eine Leidenschaft zu schildern wusste, die man sich lieber äussern lässt, als dass man sie schildert. Abufar ist eine echte Schöpfung Ducis'.

Die Komödie hielt sich besser gegen das revolutionäre Mitsichfortreissen, als es die Tragödie, mit Ausnahme von Ducis' Werken, gethan hatte. Das erste Stück, von welchem wir sprechen werden, würde nicht einmal den Verfasser, dem man es nicht zutrauen sollte, errathen lassen. Dieser Schriftsteller ist *Fabre d'Églantine*.

Ein Wort Rousseau's hatte Fabre den Stoff zu seiner Komödie »Philinte oder die Fortsetzung des ‚Menschenfeind‘« (*Philinte ou la suite de Misanthrope*) gegeben. In seinem Brief über die Schauspiele hatte der Genfer Philosoph gesagt: »Der Philinte im ‚Menschenfeind‘ ist nicht allein ein freier Mann, sondern auch Egoist.« Fabre ergriff diesen Gedanken und indem er Rousseau's Bemerkung aufnahm, fasste er den Entschluss, Philinte für seinen Egoismus durch denselben Betrug bestraft zu schildern, den er so stillschweigend duldete, als er nur den Schaden Anderer darin erblickte. Er hatte nicht die Absicht, den »Menschenfeind« noch einmal zu bearbeiten, er wollte ihn vielmehr vervollständigen, ein Schüler und nicht Nebenbuhler Molière's sein. Fabre schrieb schlecht. Sein Stil, manchmal kräftig, ist meistens hart, unrichtig und wunderlich; übrigens bemerkenswerth durch den Reichthum der Phantasie, die Kunst der Zusammenstellung, die Macht der Characterschilderung; im Allgemeinen ein schlechter Schriftsteller, aber ein mit Talent zum Lustspiel begabter Dichter.

Ganz anders ist *Collin d'Harleville* sowohl im Character, als in der Begabung; sie stehen sich sogar feindlich gegenüber. Die Feindseligkeiten gingen, es bedarf kaum der Erwähnung, von Fabre aus. Zuerst bearbeitete er unter dem Titel »Der Anmassende« (*le Prèsomptueux*), die »Spanischen Schlösser oder der Optimist« (*Les Châteaux en Espagne ou l'Optimiste*) noch einmal, ein Stück, welches von fesselnden Schilderungen glänzt und wo Collin jene reizenden Einzelheiten nicht gespart hat, womit er seine Werke zu bereichern pflegte. Der Kampf fiel nicht zu Fabre's Gunsten aus. Bald, in dem Vorworte zu »Philinte« erlaubte er sich nicht allein in unverschämter Weise die Komödie »Der Optimist« anzugreifen, sondern sogar die sittlichen Zwecke des Verfassers. Collin antwortete mit einem herrlichen Werke »Der alte Hagestolz« (*Le vieux célibataire*). Für seine ersten Stücke »Der Unbeständige« und »Der Optimist« (*l'Inconstant* und *l'Optimiste*) hätte man etwas mehr komische Kraft fordern können. »Utinam conjuncta foret vis comica;« hier belebt das Interesse, die Kraft der Komik alle Scenen. Der Hauptcharacter, der der arglistigen Gouvernante, ist köstlich gezeichnet; der Stil ist gefällig, das Gespräch geistvoll und lebhaft, die Wirkung im Ganzen vollständig. So ist das Meisterwerk des Collin d'Harleville.

Collin d'Harleville und *Andrieux*, diese beiden Namen werden zusammen genannt. Beide zu Schreibern des Pariser Parlamentes bestimmt, traten sie durch Advokatsstudien zum Theater über. Andrieux zeichnete sich schon sehr früh durch die Reinheit, Gefälligkeit und Leichtigkeit des Stils aus.

Das kleine Stück Anaximandre's »Die Leichtsinnigen« (*Les Étourdis*) begründete seinen Ruf. Der Reiz eines herrlichen Versmasses, ein munterer Dialog, Originalität der Charaktere, fesselnde Mannigfaltigkeit der Situationen: Alles ist hier glücklich vereinigt. »Das Abendessen von Auteuil« (*Le Souper d'Auteuil*), »Der Schatz« (*Le Trésor*), »Der Mantel« (*Le Manteau*) unterstützten seinen ersten Ruf, ohne ihn zu erhöhen. Andrieux und Collin, diese beiden Freunde, die Musenbrüder, waren sich, wie Peter und Thomas Corneille, nicht allein durch gegenseitige Rathschläge, sondern sogar in den Reimen behülflich. Andrieux schrieb eine ganze Scene des Optimisten und wahrlich nicht die schlechteste.

Neben Collin und Andrieux dürfen wir einen Mann nicht unerwähnt lassen, der ihr Freund war und, ihnen auf dem Fusse

folgend, dieselbe Bahn einschlug, der liebenswürdige und geistvolle, fruchtbare *Picard*: wir besitzen von ihm 25 aufgeführte Komödien, die er schrieb, ehe er 40 Jahre zählte, und mehrere in Versen, ohne Zweifel ungleich und grösstentheils der Vergessenheit anheimgegeben; aber »Die kleine Stadt« (*La petite ville*), eine Erinnerung an La Bruyère und »Die Marionetten« (*Les Marionnettes*), sind noch wahrhaft und nützlich. Sehr schnell geschrieben, bieten die Stücke Picard's immer urwüchsige Gedanken, wahre Schilderungen, richtig aufgefasste lächerliche Handlungen. Vergessen wir nicht den Verfasser von: »Der Advokat« (*L'Avocat*) und »Karoline oder das Gemälde« (*Caroline ou le Tableau*), *Roger*, der zur französischen Akademie gehörte.

Die literarischen Gehässigkeiten waren, wie bereits erwähnt, zu dieser Zeit sehr lebhaft; die Kritik hat uns mit Beispielen davon versehen; die Poesie litt dabei nicht Schaden. Das Spottgedicht ist vielleicht die freieste Art der Poesie dieser Zeit: *Lebrun-Pindare*, *Baour-Lormian* und *Despaze* thun sich darin hervor. Die Epigramme *Lebrun's* gegen *Baour-Lormian* und die treffenden Antworten des Letztern sind lebhaft, fesselnd, geistvoll, es ist ein Hagel von gut abgeschossenen und nicht schlecht zurückgeworfenen Pfeilen. Das sind, mit einem Worte, nur Scharmützel, literarische Duelle. *Despaze's* Trachten ging höher hinaus; seine »Vier Satiren« oder »Das Ende des 18. Jahrhunderts« (*La fin du dix-huitième siècle*) sind eine allgemeine Kritik, manchmal streng, manchmal gerecht, sie machen mehr seinem Talent, als seiner Unparteilichkeit Ehre, er ist ein politischer Gilbert.

Das Kaiserreich entstand nicht mit allgemeiner Zustimmung und so aus eigenem Antriebe, wie man gewöhnlich glaubt. Einige grossmüthige Geister, die den weisen, wiederherstellenden Massregeln des Consulats zugejauchzt hatten, sahen diesen nicht mit gleicher Freudigkeit die vorsorglichen Massregeln des Kaiserreichs folgen. Zu ihnen gehörte *Chénier*; er hat, über Bonaparte enttäuscht, seinen Groll mit dem Feuereifer *Juvenals* in einem berühmten Stücke »Mein Spaziergang« (*Ma promenade*) niedergelegt.

Lebrun-Pindare fasste leichter einen Entschluss. Er hatte wohl, wie Andere, die Tyrannen verdammt; dennoch schien in ihm nichts den wilden Feind des Despotismus, den zukünftigen Verfasser der Revolutionsoden zu verrathen. Bei dem Fürsten *Conti* war er Geheimsecretär und als er diese Stellung verlor, erhielt er vom Hofe eine Pension von 3000 Franken; mit leichter Mühe konnte er zu der

Monarchie zurückkehren und so sang er, wie auch Andere, das Lob Napoleons; wenn er ihn aber lobte, so geschah es mit Bescheidenheit in einigen Stücken, die dem Consulat vorangingen. Napoleon gab ihm aus Irrthum, wie wir sehen werden, 6000 Franken Pension, die ihm auch blieben, als der Irrthum berichtigt wurde.

Hat Lebrun den Beinamen Pindare, den er sich zuerkannte und die Unsterblichkeit, die er sich versprach, verdient? Sicherlich muss man bei ihm ein gründliches Studium poetischer Sprache, eine weise Uebereinstimmung und jene angenehme Zügellosigkeit schätzen, die, ohne bestimmt lyrische Poesie zu sein, ihm nicht schadet. Aber bei seinem Anlauf bleibt es; seine Begeisterung ist oft gesucht, sein Vers schwerfällig und unrichtig; er lässt die Mythologie zu viel in Stoffe hineinspielen, die es nicht zulassen; sogar die Ode »Der Rächer« (*Le vengeur*) ist nicht frei davon. Manchmal trifft er herrliche Strophen; so findet er zum Lobe Buffon's Klänge, die des Verfassers der »Epochen der Natur« (*Époques de la Nature*) würdig sind.

Au sein de l'infini ton âme s'est lancée;
Tu peuplas ces déserts de ta vaste pensée;
La nature, avec toi, fit sept pas éclatants;
Et de son règne immense embrassant tout l'espace,
Ton immortelle audace
A posé sept flambeaux sur la route du temps.

Dennoch ist Lebrun nicht Pindar; er findet seine Stelle zwischen Malherbe und Jean-Baptiste Rousseau; er steht in Bezug auf Sprachrichtigkeit unter dem Ersteren, in Bezug auf Empfindung über dem Letzteren.

Gegen Ende seines Lebens arbeitete Lebrun an seinen »Nachtwachen des Dichters« (*Veillées du Parnasse*) und an seinem Gedicht »Ueber Natur« (*De la Nature*); er übersetzte auch einige griechische und lateinische Stücke, den Anfang der Iliade und eine Idylle von Theokrit, den Anfang der Georgika, die Episode des Aristeus, die des Nisus und der Euryale; in seinem Kampf gegen das Alterthum hielt er sich ehrenhaft, wo er nicht Sieger blieb; er besass Glanz in Ermangelung von Einfachheit.

Monarchie zurückkehren und so sang er, wie auch Andere, das Lob Napoleons; wenn er ihn aber lobte, so geschah es mit Bescheidenheit in einigen Stücken, die dem Consulat vorangingen. Napoleon gab ihm aus Irrthum, wie wir sehen werden, 6000 Franken Pension, die ihm auch blieben, als der Irrthum berichtigt wurde.

Hat Lebrun den Beismann Pindare, den er sich zuerkannte und die Unsterblichkeit, die er sich versprach, verdient? Sicherlich muss man bei ihm ein gründliches Studium poetischer Sprache, eine weise Uebereinstimmung und jene angenehme Zügellosigkeit schätzen, die ohne bestimmt lyrische Poesie zu sein, ihm nicht schadet. Aber bei seinem Anlauf bleibt es; seine Begeisterung ist oft geübt, sein Vers

IV.

Kaiserliche Dichtung, — Das Theater, — Raynouard, — Delrieu, — Brifaut, — Luce de Lancival, — Alexandre Duval, — Étienne, — Népomucène Lemer-
cier, — Delille und seine Schule. — Ein neuer poetischer Strom, — André
Chénier, — De Chénedollé, — Millevoye, — Baour-Lormian.

Wir sind bei dem ersten Kaiserreich angelangt. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, dass die Tragödie natürlicher Weise die republikanischen Stoffe, die halb aus Geschmack, halb durch den politischen, hinreissenden Eindruck während der Revolution von den Dichtern angenommen worden waren, vergass. Raynouard eröffnet in glänzender Weise die Epoche der Tragödie unter dem Kaiserreich. Er hatte, wie Andere auch, sein Glück durch eine republikanische Tragödie: »Cato von Utika« gemacht, die im Jahre 1794 hinter Schloss und Riegel geschrieben und in sehr wenig Exemplaren abgedruckt worden war. »Die Tempelherrn« (*Les Templiers*), im Jahre 1805 erschienen, machten ihn zu einem freien Mann. Der Verlauf dieser Tragödie ist regelmässig aber langsam, der Stil sprachrichtig aber trocken und nicht recht gefällig, hat aber Kraft und Bestimmtheit. Die Gedanken sind kräftig, das Gespräch kernig und fliegend; die Gedichte in Versen (von denen man damals viel hielt) sind lebhaft; kurz, im Ganzen herrscht Wärme und Gefühl, dann und wann streifen sogar einzelne Züge an das Erhabene.

... les chants avaient cessé.

Dieser Halbvers, in der Erzählung von dem Tode des Tempel-
ritters, ist nicht verloren gegangen.

1810 veröffentlichte Raynouard »Die Landstände von Blois«
(*Les États de Blois*), die nur eine mittelmässige Aufnahme fanden.

Darauf erschien eine Tragödie, die einen schwer zu begreifenden Erfolg hatte. Auf der Bühne erregte sie Theilnahme und hielt die Aufmerksamkeit durch ein dramatisches Interesse, das in geschickter Weise gesteigert war, wach; aber seltsamer Weise war der Stil ebenso trocken und unrichtig, wie der des »Artaxerxes«. Wer kennt heutzutage noch »M. Delrieu«.

Da ist noch eine zweite Tragödie, der ein sonderbares Schicksal zu Theil wurde. »Der Stoff ist aus der neuern Geschichte gewählt; das Stück spielte zuerst in Spanien, unter der Regierung des Don Sancho, König von Leon und Kastilien; die Hauptereignisse beruhen nicht auf Erfindung, der Verfasser hat sich damit begnügt, sie zu einer so interessanten Fabel zu vereinen, wie er sie nur eben ersinnen konnte. Bald überschritten unsere bewaffneten Truppen die Pyrenäen. Da war die Hälfte des Stückes fertig und man musste auf Weiteres verzichten. Man war gezwungen, einen Boden zu verlassen, der schlüpfrig zu werden begann; indem man sich daraus zurückzog, gab man auch die Vortheile auf, die die nationalen Stoffe boten, darauf er zum Theil gegründet war. Der Verfasser flüchtet mit seinem Helden nach Assyrien. Das Alter der Zeiten, die dunklen Erinnerungen gestatten ihm bis zu einem gewissen Punkte, Charactere zu erfinden und in Ermangelung geschichtlicher Ueberlieferungen Gebräuche zu ersinnen. Diese unsern Augen entrückten Epochen scheinen das Erbtheil des tragischen Dichters zu sein; es ist erwiesen, dass er das Recht hat, über den Geist einer unbekannten Nation zu verfügen, der er seine Handlung und seine Personen entlehnt oder anpasst. . . . Der Verfasser bedauert sehr, dass die politischen Umstände, die ihn zwingen, die Form seines Werkes zu ändern, ihn der stets kostbaren Lokalfarbe beraubten.« So spricht *Brifaut* in seinem Vorworte und so leitete der Dichter im Handumdrehen ein Stück, das, wenn auch noch nicht fertig, wenigstens ganz erfasst und mehr als zur Hälfte fertig, aus der modernen Geschichte Spaniens nach Alt-Assyrien. Man merkt, dass Brifaut, was er auch davon sagen mag, nur wenig auf die Lokalfarbe hält.

»Die Tempelritter«, »Ninus II.« und »Artaxerxes« gefielen, aber den grössten Erfolg hatte »Hektor«. Der Verfasser dieser Tragödie, *Luce de Lancival*, war ein bedeutender Professor und ausgezeichnete Dichter. Er hatte nicht ohne Anmuth und Geschick

die Achilleide von Stace in Versen übersetzt. Mit hübschem Gesicht und klangvoller Stimme begabt, war er manchmal Napoleons Vorleser und sein Lieblingsdichter. »Hektor« war demnach fast ein officiellcs Stück; in dem Trojanerhelden jauchzte man dem neuen Kaiser zu. Napoleon sagt von »Hektor«, »es sei ein Stück für's Quartier, man würde, wenn man es gehört, besser auf den Feind losgehen.« Es ist billig, hinzuzufügen, dass die Anmuth dieser Verse unter der ein wenig befohlenen Begeisterung litt. Diese pomphafte, glänzende, etwas schwülstige Poesie scheint uns sehr verjährt; damals entzückte sie, war aber sehr wenig in dem Tone Homer's gehalten, obgleich Villemain gesagt hat: »Diese ganze, aus der Iliade geschöpfte Tragödie ist wahrhaft homerisch;« ein Urtheil, welches natürlich, wenn auch nicht gerecht ist, denn Villemain war ein Schüler des Luce de Lancival. Seit der Zeit hat er noch mehr von dem alten Dichter entlehnt; die Odyssee ist gebrandschatzt worden; aber hat man ihre wahre Farbe besser dargestellt? Man sieht, dass die Tragödie mit Eifer gepflegt und vom Publikum geschätzt wurde. Die Komödie, die wir einer Prüfung unterziehen wollen, bietet, ohne ebenso glänzend zu sein, einige bedeutende Werke.

Alexander Duval war einer der fruchtbarsten und glücklichsten dramatischen Dichter dieser Epoche. Seine Peinlichkeit macht er wieder gut durch die Entwicklung der Characterc, durch den kunstgerechten Verlauf seiner Stücke und durch die Zusammenstellung des Entwurfes. »Die Jugend Heinrichs V.« (*La jeunesse de Henri V.*) und »Der Haustyrann« (*Le Tyran domestique*) bleiben von seinen gesammelten Werken die besten Sachen. Duval verstand die Bühne, und die Vorworte, die er seinen Werken in der vollständigen Ausgabe vorangestellt hat, verdienen wohl gelesen zu werden; sie bilden gewissermassen eine theologische, dramatische Vorlesung, die reich an wahren und nützlichen Lehren ist. Man erkennt sein Verständniss für das Theater, das sein grösstes Verdienst bleibt; er verstand zusammenzustellen, konnte aber nicht schreiben.

Etienne hatte nicht die Fruchtbarkeit des Alexander Duval, erwarb sich jedoch durch sein Werk »Die beiden Schwiegersöhne« (*Les deux gendres*) eine besondere Stellung; es ist das hervorragendste Buch dieser Zeit. Sein Erfolg war glänzend und erregte Neid. Man suchte es zu schädigen, durchstöberte die Werke eines

Jesuiten von Rennes und fand ein Stück »Conaxa«, das mit Etienne's Stück offenbar Aehnlichkeit hatte. Es entstanden deswegen lebhaft Streitigkeiten. War Etienne ein Abschreiber oder Selbstschöpfer? über diese Frage stritt man lange hin und her, da die Feinde sowohl wie die Anhänger verschiedene Gründe aufzuweisen hatten, die zu ihren Gunsten sprachen. In der That fand sich der erste Ausgangspunkt der »beiden Schwiegersöhne« in »Conaxa«, aber ungefähr in der Weise, wie sich in einigen Entwürfen des Cyrano de Bergerac die Idee zu einigen Molière'schen Szenen fand; eigentlich war das Stück wohl von Etienne; es war sein durch die Neuheit des Entwurfs, der Charactere und der Versification.

Später veröffentlichte Etienne mit weniger Erfolg »Die Intrigantin oder die Familienschule« (*l'Intrigante ou l'école des familles*), ein Stück, welches die Kritik aufzuführen verbot, da sie politische Anspielungen darin zu erkennen glaubte. Wie man sagt, wurde Napoleon durch folgenden Vers unangenehm berührt:

Je suis sujet du prince et roi dans ma famille.

Die Komödie ist, wie wir schon bemerkt haben, auch durch die klassische Mühle gewandert, gerade wie die Tragödie. Indessen brach ein Mann mit dieser Einförmigkeit und der Tradition, es war der Verfasser von »Agamemnon«, *Népomucène Lemer cier*. Indem er seine zuerst eingeschlagene Bahn verliess, unternahm der erste der glücklichen Nachahmer der Alten es, unter einem fremden Gesichtspunkt, der mehr dem Drama als der Komödie angehört, eine jener die Staaten umwälzenden Revolutionen darzustellen; auch »Pinto« erlebte einen Aufruhr und, was noch schlimmer ist, er litt Schiffbruch. Das Parterre verstand diese Sonderheiten nicht; seitdem hat es sich gebessert oder verschlechtert. Es war dies nicht das einzige Stück, in welchem Lemer cier versuchte, der Bühne Freiheiten zu erringen. »Christoph Columbus«, ebenso kühn wie »Pinto«, hatte keinen bessern Erfolg.

Lemer cier hatte alle die poetischen Ahnungen und Kühnheiten der Generation, die ihm folgen sollte; er führte in der Epopöe und in dem Drama Neuerungen ein. »Die Panhypochrasiade oder die höllische Komödie des 16. Jahrhunderts« (*La Panhypochrasiade, ou la Comédie infernale du seizième siècle*), davon er ein Kapitel dem Dante Alighieri widmete, ist eher ein ungeheuerlicher Höllenrath,

als eine Originalschöpfung. In der »Atlantiade oder die Newtonische Göttergeschlechtslehre« (*L'Atlantiade ou la théogonie newtonienne*) zeigt der Verfasser seine wissenschaftlichen Kenntnisse, ohne auf lange Abweichungen über die Wirkungen der Poesie, der Gesetzgebung und des Krieges und mannichfacher Beschreibungen zu verzichten, die, obgleich geschickt eingeflochten, doch dem Interesse Eintrag thun. Manchmal erhebt er sich sogar bis zum Idealen, um aber bald wieder in die Leere und Verwirrung zurückzusinken; dennoch ist er, trotz seiner Fehler, ein glänzender Geist und bedeutender Kritiker, trotz der Unordnung, die in den meisten seiner Werke herrscht. In der That ein seltsamer Widerspruch! Derselbe Mann, der sich an »Pinto« wagte, hat in seinem »Analytischen Verlauf der Literatur« (*Cours analytique de littérature*) die reinste literarische Strenggläubigkeit gezeigt, ich möchte fast sagen, die allerunduldsamste; von den drei Einheiten weicht er durchaus nicht ab, er empfiehlt sie und zeigt in der Vollkommenheit einer »Athalja« (*Athalie*) ihre höchste Anwendung, er, der in »Christoph Columbus« eine Intrigue schilderte, die in Spanien ihren Anfang nahm, über dem Ocean im Innern eines Schiffes zur Fortsetzung gelangte und an den Gestaden Amerika's endlich zum Abschluss kam.

Wir werden Népomucène Lemercier nicht verlassen, ohne — vom poetischen Standpunkte aus betrachtet — vielleicht sein Bestes erwähnt zu haben, seine »Vier Verwandlungen« (*Quatre métamorphoses*). Dieses Gedicht, welchem man die Freiheit des Directoriums anmerkt, unter welchem es entstand, ist sehr selten, vielleicht kaum heute noch zu finden ¹⁾.

Verlassen wir die Bühne und gehen wir von der dramatischen Dichtung zur Epopöe über. Die Franzosen haben, wie man sagt, kein Glück in der epischen Dichtung. Ich weiss das nicht; wenigstens haben sie, und zwar schon lange, eine Leidenschaft für die Epopöe gefasst. Das 17. Jahrhundert hat sich darin versucht. Voltaire glaubte, darin etwas geleistet zu haben; nächst ihm und manchen Anderen hat Parseval de Grandmaison sich damit beschäftigt. Parseval de Grandmaison gehörte zur wissenschaftlichen Commission in Aegypten, ein neuer Orpheus, die neuen Argonauten begleitend. Als unsere Gelehrten die geheimnissvollen ägyptischen Ruinen studirten,

¹⁾ Siehe Geschichte der kaiserlichen Dichtung von N.-B. Jullien.

verfertigte Parseval de Grandmaison inmitten der Kämpfe, die sich um ihn her entspannen, sein Gedicht »Philipp August« (*Philippe Auguste*), eine mühsame, schätzenswerthe, durch das Versmass hervorragende Arbeit, die im Grunde wenig episch ist.

Zu welcher Dichtungsart muss man das Gedicht *Esménard's*, »Die Schifffahrt« (*La Navigation*), rechnen? zur epischen oder didaktischen? Jedenfalls zur beschreibenden Dichtung. Esménard war Kritiker und mit dem politischen Theil der Débats beauftragt. Man kann sich denken, dass ihm nicht wenig Lob gezollt wurde; bis zu einem gewissen Punkte rechtfertigte er das. Neben dieser natürlichen Aufgabe beschreibender Art, die damals sehr bevorzugt wurde, finden sich bei ihm glänzende Dichtergaben; er besitzt wohllautende, richtige Verse, majestätische, klangvolle Perioden, glücklich aufgefasste und richtig wiedergegebene Ideen, lebhaft, genaue Schilderungen.

Alle jene Namen verschwinden neben *Delille*, der sich in seiner zweiten Dichterperiode natürlicher und einfacher erwies, als er in der ersten gethan hatte. Als er am Abend seines Lebens aus der Verbannung zurückkehrte, hatte er in seinen Dichtungen ein höheres Farbenspiel mit der gefälligen Feinheit seiner ersten Gedichte vereinigt; so ist z. B. »Der Landmann« (*L'Homme des Champs*), 1800 veröffentlicht, trotz der Einwendungen, die man dagegen machte, ungleich dem Werke »Die Gärten« (*Les Jardins*) vorzuziehen. In den »Drei Reichen der Natur« (*Les Trois règnes de la Nature*), ein zu umfassender Stoff, als dass ein Dichter ihn ganz erfassen und schildern könnte, findet man Schilderungen von leuchtender Färbung und Episoden, die, glücklich herausgewählt, die etwaige Ermüdung, welche sich durch den Missbrauch der Beschreibung einschleichen könnte, verscheuchen. Die vorherrschende Schilderung verdrängt nicht immer den Hintergrund, und gründliche Kenntnisse liegen unter dem Mantel der Dichtung geborgen.

Wir haben eine wunderbare Eigenschaft, die uns ausserhalb der Natur und auch in ihr endlose Gesichtskreise eröffnet und neue Welten schafft. Diese Welten sieht sie, streift an sie heran, schmückt sie mit den strahlendsten Farben oder stellt sie durch dunklere Färbung in Schatten. Die geistige Welt gehört ihr ebenso an, wie die stoffliche, wirkliche oder himmlische Welt, die sie beschreibt. Was sie empfunden, schildert sie und schmückt es, wie sie es gesehen,

mit ihren Träumen und macht es durch ihre Schwermuth auch manchmal traurig; das ist die Phantasie, der Gegenstand zum herrlichsten Gedichte Delille's, der sich dem Stoff durch harmonischen Klang der Verse, den Glanz der Färbung, die freie Haltung des elastischen Stils, der ebenso mannigfach ist, als die Eigenschaft, die er besingt, anschmiegt. Man hat diesem Gedichte und auch den »Drei Reichen« den Vorwurf gemacht, dass sie keinen regelmässigen Verlauf, keine folgerichtige, aufbauende Entwicklung, keine geordnete Folge der Thaten und Gedanken hätten, dass ihnen — mit einem Worte — die Einheit fehle. Gewiss darf man darin nicht die Einheit eines epischen Gedichtes suchen; aber schon in der Einführung der Stoffe, die der Dichter beschreibt, ist genügende Ordnung, geschickte Steigerung und ein Faden, der, obgleich schwach und zart, doch niemals zerreisst. Die Bilder, Gedanken und Schilderungen folgen nicht nur auf einander, sie reihen sich an einander, und der Leser lässt sich, hingerissen, entzückt von dem Feuer des Dichters und seiner unerschöpflichen Mannigfaltigkeit, leicht auf seinen Flügeln in die zwiefache Welt der Natur und Phantasie hinübertragen.

Manchmal überschätzt, manchmal herabgewürdigt, ist Delille mehr als gefälliger und geschickter Reimheld. Er gehört zu den Dichtern und ist mehr noch ein Dichter nach dem Geschmacke Ovid's, als nach dem Virgil's; jedenfalls ist er Dichter. »Da ist wohl hier und da einiger Putzzierrath und bunter Flitter, aber man müsste gegen die wahren Schönheiten unempfindlich sein, wollte man sich über diesen falschen Glanz aufhalten. Dieser Mann hat mehr als irgend Einer die Reichthümer und Farben der französischen Sprache enthüllt. Er war der Erste, der uns eine Reihe ernster Verse lesen lehrt, ohne dass wir dabei ermüden oder uns langweilen: ein Geheimniss, welches einfach darin besteht, dass er sie so schön macht, dass der Geist, stets hingerissen, in seinem Genuss nur Pause macht, um auszuruhen¹⁾.«

Nächst Delille ist *Fontanes* der hervorragendste Dichter dieses Zeitraums. »Der Obstgarten« (*Le Vergen*), »Der Tag der Todten auf dem Lande« (*Le Jour des Morts à la Campagne*), »Der Wald von Navarra« (*La Forêt de Navarre*), die Uebersetzung der Abhandlung über den Menschen von Pope, ein flüchtig skizzirtes Ge-

¹⁾ Joubert, Briefe an Molé.

dicht, »Das befreite Griechenland« (*La Grèce délivrée*), die Stansen an Frau Chateaubriand und andere Stücke zeigen, dass Fontanes ein ebenso geschickter, glänzender Dichter, als gewandter, lauterer Schriftsteller war. Ein Schüler Delille's, zeichnete er sich vor ihm durch grössere Gewandtheit, Mannigfaltigkeit, Harmonie und Gefühl aus; er steht der neueren dichterischen Schule näher als der klassischen.

Unter den Nachahmern oder Jüngern Delille's nennen wir zuerst *Castel*, den Verfasser des Gedichtes »Die Pflanzen« (*Les Plantes*). Ein wohl unterrichteter Botaniker, hat Castel in anmuthigen, wohlklingenden Versen die Wissenschaft, die er liebte und pflegte, besungen. Der Anfang seines Gedichtes, darin er die Eigenschaften Flora's beschreibt, ist voller Anmuth, Frische und Wohlklang. Man verweilt so gern bei den lachenden Gedanken, die er ausspricht; dennoch kann man sich bei den Ausrufen der Bewunderung, die dieses Gedicht dem *Saint-Ange* entlockte, eines Lächelns nicht erwehren: »Wie wären Racine, Despréaux oder Lafontaine über solche Verse entzückt gewesen! welch süsse Färbung! Das ist Frische und Wahrheit der Natur!« Man sieht, welche Begeisterung damals die beschreibende Dichtung hervorrief. Uebrigens war *Saint-Ange* ein Freund von *Castel*.

Nächst ihm erwähnen wir *Michaud*, der in seinem »Frühling eines Geächteten« (*Le Printemps d'un Proscrit*) seine persönlichen Eindrücke, die die Schmerzen vieler Unglücklichen dieser Zeit betrafen, schilderte und durch die Wahrheit der Gefühle und Frische der Malerei zu fesseln wusste; durch lange, wiederholte Schilderungen ist hindurch zu lesen: »Ein Jeder las es, weil es, wie er sagte, die Geschichte eines Jeden sei.« Die Begabung des Dichters trug auch viel dazu bei.

Constant Dubois besang »Die Blumen« (*Les Fleurs*) mit Anmuth und Feinheit, manchmal mit einer Gesuchtheit, welche an die Idyllen *Ausone's* erinnert, die er sehr hübsch übersetzt hat. Später, als er schon alt war, übersetzte er auch die Epigramme *Martial's*, über deren Stoff *J. Janin*, sein Schüler, »Die Erinnerungen des lateinischen Satyrikers« (*Mémoires du satirique latin*) verfasste.

Um nichts zu vergessen, erwähnen wir »Die Astronomie« (*L'Astronomie*), ein Gedicht in drei Gesängen von *Gudin*; eine wenig poetische Nachahmung des *Manilius*, besonders bemerkenswerth als Zeichen jener Zeit, in der es erschien. Der philosophische Geist

herrscht darin vor; übrigens kann man nur bis zu einem gewissen Punkte die genaue Ausführung des Versmasses loben.

Das sind Delille's Nachahmer; sein wahrer Schüler war *Campenon*, der Verfasser von »Das Landhaus« (*La Maison des champs*), ein Lehrgedicht, an welchem er arbeitete, als »Die drei Reiche der Natur« erschienen. Da *Campenon*, wie man sagt, nicht mit seinem Lehrer wetteifern wollte, entschloss er sich, einen grossen Theil seines Werkes abzukürzen. Ob das wohl aus Hochachtung oder aus Eitelkeit geschah? Wenn man jedoch das Werk nach dem beurtheilt, wie es erschienen ist, so muss man gestehen, dass es durch die Abkürzung des Verfassers nur gewonnen haben kann. Er hat manchmal durch zu viele Einzelheiten gefehlt, und die Gewandtheit, die Gefälligkeit und der glücklich gewählte Ausdruck für Gedanken und Empfindungen können das nicht wieder gut machen. *Campenon* ist für Delille, was *Vanière*, der Verfasser des *Praedium rusticum*, für Virgil ist; vielleicht empfindet man auch hier noch mehr als bei Delille den Hauch der Pächterei und Landwirthschaft.

Von ihm erwähnen wir noch ein anderes Gedicht: »Das freigebige Kind« (*L'Enfant prodigue*), dem eine rührende Sanftmuth eigen und das durch anmuthige Bilder verschönt ist. *Campenon*, in Guadeloupe geboren, hat etwas von Léonard, dessen Neffe er ist.

Der Uebergang von Léonard zu *Parny* ist leicht. *Parny* gehört eigentlich nicht zur kaiserlichen Literatur; seine Hauptwerke, die seinen Ruf begründet und verbreitet, stammen sämmtlich aus früherer Zeit; unter dem Kaiserreich, im Jahre 1803, hat er nur »Die Kreuzrosen« (*Les Rose-Croix*) herausgegeben. Uebrigens nimmt das Kaiserreich ihn nicht für sich in Anspruch; De Jony, der ihm in der Akademie folgte, wurde es untersagt, ihm eine Lobrede zu halten.

Die Minnepoesie wurde zu dieser Zeit mit Erfolg von einer Frau gepflegt, die sie gewissermassen in dem Feuer läuterte, das sie beim Besingen der Freude und Trauer über ihre Leidenschaft an den Tag legte. Frau *Dufrenoy* veröffentlichte im Jahre 1807 unter dem Titel »Elegien« zahlreiche Gedichte, in denen manchmal die Schwermuth und häufiger noch die Leidenschaft abwechselnd mit Ungestüm und Empfindsamkeit ausgedrückt ist, und die bedeutende Erfolge hatten:

Veille, ma lampe, veille encore,

Je lis les vers de Dufrenoy.

Diese Zeilen, die Béranger ihr in seinem Gedicht widmete, beweisen, welches Aufsehen Frau Dufrenoy damals machte.

Fast hätte ich ein Gedicht, das damals durchschlagenden Erfolg erzielte, zu erwähnen vergessen, weil ich nicht weiss, zu welcher Dichtungsart ich es rechnen soll: »Das Verdienst der Frauen« (*le Mérite des Femmes*) von Legouvé. Es waren nicht jene nichtssagenden Huldigungen, durch Dorat und Gentil-Bernard einem sich dadurch geschmeichelt fühlenden Geschlecht dargebracht, ohne es zu ehren; es war ein Zoll der Achtung und Bewunderung für die zahlreichen, heldenmüthigen Beweise der Demuth, davon so viele Frauen während der Revolution Zeugniß abgelegt hatten.

Andere Gedichte, oder besser gesagt, andere Elegien: »Die Begräbnisstätte« (*La Sépulture*), »Die Erinnerungen« (*Les Souvenirs*), »Die Schwermuth« (*La Mélancholie*), von zarten Gefühlen durchhaucht, hatten auch ihren Erfolg; heute sind sie vergessen.

Die Lehrpoesie beschränkte sich darauf nicht; wie jede beschreibende Poesie, kam sie zu geringern Stoffen, als die alexandrinische und nach ihr die römische behandelt hatten; sie besang die Ergebnisse des Fischfangs und der Jagd und die glückliche Kunst dessen, der es sich so behaglich wie möglich macht. *Berchoux* feierte die Feinschmeckerei und *Colnet* die Kunst, ausser dem Hause zu essen; das sind geringe Stoffe, veredelt durch einen fesselnden Geist und die Gewandtheit, gewöhnliche Einzelheiten geschickt zu benutzen. Diese damals hochgeschätzten Feinheiten des Versbaues sind nach Delille keine Verdienste mehr.

Man darf die ganze Poesie jener Zeit nicht nach dem beurtheilen, was wir bis jetzt davon angeführt haben. Neben jener klassischen Schule gab es noch eine andere, die damals aufzublühen begann und bei der sich ein frischer, neuer Hauch geltend machte. Sie stammt von *André Chénier* her.

Aus einer schönen, geistvollen Familie, von einer Griechin geboren, wurde André Chénier von Constantinopel nach Frankreich geschickt, um ein Pariser Gymnasium zu besuchen. Sein lebendiger Kunstgeschmack, sein Gefühl für das Alterthum, das er wie ein Vaterland hoch hielt, machten sich zuerst geltend. Mit 14 Jahren war er Dichter; er übersetzte Anakreon und Sappho; das ist seine griechische Seite, die wir in seiner rührenden, erhabenen Idylle »Der Blinde« (*L'Aveugle*) wiederfinden.

Wäre André Chénier dabei geblieben, so würde er ein alexandrinischer, anmuthiger, feiner, geistvoller Dichter, ein neuer Theokrit geworden sein. Glücklicher Weise steckte in ihm noch etwas anderes, nämlich die Liebe zur Natur. Voll ebenso viel Phantasie, als Geschmack, von träumerischer, die Einsamkeit liebender Gemüthsart, brach er mit seiner Zeit aus innerm Trieb und Ueberzeugung. Dazu kam auch noch Unglück; arm und unbekannt lebte er drei Jahre in der Abgeschiedenheit, deren Traurigkeit er beschreibt. Aus diesem sinnenden, beschaulichen Wesen bildete sich der Dichter, der rührende Sänger von »Die junge Gefangene« (*La Jeune captive*).

Es ist bekannt, dass Chénier selbst seine Gedichte nicht herausgegeben hat, sondern dass dieselben erst 1819 von Henri de Latouche veröffentlicht wurden, »der sie zuerst, als Musensohn und Dichter, empfand und anerkannte«¹⁾. Darin liegt sein wahrer Ehrentitel. Henri de Latouche hatte durch sein ganzes Leben hindurch eine Neigung zur Literatur, die er nicht befriedigen konnte; zwischen dem Entwurf und der Ausführung war stets ein Missverhältniss, das sein Talent schwächte und die Verzweiflung seines Lebens war. Er versuchte sich in jeder Art, es glückte ihm keine; er hat kein Werk hinterlassen.

Jene heitere, frische Strömung, die sich in dem wirren und geräuschvollen Verlauf der kaiserlichen Dichtung zu verlieren schien, ist ein wenig geschwächt bei einigen Dichtern zu erkennen, die weniger der kaiserlichen, als der auf sie folgenden Zeit angehörten. Zu der Zahl dieser Dichter, die mehr als Reimhelden sind, rechnen wir in erster Linie *de Chênedollé*.

De Chênedollé gehört zu der Gruppe Chateaubriand's, Joubert's und Fontane's. Er hat die Träumerei und manchmal auch die Anmuth, Erhabenheit des Stils und Gedankens, die der neuen Strömung eigen sind. »Der sterbende Gladiator« (*Le Gladiateur mourant*) ist ein schönes Stück, in Ton und Ansehen ganz verschieden von der gewöhnlichen Färbung der Dichtungen jener Zeit. Wollte er die Haltung, die er seinem unterliegenden Helden gab, wie eine Herausforderung gegen diese Macht, die damals alles beugte, benutzen? man könnte fast versucht sein, es zu glauben. Wie dem auch sei, Chênedollé ist ein Dichter, der persönliche Begeisterung

¹⁾ Sainte-Beuve, Montagsplaudereien, frz. Ausg., 3. Band.

besitzt, ein Naturdichter, der die wilde Majestät der Alpen besingt. Trotz einiger Härten des Ausdrucks, einiger schlechten Wendungen und Unklarheiten der Gedanken spricht er zur Phantasie, erhebt und trägt sie zu höheren und reineren Sphären.

Ausser diesem Geist, mit dessen Strahl Chateaubriand diejenigen erleuchtete, die um ihn waren, herrschte gegen Ende des Kaiserreiches etwas wie der Hauch einer poetischen Wiedergeburt, ein geheimer Pfad, der sich in der zu früh erloschenen Begeisterung eines Malfilâtre und André Chénier verlaufen sollte. Ein in der Akademie Gekrönter, *Millevoye*, besitzt manchmal diese Frische und die unverhoffte poetische Morgenröthe. Nicht allein in dem Gesang »Der sterbende Dichter« (*Le Poëte mourant*), der wie eine Erinnerung an »Die junge Gefangene« und ein Vorspiel für »Die Betrachtungen« (*Les méditations*) ist, sondern in dem ganzen Werke Millevoye's weht eine frische, reine Frühlingsluft.

Gehen wir weiter und scheuen wir uns nicht auszusprechen, dass selbst bei dem Uebersetzer von Ossian's Gedichten, Baour-Lormian, der der Homer des modernen Achill war, auch ein Etwas ist, das, wie ein Nordwind, die Saiten von Fingal's Harfe erzittern macht. Die Nebel, die nackten, wilden Ufer, der graue Himmel, die mächtig dahinjagenden Wolken, in denen die Geister der Helden zu schweben scheinen, der schweigende, einsame Himmel, der die melancholischen Traumgestalten des Barden überwölbt — alle diese Bilder boten der Poesie neue Gestalt und einen neuen Hintergrund.

Bei den zehnjährigen Preisvertheilungen hatte man neben das Werk »Die Tempelherren« eine Tragödie »Omasis« gestellt, deren Verfasser Baour-Lormian war, der auf der literarischen Bahn nicht weiter fortschritt, aber bei Uebersetzungen ein fließendes, gewandtes Versmass anwandte. Uebrigens begreift man das; die Originalwerke erfreuten sich, wie bereits erwähnt, nicht allein der Gunst des Volkes. Die Uebersetzungen waren ihnen fast gleich geachtet. In der That gelangte man dadurch zum Ruhm; in Versen geschrieben, führten sie zur französischen Akademie. Auf diese Weise wurden *Saint-Aignan* und *Sainte-Ange* Akademiker, zwei Uebersetzer, der eine der des Homer, der andere der des Ovid. Der letztere war zwar gewandt, aber höchst unbescheiden. »Welche Begabung ist nicht erforderlich, um Ovid zu übersetzen!« sagte er, »wie viel Mühe hat mir die Feinheit der Einzelheiten gemacht.« Dreissig Jahre widmete

er dieser Uebersetzung; Chénier macht ihm den Vorwurf, dem Ovid nicht seinen ganzen Geist gelassen zu haben. — Darauf folgt *Tissot*, der nicht weiter von Bedeutung ist, als dass er »Die Hirtengedichte« von Virgil und »Die Küsse« von Johann II. übersetzt hat; dann folgt *de Pongerville*, der »Lucrezia« umschuf. Die Revolution hat dazu beigetragen, dass die Georgika übersetzt wurde; es herrschte damals ordentlich eine Wuth auf's Uebersetzen.

Daru, ein unbescholtener Verwalter und übertriebener Diener Napoleon's, erholte sich von seinem mühsamen, undankbaren Dienst durch die Uebersetzung des Horaz. *Mollevant* übersetzte Tibullus, und Ludwig XVIII. las diese Uebersetzung in der Verbannung zu Hartwell, die ihm angenehm in der Erinnerung blieb. Er sorgte im Jahre 1816 bei der Wiederherstellung der Akademie für Philologie, dass man Mollevant Gerechtigkeit widerfahren liess.

Auch die ausländische Literatur hatte bei uns ihre Vermittler. *Boisjolin* gab in gewandten Versen, mit Frische und Anmuth die poetischen Schönheiten des »Waldes von Windsor« wieder.

Die Poesie litt, wie schon erwähnt, zur Zeit des Kaiserreichs keinen Schaden, im Gegentheil; wenn Alle auch nicht das Beispiel eines Fürsten hatten, der sie dazu anregte, wie Augustus die Römer, so wurden sie doch durch Napoleon ermuthigt. Welche Goldfluth entströmte jener poetischen Garbe: »Die Ehe und die Geburt« (*L'Hymen et la naissance*), »Die poetische Krone Napoleon's des Grossen« (*La Couronne poétique de Napoléon le Grand*). Alle Dichter wurden aufgefordert, oder — sollte ich mich irren? — geworben, mit an ihr zu bauen. Der Royalist Michaud, der Republikaner Lemercier, der kaiserlich gesinnte Baour-Lormian und der Kritiker Esménard; dazu gezwungen und getrieben, zeigten sie ihr geheimes Widerstreben sogar in den Lobreden. Warum sollte Napoleon die Dichtkunst nicht ermuthigen? sie ist »ein leichtes, harmloses Ding«; aber, eine Freundin der Mussestunden, singt sie nicht beim Geräusch der Waffen und die grösste Freigebigkeit zwingt ihr nichts ab.

Sint Maecenates, non deerunt, Flacce, Marones.

Dieser Vers eines lahmen Dichters spricht nicht wahr; die Begünstigungen der Macht schaffen nicht das Genie, und der ganze Ruhm eines Fürsten besteht darin, es nicht zu verkennen, wenn es ihm auf seinem Wege entgegentritt.

Die Restauration.

I.

M. de Bonald, — de Maistre, — de Lamennais, — Ballanche, — Guizot, — Cousin, — Villemain, — Die Sorbonne,

»Dem Janus war in Rom ein Tempel erbaut mit zwei Thüren, die man die Thüren des Krieges nennt, weil der Brauch herrschte, sie zu öffnen, wenn die Römer Streitigkeiten hatten, und sie zu schliessen, sobald allgemeiner Friede herrschte, was schwer zu beurtheilen war und selten genug vorkam. Aber während der Regierung des Numa wurde er an keinem einzigen Tage geöffnet, sondern blieb volle 43 Jahre hindurch geschlossen. So waren allerwärts alle Gelegenheiten zum Kriege genommen und beseitigt, weil nicht allein in Rom das Volk weich und milder gestimmt wurde durch das Beispiel der Gerechtigkeit, Gnade und Güte des Numa, sondern auch in den umliegenden Städten sich ein merkwürdiger Sittenwechsel geltend machte und zwar gerade, als ob es ein sanfter Hauch des wohlthätigen, gnadependenden Windes gewesen wäre, der ihnen von Rom aus zuwehte, um sie zu erfrischen.« Man könnte kaum eine reizendere und treuere Schilderung des Wechsels geben, der sich beim Verfall des Kaiserreichs und bei der Rückkehr der gesetzmässigen Monarchie in den Gemüthern geltend machte. Das war eine milde und laue Luft, die von allen Seiten zuströmte und die verschmachtende Phantasie wieder auffrischte; man athmete endlich auf, man fasste Muth. Jene lebhaften Ausdrücke, in denen Tacitus die Freude der Römer bei der Wiedergeburt der Sicherheit und Freiheit nach der Tyrannei des Domitian schildert, unter der wiederherstel-

lenden Regierung des Trajan, sind nur das treue Abbild dessen, was zur Zeit der Restauration vor sich ging.

Die Knechtschaft des Kaiserreichs war allerdings viel drückender, als Diejenigen, die sie nicht empfunden, sich vorstellen können. Darum begrüßte man die Restauration mit Begeisterung, wie eine Hoffnung auf Befreiung. Die Literatur galt viel in diesen günstigen Zuständen: sie empfand die glänzende Zukunft, die ihr die dem Denken zurückgegebene Freiheit eröffnen sollte. Auch ging sie darauf aus, einen Uebergang zwischen dem, was nicht mehr war, und dem, was sein würde, zu Stande zu bringen; den Stoss zu lindern, der durchaus durch das plötzliche Begegnen der grossen, durch das Kaiserreich eher gebändigten, als versöhnten Gegensätze, der alten Regierung und der Revolution erfolgen musste.

In diesem neuen Kampfe wurde die Restauration wunderbar unterstützt; sie hatte Schriftsteller von höchster Begabung zu Kämpfern; *de Bonald*, *de Maistre*, *de Lamennais*, *Ballanche*, sogar in der Presse, wie schon erwähnt, waren selbstständige, mit lebhaftem und munterm Geist begabte Streiter.

De Bonald hatte nicht bis dahin gewartet, um gegen die Revolution in die Schranken zu treten; als er 1791 auswanderte, hatte er in Heidelberg seine »Ansicht über politische und religiöse Macht« (*Théorie du pouvoir politique et religieux*) verfasst. Nach Frankreich im Augenblick der Krönung Napoleon's zurückgekehrt, wurde er 1806 ein Redacteur am Merkur; zu dieser Zeit hatte er schon seine »Ursprüngliche Gesetzgebung« (*Législation primitive*) veröffentlicht. Die erschütterte Menschheit dadurch wieder herzustellen, dass er sie auf eine göttliche Grundlage zurückführt, das ist der Zweck, den *de Bonald* in seinem Werke verfolgt; es ist eine Antwort auf den Contrat social. Die Gesellschaft thront nicht, wie Rousseau behauptet, in der muthmasslichen Befriedigung eines Volkes, sie besteht im Willen Gottes, dem Menschen durch eine Sprache mitgetheilt, die, durch Gott schon dem ersten Menschen mit allen nöthigen Wahrheiten gegeben, uns den göttlichen Schatz der Tradition von Jahr zu Jahr überliefert hat. »Der Mensch denkt über sein Wort nach, ehe er seinen Gedanken Worte verleiht. Nicht, dass das Wort das Erzeugniss des Gedankens sei, der Gedanke selbst ist sein Prinzip; nun aber das Wort früher und über dem Gedanken erhaben ist, woher soll es kommen, wenn nicht von Gott selbst?« So ist Gott im Himmel

und auf Erden der König; auf der Welt ist es die Kirche oder das Volk; drei Bezeichnungen, die in der Familie mit dem Vater, der Mutter und dem Kinde gleichlauten; drei übereinander liegende, sich gegenseitig stützende Grade; das ist die sehr bestreitbare Theorie der »Ursprünglichen Gesetzgebung«. »In dem, was Bonald schreibt, ist manchmal nur die Haltung und das Bestehen eines Menschen, der entschlossen etwas bestätigt. Er täuscht sich über eine Kraft! Man findet bei ihm ganz merkwürdige Folgerungen. Es ist, als ob man über eine Stockleiter fällt und der Geist sich etwas abgelenkt fühlt.«

Als Joubert dies schrieb, dachte er an die »Ursprüngliche Gesetzgebung«; man sieht, dass er den Publicisten nicht schont, doch lässt er dem Schriftsteller Gerechtigkeit widerfahren: »Warum sagen sie, dass Bonald nicht schreiben könne? Er schreibt und schreibt sogar vorzüglich, versteht jedoch nicht die Kunst, zu gefallen. Manchmal findet man bei ihm angenehme und geistvolle Gedanken, die dem lehrhaften, kaiserlichen, strengen Ton der neuen Schule gleichkommen. Er wirft ein Netz über die Gemüther, und dieses Netz schillert in bunten Farben, ist jedoch so gedrängt dicht, dass man nicht hindurch sehen kann, wenn man einmal darinnen steckt.« Seine »Vermischten Schriften« (*Mélanges*) rechtfertigen, was Joubert von dem Schriftsteller sagt; man findet unzählige, richtige, feine Bemerkungen über die Literatur und Sittlichkeit, in fesselnder Sprache und geistvollen Wendungen geschrieben.

Im Jahre 1819, im Augenblick, da der Kampf, der für kurze Zeit beigelegt war, zwischen dem Königthum und der Revolution mit erneuter Heftigkeit losbrach, erschien ein Werk, eine kühne Bekanntmachung, in der man für die priesterliche Macht eine Obergewalt beanspruchte, welche die Könige und die öffentliche Meinung seit Jahrhunderten ihr nicht mehr gewährten. Der Verfasser dieses Buches hatte, vielvermögend, wie Bonald, gegen die Revolution gesprochen, obgleich er ein Fremder war; da aber Savoyen 1792 mit Frankreich vereinigt wurde, hatte er der neuen Regierung jeglichen Eid verweigert und sich nach Lausanne zurückgezogen. Bis dahin noch unbekannt, gab er im Jahre 1796 seine »Betrachtungen« (*Considérations*) über Frankreich heraus, ein Werk, in welchem man einen Widerschein des Gedankens Bonald's findet. Er beginnt damit, folgenden Grundsatz aufzustellen: »Wir alle sind um den Thron des

Höchsten Wesens durch eine geschmeidige Kette vereinigt, die uns festhält, ohne uns zu unterjochen.« Der Verfasser dieses Buches ist ein Mensch von tiefer Erkenntniss; er hatte den verhängnissvollen Verlauf der Revolution errathen; man erkennt *de Maistre*, den Schriftsteller des Papstes.

»Ein alleiniger König« (*Un seul roi*) ist die Aufschrift des Buches, das eine geschickte und beredte Vertheidigung der geistigen und weltlichen Macht in Rom enthält, die Niemand überzeugete, aber einen höheren Schriftsteller verrieth. Der Papst, geistlicher und weltlicher Vorsteher der Christenheit, war ein Kummer des Mittelalters, eine Ansicht, die sich, streng genommen, noch begreifen, wenn nicht annehmen liess; ein einheitlicher Mittelpunkt, der in den sittlichen und politischen Wirren, in denen sich Europa damals befand, sehr wünschenswerth erschien. De Maistre entwickelte in einem anderen Werke noch härtere, noch schwerer zu begreifende Gedanken, wir meinen die »Abendgesellschaften in St. Petersburg« (*les Soirées de Saint-Petersbourg*).

Die »Abendgesellschaften in St. Petersburg« sind im Gesprächston geschrieben; de Maistre, Mitglied des Senats von St. Petersburg und ein junger Franzose, den man mit »Ritter« anredet, überlassen sich, leise im Kahn plaudernd, den friedlichen Wellen der Newa. Der Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung, da sie während einiger Abende auf andere Gebiete gekommen sind, ist die weltliche Regierung der Vorsehung. De Maistre bestreitet die aus dem physischen und moralischen Uebel entnommenen Beweise gegen die Vorsehung, indem er die Schuld des Menschen durch die Rückfälligkeit, d. h. die Sühne durch das Leiden eines Andern, beweist. Wer ist das Werkzeug dieser Sühne? Der Henker! Man ist entsetzt, flieht erschreckt davor zurück; aber, ich muss es als mildernden Umstand anführen, wenn de Maistre diese Ansicht weiter ausgeführt hat, so hat er sie nicht erfunden; er hat sie, nebst andern Gedanken seiner Werke, aus der Abhandlung des hl. Augustin über die Ordnung entlehnt¹⁾. Nach Augustin zu urtheilen, gehört der Henker in den Plan der Vorsehung; er ist ein lebendiges Sinnbild der Sühne.

¹⁾ Quid carnifice tetrius? Quid illo animo truculentius atque durius? et inter leges locum necessarium tenet; et in bene moratae civitatis ordinem inseritur: estque suo animo nocens, ordine autem alieno, poena nocentium.

De ordine, lib. II, cap. XII.

Man sieht, wie die Lehren Bonald's und de Maistre's übereinstimmen; es sind wirklich zwei Geister von gleicher Härte, beide Wahrsager, welche die Zukunft gründlicher erkennen und besser durchschauen, als sie die Gegenwart beurtheilen können. »Am äussersten Ende, im Norden Europa's, in seinem Belvedere in St. Petersburg, haben wir einen Zeugen mit durchdringendem Blick, einen spöttelnden und unbarmherzigen Richter, der auch mit stählerner Feder schreibt, zu erwähnen: Joseph de Maistre; und in den Bergen von Rouergue spricht de Bonald, hartnäckig und gellend; beide die Beschützer und Verkünder einer unmöglichen Restauration¹⁾.«

Wir kennen de Maistre nur als Schriftsteller, der Mensch gleicht ihm keineswegs. Merkwürdiger Gegensatz! Dieser überspannte Vertheidiger des Papstthums, dieser unbarmherzige Theoretiker der Pläne der Vorsehung ist, bei Lichte besehen, nicht derselbe. Die Achtung, welche er für das Papstthum verlangt und dringend fordert, besitzt er selbst keineswegs immer; und wenn das Papstthum nicht rechte Wege einschlägt, oder sie seiner Ansicht nach nicht einzuschlagen scheint, verschont er es nicht mit Verweisen, die ein Laie ihm nicht zu sagen wagte.

Ein anderer Gegensatz! Dieser so feierliche, so bestimmte, in seinen religiösen und politischen Schriften — dass ich mir den Ausdruck erlaube — so pflichtgetreue Mensch, ist, wenn man ihn selbst nimmt, ihn sozusagen seines Genius' entkleidet, der liebenswürdigste, höflichste, beliebteste Mensch. Das ist die reizende Seite, die uns sein Briefwechsel enthüllt. Ebenso gut als geistreich lässt er seine Feder, die Vermittlerin seiner Seele, mit einfacher und doch fesselnder Anmuth sich bewegen; in welchen entzückenden Familieneinheiten gefällt er sich nicht? Mit anmuthigem Stil, natürlichen Empfindungen, bei zarten Herzensergüssen, ein, wenn es sein muss, malerischer Schriftsteller. Ueberall, kann man sagen, scheint er sich eine Rolle zu ertheilen und eine Behauptung zu unterstützen; in seinen Briefen ist er ganz »er selbst«; der zärtliche, liebende, vorsorgliche Familienvater verräth sich in jedem Blatte.

Ist es wirklich nur der Familienvater, und finden wir darin nicht den Menschen mit dem weiten religiösen und politischen Blick? De Maistre, der Theokrat, der Gesandte St. Petersburg's, offenbart

¹⁾ Sainte-Beuve.

sich allerdings darin. Besonders der Gesandte; man lese die Blätter, in denen es das politische Schicksal des Hauses von Savoyen enthüllt, und man wird beinahe über seinen Scharfblick erstaunt sein. Er scheint in der Zukunft zu lesen. Andere Prophezeiungen von dem zukünftigen Zustande Europa's, von denen einige in Erfüllung gegangen sind, enthüllen einen bei de Maistre besondern Scharfblick; er scheint mit doppelter Sehkraft begabt zu sein; und dennoch bietet dieser tiefergründende Geist, mit jenem ernsten, fast prophetischen Anstrich, eine ganz neue Seite; er glänzt mit der von Voltaire so gut gehandhabten, aber auch in seinen Händen so furchtbaren Waffe, mit dem Spott. Er entführt sie ihm, um ihn zu bekämpfen und versteht es einzurichten, dass auf Kosten dessen gelacht wird, der so viel achtungswerthe Dinge und Personen dem Gelächter preisgegeben; ein religiöses Genie, ein freier Geist, eine fesselnde Zusammenstellung des französischen Edelmanns und sardinischen Senators.

So auffallend auch de Maistre's Werk über das Papstthum war, setzte es doch nur die ernsten Geister in Erstaunen. So stolze, obgleich mit natürlicher Beredtsamkeit und mächtiger Ueberzeugung ausgesprochene Lehren stiegen nicht sehr hoch bei einer damals im allgemeinen wenig dazu geeigneten Gesellschaft, die durch den Geist des Christenthums hervorgerufen, sich durch die Restauration frisch belebt hätte; aber dieses Gefühl durfte nicht erzwungen werden und verharrte in dem Zustande der Gefühlsschwärmerei lieber als bei dem Dogma, dahin Chateaubriand es zurückgeführt und gelassen hatte; de Maistre hatte über das Ziel hinausgeschossen. Ein ziemlich unbekannter Schriftsteller, obgleich er 1809 durch ein Erstlingswerk »Betrachtungen über den Zustand der Kirche« (*Réflexions sur l'état de l'Eglise*) eine Probe seines beredten Wortes abgelegt hatte, hatte eine wahrere Anschauung des religiösen Zustandes und des Hilfsmittels, dessen man sich bedienen musste; es war ein junger brittischer Priester; er sah das Uebel, wo es war, in der Gleichgültigkeit; und indem er es, sozusagen, auf frischer That ertappte, griff er es in der weichlichen Ruhe an, in der es sich gefiel und wuchs.

»Das ungesundeste Jahrhundert ist nicht dasjenige, welches für den Irrthum leidenschaftlich Partei ergreift, sondern dasjenige, welches die Wahrheit vernachlässigt und herabwürdigt . . . Religion, Sittlichkeit, Ehre, Pflicht, die heiligsten Dinge, wie die edelsten Gefühle,

sind eine Art Traum, glänzende und leichte Luftgebilde, die einen Augenblick von Weitem im Gedanken auftauchen und bald auf ewig dahinschwinden. Nein, niemals war etwas Aehnliches erlebt worden, niemals hätte man sich etwas Aehnliches auch nur denken können. Es bedurfte langer und anhaltender Anstrengungen, eines unermüdlischen Kampfes des Menschen gegen sein Gewissen, um zu dieser rohen Sorglosigkeit zu kommen; indem er mit gleicher Geschmacksverirrung die Wahrheit und den Irrthum betrachtet, gibt er vor, er glaube, man könne sie überhaupt nicht trennen, um sie in allgemeiner Verachtung zu verwechseln; der letzte Grad geistiger Verderbtheit, zu dem er gelangt ist.« So spricht Lamennais in seiner Einleitung. Der erste Band der »Abhandlung über die Gleichgültigkeit hinsichtlich der Religion« (*Essai sur l'indifférence en matière de religion*) von Abbé Lamennais erregte Aufsehen. Man staunte, war entzückt von diesen Wahrheit athmenden Schilderungen eines unglücklichen und schmach tenden Zustandes der Seelen, von diesen Enthüllungen eines christlichen Moralisten, der sich Rousseau's Feder und für eine bessere Sache seinen stolzen Ton und seine bittere, manchmal deklamatorische Beredtsamkeit geliehen zu haben schien.

Unglücklicher Weise hatten die drei folgenden Bände sich nicht eines gleichen Erfolges zu erfreuen; durch allgemeine Gedanken, unbestreitbare Grundsätze der christlichen Moral, verfiel der Verfasser auf eine besondere Theorie und brachte mit Hülfe seiner Thesis eine etwas verwirrte und jedenfalls wenig beweisende Gelehrsamkeit zu Stande. Er stützte sich auf die Ueberzeugung.

Wie dem auch sei, de Lamennais hatte seine Bedeutung und hohe Bedeutung.

Rome alors estimait ses vertus.

Auch *Ballanche* war ein hervorragender Schriftsteller. Ein Freund Chateaubriand's und erster Herausgeber des »Genie du Christianisme«, Buchhändler und Schriftsteller, hatte Ballanche sein besonderes Talent in dieser Nachbarschaft, deren Schatten ihm schaden konnte; er hatte auch sein besonderes religiöses Talent, er war mehr philosophisch und gefühlvoll, als orthodox; ein träumender de Bonald, mehr heidnischer Oberpriester als Theologe. Wie de Maistre glaubte er an einen moralischen Rückfall, die Folge einer ursprünglichen Entartung, an eine heilsame Sühne; diese fordert er nicht von der

christlichen Tradition, sondern von den geheimnissvollen Legenden des Alterthums. Indem er bald die Fabel, bald die Geschichte, bald Poesie, bald Wissenschaft befragt, sucht er durch Jahrhunderte hindurch die Spuren dieses Sturzes und des durch die Sühne der Menschheit versprochenen Frühlings. In »Antigone« entworfen, sind diese Lehren von der Wiedergeburt in »Orpheus« entwickelt, eine versinnbildlichte Einführung der Art, wie jede grosse gesellschaftliche Entwicklung vor sich geht; sie sind es auch in dem Entwurf der »Geschichte aller Völker, auf die Geschichte des römischen Volkes angewandt« (*Histoire de tous les peuples appliquée à l'histoire du peuple romain*).

Ein politischer Träumer, ist Ballanche dennoch ein Schriftsteller. In »Antigone« ist sein Stil von süssen Düften Griechenlands durchhaucht und hat die ganze Anmuth und Lieblichkeit dieser klangvollen Sprache.

Obgleich hier und da ein wenig breit und langweilig, verbirgt sich manchmal in den breiten, fliessenden Perioden eine an Weichlichkeit streifende Schalheit; meistens jedoch rührt und entzückt er durch sanften, beständigen Wohllaut, durch bleibende Ausdrücke, welche die Phantasie erfreuen, mit einem Worte, durch eine Prosa, welche die Poesie in Schatten stellt, wie es nur eben die poetische Prosa thun kann. Soll ich es sagen? mit der Prosa von »Telemach« verglichen, scheint mir die des Ballanche freier, antiker, natürlicher, lieblicher. »Telemach« ist oft eine Erinnerung und mehr gelehrte als begeisterte Nachahmung der griechischen Autoren, während »Antigone« mir wie eine selbstständige Frucht vorkommt. Mit dem »Märtyrer« verglichen, verblasst der Stil Ballanche's zuerst; wenn er den Leser auch nicht bezaubert, nicht hinreisst, wie der des Chateaubriand, so fesselt er ihn doch, nimmt ihn unbewusst durch natürliche Schönheiten, eine ungeschminkte Anmuth, sanftere und passende Färbung gefangen; bei ihm ist Wohlklang und Uebereinstimmung, zuweilen auch ein wenig Eintönigkeit.

De Bonald, de Maistre, de Lamennais und Ballanche waren die Vertreter der Tradition, der Rückkehr zur Vergangenheit; manchmal übertriebene, meistens gemässigte Vertreter, die im Grunde den Versöhnungsversuch und den liberalen Ideen zugänglicher waren, als ihre Lehren zeigen mochten; aber angesichts der wiedererwachenden Revolution musste man sich, um nicht mit hineingezogen zu werden, ein wenig rückwärts neigen und sich etwas steif halten. Auf alle

Fälle, wenn die religiösen und politischen Theorien dieser Schriftsteller angefeindet werden können, darf man ihr Talent nicht in Abrede stellen. De Bonald ist ein mit lebhaftem, malerischem Ausdruck, fließenden und leichten Wendungen begabter Schriftsteller; er hat seine eigene Form, wenn er auch manchmal an die Sentenzphrasen Montesquieu's erinnert. De Maistre übertrifft ihn. Mit natürlicher Erhabenheit und mächtiger Logik in Gedanken und Vernunftgründen, ist er originell im Stil, in der Wendung und Bewegung des Geistes, er vereinigt durch eine seltene Gabe Kraft und Pathos, Feinheit und Spott. De Lamennais blieb, trotz seiner Irrthümer, ein grosser Wortkundiger. Wenn Ballanche Schiffbruch litt, so that er es mehr durch seine Träumereien, als durch den Stil: »Ballanche,« hat de Maistre gesagt, »ist ein Mensch, der immer in den Wolken schwebt, die Wolke ist aber manchmal gelichtet!«

Der neue Geist, der seine Feindseligkeit gegen die Restauration und eine Partei jener Vergangenheit, die sie zurückführen wollte, nicht offen zur Schau trug, verstand es nicht, sich in das zu fügen, was er als rechtmässige Eroberung der Revolution betrachtet. Dieser Geist wurde durch Männer vertreten, die damals noch jung waren, seitdem aber hohen Ruhm erlangt haben: *Guizot, Cousin, Villemain*.

Guizot trat im Jahre 1809 mit literarischen Arbeiten auf, die durchaus nicht den zukünftigen Geschichtsschreiber und Redner errathen liessen. Ein Wörterbuch für Synonyme (*Dictionnaire des synonymes*), eine philosophische Einleitung über den besondern Character der französischen Sprache (*Introduction philosophique sur le caractère particulier de la langue française*), die Bücher über Erziehung (*les Annales de l'éducation*) und im Jahre 1810 in dem Salon ein Band über den Zustand der schönen Künste in Frankreich (*l'État des beaux-arts en France*). Er machte sich erst durch die critischen Anmerkungen zu Gibbon's »Geschichte des Verfalls des römischen Reichs« bekannt, von der er eine neue französische Ausgabe bewerkstelligte. Sein wachsender Ruf lenkte die Aufmerksamkeit des Herrn de Fontanes auf ihn, der ihn zum Professor der Geschichte an der wissenschaftlichen Facultät (mit Erlassung des Alters) ernannte; er zählte noch nicht 25 Jahre. Guizot eröffnete seine Vorlesungen am 11. December 1812; als er nach alter Gewohnheit aufgefordert wurde, das Loblied des Kaisers zu singen, weigerte er sich. De Fontanes, der ihn leise

darauf aufmerksam gemacht hatte, schloss mit den Worten; »Thun Sie, was Sie wollen; wenn man sich über Sie beklagt, möge man sich an mich wenden, ich will Sie und mich vertheidigen, so gut das gehen wird.« Was soll man hier mehr loben, den Widerstand des Professors oder die Duldsamkeit des grossen Lehrers der Universität?

Das Kaiserreich fiel. Bei der Rückkehr der Bourbonen trat Guizot durch ehrenhafte aber untergeordnete Arbeiten in die Verwaltung ein; er wurde Geheimschreiber des Ministers des Innern. Als er am 17. Juli 1816 durch de Serre in Ungnade fiel, gab er ein politisches Buch heraus, auf das wir nachher zurückkommen werden. Am 17. Dezember 1820 nahm er seinen Lehrgang wieder auf, dessen Aufhebung Herr de Frayssinous am 12. Oktober 1822 bewirkte. Guizot, vorsichtig in der Sorbonne, hatte nach Aussen einen Anstrich von Widersetzlichkeit oder gar Feindseligkeit. Der Minister Martignac belehnte ihn auf's Neue mit seinem Lehrstuhl zu gleicher Zeit wie seine Genossen Villemain und Cousin.

Diese Wiedereinsetzung war ein wahrer Triumph für das Talent der drei berühmten Professoren: Guizot's Antheil war schön, er wurde Lehrer der Geschichte; er nahm diesen hohen Unterricht, den er schon so vortheilhaft geleitet, wieder auf und zwar in demselben Maasse, mit demselben Ernst und gleicher Gelehrsamkeit. Man konnte von dem ersten Tage an davon überzeugt sein, denn, nachdem er durch einstimmiges Beifallsklatschen empfangen worden war, legte er seinen jungen Zuhörern an's Herz, in seine Versammlungen, in seine Vorlesungen dieselbe Ruhe, dieselbe Vorsicht mitzubringen, als fürchte man jeden Tag, sie gehindert oder aufgehoben zu sehen. Er fügte hinzu: »Das Glück ist wankelmüthig, zart, unbeständig, die Hoffnung muss ebenso gepflegt werden wie die Furcht, die Genesung erfordert fast dieselbe Pflege, dieselbe Vorsorge, als die Anfänge der Krankheit: Sie werden dafür Sorge tragen, meine Herren, davon bin ich überzeugt.«

Guizot nahm in den Jahren 1828—1830 zum Stoff seines Lehrganges die allgemeine Geschichte der europäischen Civilisation und die Geschichte der Civilisation in Frankreich. Diese Vorlesungen sind die beiden bedeutendsten Werke geworden, die wir von ihm besitzen; d. h. besonders das zweite ist die vollkommenste Arbeit, die wir über unsere Nationalanfänge und über das Mittelalter haben. In dem ersten dieser Werke »Die Geschichte der Civilisation in Europa«

(*l'Histoire de la civilisation en Europe*) entwickelte Guizot die Ansicht, dass die Civilisation aus zwei Dingen bestehe: Die Entwicklung des Menschen als Geist betrachtet, d. h. die Entwicklung des Denkens; dann die Entwicklung der Gesellschaft, d. h. die Benutzung der Gedanken zu Thaten. Ueberall, wo ein Fortschritt des Geistes bemerkbar ist, ist zugleich dem entsprechend ein Fortschritt in der Gesellschaft und umgekehrt: Die ersten Versuche der Befreiung des Gedankens sind gleichzeitig mit der Befreiung der menschlichen Gesellschaft; die unter Karl VII. entstandene pragmatische Sanction ist durch die Lehren der Pariser Universität hervorgerufen. Von diesem doppelten Gesetz zeugen die Neuerungen in Frankreich, die reiner, weiser sind, als diejenigen fremder Länder und auch die französische Philosophie, welche die erlangte Uebung durch neues Forschen unterstützt. Ueberall, wo eines dieser beiden Elemente, die Forschung oder Uebung, fehlt, ist die Civilisation unvollkommen, wie in England, wo die Praxis die Theorie verdrängt hat; wie in Deutschland, wo die höchste geistige Entwicklung an socialen Errungenschaften arm war. Wo diese beiden Elemente in ihrer Entwicklung gehindert sind, wie in Italien, besteht kaum eine Civilisation; sie besteht nicht in Spanien, wo weder das eine noch das andere dieser beiden Elemente festen Fuss gefasst hat.

Dieser Gedanke, den Guizot in gewandter Weise in seiner Geschichte der Civilisation in Europa entwickelt hatte, ist das Grundprinzip seiner Geschichte der Civilisation in Frankreich. Wenn er unsere Nationalgeschichte zum Mittelpunkt nimmt, so ist das keineswegs eine willkürliche Wahl. Ohne Zweifel ist es keine bestimmte Gegend, in der man die Entwicklung unserer socialen Ordnung sucht, mehr oder weniger haben alle dazu beigetragen. Bald ist es dieses, bald jenes Volk, das den Weg eröffnet und ein Beispiel gibt. Wenn auch Frankreich nicht beständig das erste in der Civilisation war, so wurde es doch durch seinen glücklicheren, natürlicheren Zustand, seine Lage, seine sehr klare Sprache, durch den Geist der Gesellschaft, der seine Bewohner auszeichnet, gewissermaassen der Hauptsitz der Civilisation. So sind wir also in Gallien, d. h. im zukünftigen Frankreich. Gallien bietet im 15. Jahrhundert einen zwiefachen Anblick: den Zerfall und die Auferstehung; es ist der Verfall in der menschlichen Gesellschaft, die unter dem Druck der Centralisation, welchen ihr das römische Kaiserreich als Beschwerde auf-

erlegt hatte, unterliegt, und bei welchem keine andere Regelmässigkeit zu beobachten ist, als in der Steuernlast; es ist eine Wiedererstehung in der religiösen Gesellschaft, die in ihrer Thätigkeit alle von Rom nach und nach verlassenen Länder umfasst, und die materielle Einheit des Kaiserreichs, das zu brechen droht, durch eine andere und mächtige Einheit ersetzt. Betlehem, Hippone und Nola, St. Paul, St. Augustus und der h. Hieronymus herrschten in der christlichen Gesellschaft. Neben diesem sittlichen, fesselnden Gemälde zeigt uns der Geschichtsschreiber das der heidnischen Literatur, die jedenfalls schon sehr verändert, aber dennoch geistvoll und nicht ohne Glanz ist, und neben seinen Werken und nichtssagenden Vorurtheilen zeigt er uns die ernstesten Streitigkeiten der Theologie.

Aber Gallien ist nicht nur römisch und religiös; diesen beiden Elementen ist noch ein drittes hinzugetreten, das germanische Element, welches seine Sitten, Gesetze, seine junge Kraft mit den Gesetzen und Sitten der alten Gesellschaft vereinen und vereinigt mit der neuen Religion das neue Leben bilden wird. Indessen scheint dieses Leben manchmal erstickt zu sein; die Barbarei scheint in den Sitten, die Unwissenheit in den Gemüthern die Oberhand zu gewinnen. Das 6. und 7. Jahrhundert sind finstere Zeiten. Mit Karl dem Grossen kehrt Klarheit und zugleich Ordnung zurück. Aus Irland, das der Literatur als sicherer Zufluchtsort gedient, durch Missionäre, die durch Frankreich nach Norden zogen, zurückgeführt, belebt sie sich wieder und strahlt einen lebhaften Glanz aus. Unter Karl's mächtiger Hand bleiben Frankreich, Deutschland und Italien vereinigt. Nach seinem Tode geräth alles in Unordnung und Verwirrung: die Zeit des Feudalwesens kommt heran, sie entsteht mit Hugo Capet und schliesst mit Philipp von Valois. Von dieser Zeit entwirft Guizot ein zwiefaches Gemälde, wie er es von dem 5. Jahrhundert gethan, das der menschlichen und das der religiösen Gesellschaft, die er in Einrichtung und Geist geprüft. Aber schon ist die Kirche nicht mehr Alleinherrscherin in den Gemüthern; ausser ihr hat eine geistige Entwicklung stattgefunden. Noch gibt es eine zwiefache Literatur und Philosophie; die eine ist eine Fortsetzung der Ueberlieferungen und Erinnerungen der griechischen und römischen Literatur, die andere ist national, unter dem Einfluss zeitgenössischer Ideen und der Kraft einer Volkssprache emporgeblüht.

Sicherlich haben wir den Stoff zu dieser Geschichte: Baluze,

Mastène, Mabillon und Andere hatten ihn gesammelt und zusammengestellt; wer aber sollte darin forschen, wer war vor allen Dingen im Stande, ihm den Hauch lebendigen Lebens einzuflößen, aus so zu sagen todtten Blättern lebendige Blüthen zu treiben, aus diesen mit Staub bedeckten Blättern, aus dem ausgetrockneten Gerüst, das ein mächtiger Hauch beleben musste? Guizot schreckte vor dieser mühevollen Arbeit nicht zurück; er stieg kühn hinein in jene Minen der Gelehrsamkeit und grub darin umher; er brachte verborgene Reichthümer an's Tageslicht und gab ihnen neues Leben; mit der Wissenschaft verband er die Wahrsagekunst. Die dunkeln Jahrhunderte erschlossen ihm ihre Geheimnisse, die Vorsehung ihre Pläne. Das ist das Anziehende, aber auch zugleich der Fehler seines Werkes. Sicherlich wird der Geist berauscht, von dieser mächtigen Verallgemeinerung gefangen genommen. Er sieht gern die Ereignisse sich in dieser Ordnung vor seinen Augen entrollen. Die Gedanken gewinnen an Hoheit. Aber das eigentliche Leben der Geschichte, die Bewegung, die Mannigfaltigkeit verlieren dabei: das System tödtet die Freiheit. Die Menschen sind zu sehr in den Schatten gestellt und die Vorsehung (man verzeihe mir den Ausdruck) tritt zu sehr in den Vordergrund; es ist nicht die Entwicklung, sondern das Verhängniss, welches vorherrscht.

Neben Guizot lehrte in einem weniger volksthümlichen Lehrstuhl, als der der Geschichte, in dem der Philosophie, ein Mann, der schon frühzeitig auf die Jugend grossen Einfluss übte. Muss man seinen Namen noch nennen? Es ist *Cousin*.

Wir sahen schon, wie es um die Philosophie des Kaiserreichs stand: ohne Muth, war sie fast verdächtigt; sie riss sich von dem 18. Jahrhundert los, ohne öffentlich damit zu brechen, und suchte in einer fremden Schule die spiritualistische Lehre, die sie verloren hatte, wieder zu erlangen. Ein junges Talent, welches ihr anfangs nicht beschieden zu sein schien, trat in den ersten Jahren der Restauration, in die Fusstapfen des Royer-Collard und Maine de Birau's tretend, auf, um sie vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren und ihr neuen Glanz zu verleihen. Im Jahre 1815 von Royer-Collard bestimmt, ihn im Lehrstuhl der Philosophie an der wissenschaftlichen Fakultät zu vertreten, behielt Cousin das gewöhnliche Verfahren seines Meisters bei und widmete seine ersten Vorlesungen der Geschichte der schottischen Philosophie. Die Ideen der schot-

tischen Philosophen und einige von denen des Biran und des Ampère bildeten die Grundlagen von Cousin's philosophischem System, das man als eine glänzende Entwicklung des Halb-Spiritualismus, den Royer-Collard ¹⁾ aufgebracht hatte, bezeichnen kann. Da sein Lehrgang im Jahre 1823 unterbrochen worden war, hatte er die Freiheit zum Studium in Deutschland benutzt, an denselben Orten und bei denselben grossen Lehrern, die ihm den ersten Anstoss zu seiner philosophischen Bewegung gegeben hatten und noch geben; und als er 1828 mit seinen Genossen Guizot und Villemain der wissenschaftlichen Fakultät wiedergewonnen wurde, lehrte er die auf seiner Reise eingeheimsten neuen Ideen: Reid räumte Hegel, Dugald-Stewart Herder das Feld. Als er dann, weniger um mit dem Titel seines Lehrstuhls, als mit seiner neuen Neigung im Einklang zu stehen, die Philosophie mit der Geschichte der Philosophie vertauschte, hielt er jene schönen Vorlesungen, die er in der »Einführung in die Geschichte der Philosophie« (*l'Introduction à l'histoire de la philosophie*) und in der »Allgemeinen Geschichte der Philosophie« (*l'Histoire générale de la philosophie*) zusammengefasst hat.

Wenn die Geschichte in dem Leben der Menschheit den ersten Grad bezeichnet, so ist die Geschichte der Philosophie der Höhepunkt desselben. Sie bereitet das Feld vor, auf dem die grossen philosophischen Systeme entstehen sollen, die die bestimmtesten Offenbarungen des menschlichen Geistes sind. Diese verschiedenen Systeme schliesst Cousin in vier Hauptsysteme ein: Pantheismus, Sensualismus, Spiritualismus, Mysticismus; eine Klasseneintheilung, deren Richtigkeit, wie ich weiss, man bestritten hat; wenigstens muss man aber zugeben, dass sie klares Licht auf die eigentliche Geschichte der Philosophie wirft und spannendes Interesse dafür erweckt.

Aber Cousin ist nicht allein der glänzende Geschichtsschreiber der Philosophie, er wollte auch einer ihrer Lehrer sein und den vielen Systemen, die er so schön auseinander zu setzen verstand, seine eigenen hinzufügen; er wurde Metaphysiker, nachdem er Geschichtsschreiber gewesen war. Man kennt den Grundsatz dieses Systems, den Eleatismus, ein System, das er zwar nicht schuf, sondern neu belebte. Als Cousin im Jahre 1820, da er Proben von seiner Gelehrsamkeit ablegen wollte und schon durch eine geheime Neigung

¹⁾ Ravaisson, Rapport. S. 17, frz. Ausg.
Charpentier, franz. Literatur.

sich zur Schule der Nichtplatoniker hingezogen fühlte, hatte er eine Gesamtausgabe der Werke des Proklus herausgegeben, die ein in lateinischer Sprache geschriebenes Vorwort haben, aus dem der ganze Feuereifer Cousin's ersichtlich ist. Er wandte sich dem Eleatismus zu. Der Eleatismus ist die Kunst, aus jeder philosophischen Lehre die darin enthaltenen Wahrheiten herauszulesen und aus diesen Theilchen ein Ganzes zu bilden. Ist das aber ein wahrhaft philosophisches System, wenn man überall nimmt, diese sorgfältig und geistvoll ausgewählten Theile einander nähert und aus ihnen ein Ganzes bildet, selbst wenn man sicher sein kann, immer richtig gewählt zu haben? Ist das nicht vielmehr eine philosophische Mosaikarbeit? Zwar hat Cousin diesem mehr erneuerten als neuen System eine Grundlage, die Psychologie, geben wollen; aber gesetzt, es wäre darin ein System vorhanden, so macht das Erkennen desselben grosse Schwierigkeit. Hier und da findet es sich in seinen Büchern zerstreut, besonders aber scheint es, als ob er es in seinem Buch »Ueber das Wahre, Schöne und Gute« (*Du vrai, du beau et du bien*), ein Buch, das das beste und hervorragendste seiner Werke ist, habe vereinigen wollen. Dieses Werk bietet neben kraftvoller Darlegung und überzeugenden Vernunftgründen der metaphysischen Fragen Seiten glänzenden Stils und ist hoher Gedanken voll.

Schliessen wir mit jenem Lobe ab, welches, da es aus der Feder Saint-Beuve's kommt, gewiss nicht den Verdacht der Bevorzugung erwecken kann: »Cousin hat in seiner langen Wirksamkeit, durch seine beredten und klaren Entwürfe, durch die mannigfachen Erklärungen, die er mit solchem Eifer ausgeführt, wie auch durch diejenigen, welche er von den unvermutheten Gästen, die nicht zu seiner Schule gehörten, forderte, mit einem Worte, durch sein ganzes Streben der Philosophie die bedeutendsten Dienste geleistet, von welchem Standpunkte man ihn auch der Beurtheilung halber betrachten mag«¹⁾.

Vor Cousin hatte an der wissenschaftlichen Fakultät ein Mann Aufsehen erregt, dessen erstes Auftreten ein Meisterstück war. Fast nach beendigten Studien Lehrer an dem Gymnasium »Charlemagne« und an der Pariser Normalschule, erschien *Villemain* auf einem

¹⁾ Lundis, B. XII, S. 231, frz. Ausg.

grössern Schauplatz. Er hatte bedeutenden Erfolg auf dem Lehrstuhl französischer Gelehrsamkeit, der damals seine Sitzungen im ehemaligen Collegium des Plessis, des de Guerle (ein ausgezeichnete Dichter aus der Schule Dorat's und hervorragender Uebersetzer des Bürgerkrieges von Pétrone in Versen) hielt. Seine Einführung in die wissenschaftliche Fakultät war ein grosses Ereigniss; die ganze Redaction der Débats wohnte ihr bei. Er begann seinen Lehrgang durch eine Rede, von der man besonders folgendem Passus Beifall klatschte: »Die Beredtsamkeit wird nie in den aufrührerischen Republiken zum Aufschwung gelangen, wo die Bürger mehr die Rache als die Freiheit lieben, wo unaufhörlich die Gewalt entscheidet und ihre auf einander folgenden Siege durch Tod und Verbannung verkündet; Florenz hat nie Redner gehabt... die Beredtsamkeit wird nicht in jener schattenhaften Aristokratie entstehen, wo die Despotengewalt durch die Zahl derer, die sie üben, schrecklicher wird, wo tyrannische Republikaner die Freiheit um so mehr fürchten, als sie ihr selbst ihre Macht verdanken und in ihrem Namen regieren: in Venedig wurde nicht öffentlich geredet.«

Die Sorbonne war damals nicht an solche Leute gewöhnt. Sie hatte wohl einmal für kurze Zeit die muthige, freie Sprache Laromiguière's, die kräftigen und nachdrücklichen Stegreifdichtungen eines de Lacretelle vernommen, Niemand hatte aber bis dahin diese lebendige, gewandte, reizende, geistvolle Redekunst ahnen lassen. Trotz seiner bedeutenden Erfolge als Lehrer war Villemain von dem politischen Leben in Versuchung geführt worden. Als er unter dem Minister von Decazes zum Anführer der Abtheilung der Buchdruckerei und des Buchhandels, dann zum Berichterstatter über Bittschriften ernannt wurde, trat er später zur Oppositionspartei über und sah, wie seine Genossen, seinen Lehrgang unterbrochen; wie sie, durfte er ihn 1828 wieder aufnehmen. Er erschien wieder in der Sorbonne mit unvergleichlicher Wortschönheit und überreicher, durch Ruhe noch belebter gemachte Gluth. Glückliche Erinnerungen an das Alterthum, neue Anschauungen, fesselnde Beziehungen, plötzliche Streiflichter, manchmal wirkliche oder scheinbare Verwirrung des Gedankens, der seinen Ausdruck zu haschen und zu suchen schien und doch stets den lebendigsten, geistvollsten, richtigsten, farbenreichsten traf; mit einem Worte, alle Gaben und alle Künste der Beredtsamkeit machten aus diesem Vortrag ein einheitliches

Schauspiel, Alle eilten herbei, Junge und Alte, Tribun und Edelmann, der Herzog von Montmorency und der General Foy.

»Hört ihn nur auf diesem Lehrstuhl, den er mit einer gewissen Nachlässigkeit, die, obgleich absonderlich, doch nicht unschön ist, besteigt, wo er sich neigt, den er leicht mit der Hand schlägt, hört ihn! Seine tiefe, angenehm singende, klangvolle, wohlgeübte Stimme hat gleich Alles hingerissen. Er neigt sich, er öffnet seine Lippen, dem Auditorium zugewandt. Wenn die erste Bank, die er leicht erkennt, ihn nicht zu sehr beschäftigt, so erhebt sich seine Stimme (unzweifelhaft ist er noch verlegen vor seiner Zuhörerschaft, aber dann vor Allen und nicht vor Einzelnen). Sein munterer, gewandter Geist wendet zugleich allen Punkten jenes Halbkreises, der von einem schmeichelnden Getöse um ihn her zittert und Wellen schlägt, seine Aufmerksamkeit zu. So, vornüber gebeugt, trifft er alle mit seinem Strahl, sucht in der Umgebung nach dem Unterstützung- und Antriebspunkt, fragt und berührt so zu sagen den Verstand Aller; er geht und kommt, wiegt sich in den Hüften und schwebt auf Flügeln der Gedanken; welches unterhaltende und handlungreiche Schauspiel, welche feine Uebung, ihm zuzuhören!« Dieses Bild entwirft Sainte-Beuve von ihm.

Diese drei unvergleichlichen Jahre wurden die Heldenzeit des Unterrichts: »Es ist in den Tagen der geistigen Erniedrigung und Erschlaffung nicht leicht, sich einen Begriff von dem edlen Eifer zu machen, der damals den französischen Geist in Literatur und Kunst durchhauchte. Die öffentliche Meinung machte aus den Lehrstühlen des Herrn Guizot, Villemain und dem meinigen wahre Tribünen,« sagt Cousin. Seit den grossen Tagen des Scholasticismus im 12. und 13. Jahrhundert hatte man kein Beispiel eines ähnlichen Auditoriums in dem lateinischen Viertel aufzuweisen gehabt. Zwei- bis dreitausend Menschen jeden Alters und Rangs drängten sich in dem Saale der Sorbonne. Diese ungeheure Menge wirkte unvermeidlich auf den Lehrer ein, belebte, erhöhte, beschleunigte seine Worte. Man denke nur, dass jede Vorlesung, sobald sie ausgesprochen, stenographirt und kaum wieder durchgelesen, schnell gedruckt erschien und in der Presse Gegenstand eines glühenden Streites wurde ¹⁾.

Aus den Lehren des Villemain, sowie aus denen des Guizot

¹⁾ Cousin, Einführung in die Geschichte der Philosophie, Vorwort.

und Cousin ist ein bedeutendes Werk hervorgegangen, »Die Geschichte der Literatur im 18. Jahrhundert« (*l'Histoire de la littérature au dix-huitième siècle*). Wir wollen versuchen, eine getreue Skizze davon zu entwerfen.

Nachdem Villemain in einem flüchtigen, aber trotzdem den Gegenstand der Hauptsache nach wiedergebenden Auszug den glänzenden Zustand der Literatur bei dem Tode Ludwig's XIV. gezeigt und einige Augenblicke bei den Namen J. J. Rousseau, La Motte, Louis Racine verweilt hat, die schwachen, aber getreuen Nachklänge des grossen Jahrhunderts, kommt er zu Voltaire und unterwirft seine ersten Tragödien einer Prüfung; dann verlässt er mit ihm zusammen Frankreich und entwirft uns in mehreren herrlichen Abschnitten ein Bild der englischen Literatur am Ende des 18. Jahrhunderts. Mit Voltaire kehrt er nach Frankreich zurück, führt die Prüfung seiner Stücke zu Ende, wobei er den Einfluss der englischen Literatur sucht und hervorhebt. In dieser Prüfung macht sich mehr der Dichter als der Prosaiker geltend, und Villemain scheint ein wenig die philosophischen Werke geflohen zu haben. Allein Montesquieu, Buffon sowohl wie Rousseau, welche die Stoffe zu den folgenden Lehrstunden bilden, sind gründlich geprüft und ihre Geister mit grossen Zügen skizzirt; bei dem Ersten hebt er die mit der Tiefe des Gedankens verbundene Klugheit hervor; bei dem Zweiten einen der Majestät der Natur gleichkommenden Malerpinsel; bei Rousseau die beredte Bewegung und die frischen Farben; es sind bewundernswerthe Schilderungen, bewundernswerth in der Wahrheit und Färbung. Diese drei Gestalten bilden so zu sagen den ersten Entwurf zum Gemälde der Literatur des 18. Jahrhunderts. Nach dem Beispiel Rousseau's führt uns Villemain nach England zurück und zeigt uns dessen Einfluss auf die Literatur. Indem er sich besonders an die Geschichtsschreiber hält, wie er sich vorher an Shakespeare gehalten, belehrt er uns gründlich über Hume und Gibbon und vergisst auch Richardson nicht. Nach Frankreich zurückgekehrt, führt er Duclos, den Präsidenten Hénault, Malby, d'Aguesseau, Rollin, Cuvier, Lebeau, Barthélemy, Thomas nach der Reihe an; ebenso die gelehrte und kritische Geschichtsschreibung. Uebrigens braucht man nicht zu fürchten, dass das Interesse für jenes Studium der untergeordneten Schriftsteller fehle: demjenigen, das an sich nichts Neues und Erhabenes bietet, verleiht Villemain durch ebenso

geistvolle als fesselnde Beziehungen einiges Interesse. Was Thomas, Barthélemy falsch aufgefasst oder vom Alterthum falsch ausgelegt haben, erklärt und vervollständigt er, indem er mit der Lehre auch die Art und Weise zu erkennen gibt, wie man sie erklärt und übersetzt.

Uebrigens hält er sich nicht lange in dieser mittelmässigen Region auf; bald nimmt er wieder seinen Aufschwung und Flug zu den höchsten und glänzendsten Sphären und sucht auf's Neue ausserhalb Frankreichs den Einfluss der grossen Gestirne des 18. Jahrhunderts, deren Glanz so weit strahlte, und deren wohlthätige Wärme Italien mehr als jede andere Gegend empfand. Aber auch da scheint er noch nicht gefunden zu haben, was er sucht. Mögen Beccaria, Filangieri sich für Montesquieu, mag Alfieri für die französische Bühne begeistern, das ist sicherlich ebenso vortheilhaft für die Halbinsel als ehrenhaft für Frankreich; was aber Villemain träumt und verfolgt, was er als Krone seiner Arbeiten begrüssen möchte, ist die politische Beredtsamkeit. Um sie zu finden, muss man nach jenem England zurück, davon er uns schon in mehreren Abschnitten den literarischen Standpunkt beschrieben. Da und damals nur da erhob sich eine Rednerbühne als Nebenbuhlerin der agora und des forum. Sodann erwachen die klassischen Erinnerungen in Menge und, durch die glücklichsten und plötzlichsten Vergleiche erklärt, vervollständigt und vereinigt er, ohne sie zu verwirren, alle alten und neuen Triebe, die die Freiheit der Beredtsamkeit verschafft hat. Die christliche Beredtsamkeit ist sogar selbst zum Zeugen aufgerufen und steht hinter keiner andern zurück. Mit welchem Antheil, welcher Wärme, mit welchem Glanz sind die Gestalten und die europäischen Kämpfe von William Pitt, Lord Chatham, Burke und Fox, Mirabeau's Vorläufer, wiedergegeben; wenn aber Villemain so weit gegangen, bleibt er nicht stehen, sondern schliesst mit der eigentlichen Literatur. Bernardin de Saint-Pierre, de Maistre, Frau von Staël gewähren der englischen Rednerbühne etwas Erholung und machen durch die lebendigen und angenehmen Farben, in denen sie geschildert sind, die letzten Theile zu einer reizvollen, angenehmen Lectüre; besonders Bernardin de Saint-Pierre, bei dem Villemain die Poesie findet, die dem 18. Jahrhundert gefehlt hat.

Der Weg, den Villemain einschlägt, scheint auf den ersten Blick nicht regelmässig zu sein; er geht, kommt gleich zurück,

schlägt den ersten Weg wieder ein, um ihn wiederum zu verlassen, macht nach einem bestimmten Plane allerlei Kreuz- und Querschritte, ohne sich zu verwirren oder zu verlieren, er zeichnet ein Bild nicht auf ein Mal; er entwirft, kommt darauf zurück, macht noch einzelne Striche und die Aehnlichkeit ist klar zu sehen. Dies für das Einzelne; ebenso verfährt er beim Ganzen; zuerst scheint alles nicht an der rechten Stelle zu sein; zwar ist das nicht die methodische Ordnung, keine Ordnung des Stoffes, sondern die grosse Ordnung: »lucidus ordo« eine Ordnung, die auf Gedankenfolge sieht und gleicher Weise Klarheit und Einheit verleiht.

Nach dieser schönen Arbeit Villemain's »Ueber die französische Literatur des 18. Jahrhunderts« (*La Littérature française au dix-huitième siècle*) und als deren glückliche Ergänzung führen wir ein Werk an, davon er gesagt hat: »die so oft behandelte Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts rief auf einem Lehrstuhl im Collège de France eine herrliche Rede hervor, die ein Buch der Philosophie über den politischen Einfluss Frankreichs auf Europa geworden;« er meinte das Werk M. L. Lemer cier's: »Von dem Einfluss der Philosophie des 18. Jahrhunderts auf die Gesetzgebung und die socialen Verhältnisse des 19. Jahrhunderts« (*De l'influence de la philosophie du dix-huitième siècle sur la législation et la sociabilité du dix-neuvième siècle*). —

Wir haben über die Lehrgänge Guizot's, Cousin's und Villemain's und über die aus ihren Vorlesungen entstandenen geschichtlichen, philosophischen und literarischen Werke geurtheilt. Wir halten uns für verpflichtet, in einer letzten Skizze den besonderen Character ihrer Beredtsamkeit und den wahren Geist ihrer Vorlesungen zusammenzufassen.

Auf dem Lehrstuhl der Sorbonne war der historische Entwurf Guizot's im Grunde ernst, fesselnd, neu, aber in der Ausbildung manchmal eintönig und weit entfernt, auf das Auditorium denselben Einfluss zu üben, als der lebendige Vortrag eines Villemain, als das Wort, das dramatische Leben eines Cousin. Guizot war kein geborener Redner; er wurde ein solcher, wie wir sehen werden. — Auch Cousin hatte zuerst nicht die Gabe jener mächtigen, erhabenen Beredtsamkeit, die er später entfaltete: er las seine ersten Vorträge ab; unmerklich verliess er das sichere Ufer und wagte sich in's offene Meer hinaus. Die Wahrheit zu gestehen, geschah das erst im

Jahre 1828, als er triumphirend mit seinen Genossen wieder in die Sorbonne einzog. Aber selbst hier war bei seinem ersten Auftreten seine Sprache langsam, zögernd und machte nur mühsam den sich drängenden, sie fast übersteigenden Gedanken Luft. Endlich aber kam die Eingebung und der Gott trat hervor. Welcher Glanz und welches Feuer, welche Gedankenblitze und flammende Phantasie! auch seine Haltung trug zu dem erhabenen Character seiner Beredtsamkeit bei; in seinem Lehrstuhl stehend, mit stets flammenden Blicken, von bewegtem Ton und Gesichtsausdruck, die Stimme durch bedeutungsvolles Mienenspiel wechselnd, hielt er sein wie vom Blitz getroffenes Publikum in Aufmerksamkeit und Spannung.

War jenes Interesse, das dieser dreifache, so ernste, tiefe, glänzende Unterricht hervorrief, rein literarisch und die Gunst, die es erweckte, die man gleichzeitig auch der Beredtsamkeit der Lehrer verdankte, war sie nicht auch ein wenig der Erfolg jener Opposition, die Gelegenheit gefunden, sich in diese Vorlesungen hineinzustehlen, wo allein die reine, unparteiische Wissenschaft zu hören war? Man hat es ihnen, besonders Guizot vorgeworfen; er hat sich gerechtfertigt. Aber sind nicht selbst die Bitten an das Auditorium um Ruhe und Zurückhaltung das Zeichen einer dumpfen Gährung, die der Lehrer (davon bin ich überzeugt) nicht unterstützte, aber selbst anerkannt hat? »Verschiedene Strömungen,« sagte er, »riefen dieselbe Bewegung in den Gemüthern hervor; uns liegt es am Herzen, sie zu beleben, ohne sie aufzuregen.« Man hing also, wie man sagt, den Mantel nach dem Winde und theilte seinen Zuhörern von dem Feuer und der Einwirkung, die man dadurch erhielt, mit. Sobald diese Vorlesungen der Oeffentlichkeit übergeben waren, wurde ihre Wirkung ausserhalb der Sorbonne vermehrt und verbreitet. Mit Eifer ergriffen und stenographisch aufgezeichnet, wurden die Lehren der drei Professoren, noch von dem Feuer der improvisirten Rede durchglüht, noch pochend von der zwiefachen Erregung des Auditoriums und des Lehrers, der Oeffentlichkeit übergeben.

Hier der Ausdruck eines jungen Zuhörers über die drei Vorlesungen:

»Villemain erzielt Massen.

»Cousin hat grossen Erfolg, aber, wie alle die Zeiten der Krisis und Gründung durchdauernden Erfolge, bestritten; er redet noch zu den Philosophen des 18. Jahrhunderts; er hat, und mit Recht, ge-

dacht, dass im Augenblick, da die alten Schulen sich bewegen und wiederbeleben, um einen letzten Schrei auszustossen, man das Feld nicht verlassen dürfe, und so nimmt er angesichts Broussais', Dannon's und jener geizigen, lebenskräftigen Philosophie — Sensualismus genannt — den Kampf noch einmal auf.« Und weiter: »Cousin hat seine Sache bewundernswerth gut gemacht und trotz aller Angriffe der sensualistischen Philosophie, die mit dem Katholicismus und den skeptischen Spöttern im Bunde steht, gelangt er endlich dazu, seine 2000 Zuhörer hinzureissen, so dass die Thüren, von dem grossen Andrang brechend, nachgaben.

»Die drei Vorlesungen wirken wundersam, besonders auf den Geist, den sie erweitern und die Bewegung, die sie hervorrufen ¹⁾.«

¹⁾ Sainte-Beuve, Briefe aus der Jugend (Lettres de Jeunesse).

II.

Geschichtsschreiber: Michaud, — de Barante, — de Sainte-Aulaire, — Jay, — Bazin, — Lemontey, — de Sismondi, — Monteil, — Mignet, — Thiers, — Frau v. Staël, — de Ségur, — Daru, — Guizot, — Villemain, — Mazure, — de Chateaubriand.

Wir haben da nur ein erstes Beispiel der literarischen Bewegung während der Restauration; wir müssen ihr auf ein anderes Gebiet folgen und besonders dahin, wo sie am thätigsten und mächtigsten wirkte, auf das Gebiet der Geschichte. Wir haben gesehen, welchen Anstoss die Vorlesungen Guizot's in der Sorbonne dazu gegeben hatten. Ausserhalb dieses glänzenden Herdes, wie an seiner Flamme entzündet, erschienen andere auch sehr achtungswerthe Arbeiten. Wir werden sie anführen, aber nicht in der Ordnung ihrer Veröffentlichung, sondern in zeitgemässer Folge der Ereignisse, die sie wiedergeben; wir fangen mit den auf unsere Nationalgeschichte am meisten Bezug habenden Werken an und schliessen mit den Werken ausländischer Literatur.

Der erste Name, dem wir entgentreten, ist uns schon bekannt; es ist *Michaud*, der Verfasser des »Frühling eines Geächteten« (*Printemps d'un proscrit*). Michaud, ein strahlender Dichter, ist auch hervorragender Schriftsteller, »Die Geschichte der Kreuzzüge« (*l'Histoire des croisades*) ist ein hervorragendes Werk. Es ist eines jener ersten Werke, die das bis dahin verachtete Mittelalter wieder zu Ehren brachten. Ausser dem Grundgedanken, der fortwährend die Sorge erkennen lässt, mit welcher der Verfasser bemüht war, den Quellen nachzuforschen, d. h. den Chroniken des Orients und Occidents, die auf diese religiösen Züge Bezug haben, entzückt auch die

schöne Form; bei dem lebendigen Gang der Erzählung, bei der geschickten Ordnung der einzelnen Theile, bei der Einheit in der Zusammensetzung fühlt man eine gewandte, weise Hand heraus, und an der Gewandtheit und der Klarheit des Stils erkennt man in dem Geschichtsschreiber einen Schriftsteller.

Da Michaud darnach strebte, sein Werk so vollkommen als möglich zu machen und seine Erzählungen durch die Ortskenntniss zu erklären, machte er im Jahre 1830 mit Ponjoulat eine Reise in den Orient, die er uns in einer Erzählung von 7 Bänden mitgetheilt hat. Als er zurückkehrte, war die Monarchie, die er liebte, die er als officiöser und geistvoller Schriftsteller in zwei Epochen nicht ohne Gefahr und Geschick vertheidigt, in einen neuen Sturm hineingerissen worden.

Mit mehr Mühe und Glück, als Michaud, hat *de Barante* als Geschichtsschreiber einen ziemlich hohen Ruf erlangt, und zwar durch die einfache, glückliche Idee, unsere alten Jahrbücher auseinander zu nehmen und in Ordnung zu bringen. »Die Geschichte der Herzöge von Burgund« (*l'Histoire des ducs du Bourgogne*) ist wirklich nur ein geistreiches und angenehmes Werk. Der Verfasser war sehr bald damit fertig und sein Verdienst besteht eigentlich nur darin, dass er Alles geschickt in Scene zu setzen wusste. Die Erzählungen (Ketten) reihen sich kunstvoll an einander und entfalten sich in einer dem Geist gefälligen Ordnung; ohne sehr lebhaft zu sein, schreitet die Erzählung fort und fesselt durch jene, manchmal etwas gesuchte Natürlichkeit, die der Verfasser von den Quellen, aus denen er schöpfte, annahm.

De Barante hörte damit noch nicht in seinen Arbeiten auf; ausser seiner »Geschichte des Convents und des Directoriums« (*l'Histoire de la Convention et du Directoire*), den »Erinnerungen der Frau von Rochejaquelein« (*les Mémoires de Madame de la Rochejaquelein*), die er zum grossen Theil, wenn auch nicht ganz zusammenstellte, hat er bedeutende Werke der Kritik hinterlassen.

De Sainte-Aulaire errang sich auch eine Stelle in der Literatur durch seine »Geschichte der Fronde« (*L'Histoire de la Fronde*). Als dieses Buch erschien, hatte es ausser seinen wahren Eigenschaften noch ein Gelegenheits-Verdienst. Bei der Erzählung von den Wirren zur Zeit der Königin Anna von Oestreich schien sich der Verfasser die Vorurtheile der Gegenwart anzueignen und schilderte seinen

Gegenstand von einem ihr entsprechenden Gesichtspunkt. Er sah darin einen voreiligen Versuch und Wunsch der constitutionellen Einrichtungen, eine Ansicht, die, ohne falsch zu sein, ein wenig nur Vermuthung war und der Zukunft zu sehr voraus eilte. De Sainte-Aulaire war mehr der Wahrheit nahe gewesen, als er, bei der Unterscheidung zweier Epochen in der Fronde, in der ersten das Volk, das sich unter dem König der Halle, dem Herzog von Beaufort, befreien wollte, zeigte; in der zweiten, die ganz aristokratisch und feudal war, versuchte der Adel zu Gunsten der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. das ganze oder einen Theil des Landes zurück zu nehmen, dass er unter Franz I. besessen. Die Geschichte der Fronde liest sich mit Vergnügen und Spannung; ein gewandter, gefälliger Stil, voll guten Geschmacks und Anmuth, hat er etwas von dem Adel und der Hoheit eines hochgebornen Menschen und ist stets wie ein Wiederscheit der Erinnerungen des Cardinals de Retz.

Jay schrieb mit grossem Verstande und wahrhaft nationalem Geist die »Geschichte des Ministeriums des Cardinal von Richelieu« (*l'Histoire du ministère du cardinal de Richelieu*).

Bazin hat in der »Geschichte Ludwig's XIII.« (*l'Histoire de Louis XIII*) ein lehrreiches und fesselndes Werk geliefert; er erklärt mehr als er schildert; aber »alle seine Erzählungen tragen den Stempel eines geistvollen Scharfblickes.« Auch hat er es verstanden, in dem »Bild der Minderjährigkeit Ludwig's XIV.« (*le Tableau de la minorité de Louis XIV*) »seinem Urtheil eine fesselnde Unparteilichkeit zu geben.« Wir führen hier die Worte Villemain's an.

Der Fortschritt, welchen seit jener Zeit die historischen Studien gemacht, hat vielen, wenn auch nicht allen Werken das Spannende der Neuheit und der Enthüllung, welches sie bei ihrem Erscheinen an sich trugen, genommen. In der Zahl dieser Werke steht in erster Linie »Der Versuch der Feststellung der Monarchie unter Ludwig XIV.« (*l'Essai sur l'établissement de la monarchie sous Louis XIV*) von Lemontey. Dieses Buch, welches sich auf damals noch wenig bekannte, oder sogar noch nicht herausgegebene Documente stützte, schliesst viele neue Ansichten und Bemerkungen von hoher Bedeutung ein. Der erste, Lemontey, hat gezeigt, dass die wahre Originalität der Regierung Ludwig's XIV. in der übermässigen Vereinigung (auf einen Mittelpunkt) bestand, die er beabsichtigte, die aber bald zum Verderben einer Macht ausschlug, die sie gewandter und stolzer gemacht

hatte. »Neuernder und revolutionärer König«, so characterisirt Lemontey Ludwig XIV.

Streng gegen den Monarchen, ist er nicht nachsichtig gegen seine Unterthanen; aber seine Betrachtungen über den französischen Character, in denen sich eher der satyrische Moralist, als der Geschichtsschreiber durch eine gewisse Bitterkeit verräth, sind darum im Allgemeinen nicht weniger gerecht.

Diese »Abhandlung« bildete die Einleitung zu einer »Geschichte der Regentschaft« (*Histoire de la Régence*), die nach dem Tode des Schriftstellers erschien und in der man dieselben gründlichen, neuen Forschungen, denselben Scharfblick, denselben fesselnden Ausdruck, dieselbe lebhaft und eigenthümliche Wendung findet, die jene Abhandlung auszeichnet. In Lemontey steckt etwas von dem Geist und dem satyrischen Feuer Voltaire's.

Während so die Geschichte Frankreichs gewissermassen bruchstückweise geschrieben wurde, lieferte de Sismondi ein Ganzes in seiner »Geschichte der Franzosen« (*Histoire des Français*). Dieser einzige Titel klang wie ein Versprechen und eine neue Arbeit. Bis dahin hatten wir die Geschichten Frankreichs, aber keine Geschichte der Franzosen gehabt. Dieser einfache Wechsel des einen Wortes kündet eine ganze Umgestaltung an. Die Nation hat ihre Geschichte. Diese Ansicht war glücklich getroffen, de Sismondi hat sie etwas verdorben. Er verpflanzte in die alten Jahrhunderte, die er durcheilen wollte, philosophische Ideen des 18. Jahrhunderts und sieht nur Barbarei und Despotismus in den ihm vorangegangenen Zeiten: »Sismondi ist zu sehr von den neuern Ideen eingenommen; er hat die Vergangenheit zu sehr nach der Gegenwart beurtheilt. Ein wenig philosophische Kenntniss hat ihn dazu verleitet, gewisse Zeiten und gewisse Regierungen hart zu beurtheilen.« So sagt Chateaubriand von ihm.

Man hat gegen die französische Tragödie folgende Einwendung erhoben: Warum sind auf der Bühne nur immer Könige und Ereignisse, die uns fremd sind oder mindestens doch sehr fern stehen; würden wir nicht mehr Antheil und Vortheil davon haben, wenn man uns bekanntere Menschen und Empfindungen vorführte? Durch diese Einwürfe entstand das Drama, und Diderot gab Beispiel und Lehre zugleich dadurch, dass er »Der Familienvater« (*le Père de famille*) und »Der natürliche Sohn« (*le fils naturel*) auf die Bühne brachte. Man nahm auch daran nicht mehr Antheil, höchstens noch

weniger; schliesslich kam jedoch das bürgerliche Leben auf die Bühne und das Drama war ein Nebenbuhler der Tragödie. Man hat der Geschichte denselben Vorwurf gemacht, wie der Tragödie. Sie war damit beschäftigt, die grossen Thaten und Handlungen der Könige, der Fürsten und der Grossen zu beschreiben und dachte nicht daran, die viel anziehendere Geschichte des Lebens, Schaffens und der Gewohnheiten der Bürger, Stand für Stand und Handwerk für Handwerk zu schildern. Und wie sollte man ohne diese geschichtlichen Einzelheiten den Fortschritt in der Civilisation eines Volkes und die Ursachen seiner Grösse zum Bewusstsein bringen? Da war ein Fehler wieder gut zu machen, eine Lücke auszufüllen; *Monteil* machte sich daran. Er schrieb die »Geschichte der Franzosen der verschiedenen Stände« (*l'Histoire des Français des divers états*), Er glaubte dadurch, dass er der Wirklichkeit noch etwas Erfindung hinzufügte, die Aufmerksamkeit der Leser sicherer gefangen zu nehmen; so erfand er eine romantische Form; er beschreibt nicht in methodischer Reihenfolge jedes Handwerk und jeden Stand; er ergreift nicht selbst das Wort, er legt es den verschiedenen Personen in den Mund, die uns so zu sagen die Ehrenbezeugungen des Buches machen und auf den verschiedenen Wegen, durch die mannigfachen Stände, durch welche uns die gelehrte Weisheit des Verfassers führt, als Führer dienen. Ein Edelknabe führt uns in die Schlösser, ein Mönch in die Klöster, ein Arbeiter in die Werkstätten. Der Verfasser hat sich geirrt. Dieses Gemisch von Erfindung und Wahrheit, wie in der »Reise des Anacharsis« (*le Voyage d'Anacharsis*) und anderer seit der Zeit gemachter Nachahmungen, thut dem Interesse Eintrag. Vielleicht muss man es diesem Umstande zuschreiben, dass das Werk, welches so viele ernste, belehrende Forschungen, so viel wahre Bemerkungen und einen gewandten Stil nachwies, nur eine so mittelmässige Aufnahme fand. Dennoch war ihm ein Erfolg sicher: die spät eintretende Gerechtigkeit der Akademie erklärte es für würdig, den Preis Gobert mit Augustin Thierry zu theilen. Indessen lebte der Verfasser arm und entmuthigt, so arm, dass er wie ein alter, müder Arbeiter, der zu seinem Lebensunterhalt sein Arbeitsmaterial verkauft, auch an seinem Lebensabend sich gezwungen sah, seine Manuscripte zu verkaufen. Bei dieser Gelegenheit liess er seine Sammlung der Manuscripte der »Verschiedenen Arten der Geschichte« (*Traité des matériaux manuscrits de divers genres d'histoire*) drucken.

Es sind seltsame Schriften, darin man in aller Ordnung die verschiedenen Theile, die ihm zum Aufbau seines Werkes gedient, sieht und gewissermassen berührt, und wo man fast mehr noch als in seinem Werke, jenen Gewerbflaiss und das Leben eines Volkes, das er in seiner Geschichte schildern wollte, wahrnimmt.

De Sainte-Aulaire täuschte sich nur zur Hälfte; zwischen der Fronde und Revolution ist nur die Hand; aber die Revolution ist nicht die constitutionelle Regierung, und um dahin zu gelangen, musste man zuerst die Revolution und dann das Kaiserreich durchmachen. Wie dem auch sei, können wir doch ohne andern Uebergang von Sainte-Aulaire zu *Mignet* schreiten, von der Geschichte der Fronde zur Geschichte der französischen Revolution.

Daunou gibt uns in dem »Journal des savants« vom Mai 1822 einen Bericht einer Schrift Mignet's, der mit Arthur Beugnot den Preis getheilt hatte, der in der Akademie für Philologie für die Frage ausgesetzt war: »Welches war bei der Thronbesteigung des heiligen Ludwig der Zustand der Regierung und Gesetzgebung in Frankreich und welches die Wirkungen der Einrichtungen dieses Königs am Schlusse seiner Regierung.« Und so sagte er: »Diese Arbeit empfiehlt sich weniger durch die Genauigkeit der Einzelheiten, als durch die Wichtigkeit und Richtigkeit der allgemeinen Betrachtungen.« Dann hob er besonders »die Tiefe und manchmal die Kühnheit der Gedanken, die Bestimmtheit und häufige Klarheit des Stils« hervor. Das hiess im Voraus die »Geschichte der französischen Revolution von 1789—1814« (*l'Histoire de la Révolution française depuis 1789—1814*) characterisiren, die Mignet 1824 herausgab; es ist eine geschickte Arbeit, in welcher sich in die Erzählung der Begebenheiten philosophische Anerkennung und mächtige Verallgemeinerungen mischen, denen man den Vorwurf eines Mangels völliger Gerechtigkeit machen könnte. Das Urtheil ist manchmal eine Vertheidigungsschrift und die Nützlichkeit der Zwecke entschuldigt manchmal den Gebrauch der Mittel.

Mignet war, wie er in diesem und anderen Werken bewies, für die Geschichtsschreibung wie geschaffen; aber vielleicht noch mehr für die Literatur. Da er ein klarer, gewandter Schriftsteller, ein feines und geistvolles Gemüth war, so ernannte ihn die Akademie für Philologie zum lebenslänglichen Geheimschreiber und verschaffte ihm dadurch alljährlich Gelegenheit, die Gewandtheit und das um-

fassende Geschick, sowie seine Kenntnisse zu zeigen. Die Lobreden (*Éloges*), die er alljährlich, ohne zu ermüden oder sich zu wiederholen, über eines der Mitglieder der Akademie hielt, werden seine besten und herrlichsten Zeugen bleiben ¹⁾. Mignet hat so viel als möglich die Art des akademischen Lobes neu geschaffen und gewissermassen einen Vermittler zwischen Geschichte und Lobrede gemacht. Wahrhaftig, so weit das in Gegenwart von Genossen, wenn man von ehemaligen Genossen spricht, angeht, lässt er in einem Masse, in dem es unter solchen Verhältnissen gestattet ist, dem Guten und Bösen, der Kritik und Lobrede Gerechtigkeit widerfahren; er erwägt, er bringt seine Reden und Aussprüche mit so vollkommenem Gleichmass und so gleicher Unparteilichkeit, dass es schwer zu sagen ist, auf welche Seite er sich neigt; auch hat er es mit demselben Talent und Erfolg verstanden, abwechselnd im Character, Geist und Grundsätzen sehr verschiedene Personen zu loben. *Thiers* hat das Gemälde ausgeführt, dessen mächtige Skizze Mignet entworfen hatte.

Soll man in einem Vierteljahrhundert, dass an unzähligen Verirrungen und weiten Fortschritten, wilden Frevelthaten und unzähligen Veredelungen so reich war, soll man Alles verdammen, Alles entschuldigen? oder soll man das Böse ganz entschuldigen, es — was fast dasselbe ist — wie die unvermeidliche und unerlässliche Folge des Guten betrachten? Das letztere Verfahren, das die vorherrschende Schattirung von *Thiers'* Werk bildet, scheint uns auch nicht berechtigter als die beiden andern; es führt zur Gleichgültigkeit oder zur Glaubenswuth; das Gesetz des gesellschaftlichen Fortschrittes muss sich erfüllen. Es kann nach Umständen Verbrechen, blutige Thaten und Revolutionen ausscheiden, das thut nichts; das Gesetz geht in Erfüllung; Verderben den Besiegten und noch Schlimmeres den verbrecherischen Dienern des, angesichts des nothwendigen Guten, unvermeidlichen Uebels. Nach diesem Grundsatz kann Robespierre mit demselben Recht freigesprochen werden, wie Bonaparte; das war übrigens »die grosse Moral« *Mirabeau's*. In einem Worte: der Grundsatz der Schule des Fatalismus ist, die Verbrecher freizusprechen dadurch, dass man die Verbrechen brandmarkt. In diesem

¹⁾ »Mignet hat Schmuck, einen sentenziösen und akademischen Schmuck,« pflegte *Sainte-Beuve* zu sagen. *Lundis*, B. XI, S. 250, frz. Ausg.

Sinne ist im Allgemeinen die Geschichte der französischen Revolution von Thiers aufgefasst und dargestellt. Auch lässt das Werk, trotz der Wärme, die der Verfasser entfaltet, trotz des blühenden Stils und der oft dramatischen, den Leser ergreifenden und mit sich fortreissenden Bewegung einen unbefriedigenden Eindruck zurück.

Jetzt folgt eine andere, höhere Beurtheilung der Revolution. »Die Betrachtungen über die französische Revolution sind, in philosophischer und erzählender Form gehalten, nur ein Entwurf des Fortschrittes des menschlichen Geistes in der politischen Ordnung, ein Bild der ersten Neuerungen, der ihnen folgenden Unglücksfälle und der daraus entstandenen absoluten Gewalt. Die Seiten, auf welchen Frau von Staël die Bewegung des sich neubildenden Hofes, die beschleunigte Eile, mit welcher Jedermann zum allgemeinen Gehorsam drängt, schildert, sind eines Tacitus würdig zu nennen; niemals war die Beredtsamkeit eines Verfassers neuer und belebter. Eine andere, nicht minder bewundernswerthe Stelle ist die, wo sie stehen bleibt, um den Eroberer auf dem Gipfel seines Ruhmes, mit dem königlichen Hof, dem Volksauflauf und jenes kaiserliche Bündniss zu betrachten und in einem Laster seiner Natur die schwache Seite seiner Macht erkennt. Damals fehlte Bonaparte nur ein stolzes Gefühl, um ihn zu dem grössten Herrscher der Welt zu machen; sei es die väterliche Liebe, die die Menschen dahin bringt, für das Erbtheil ihrer Kinder zu sorgen, sei es das Mitleid für die Franzosen, die sich auf das geringste Zeichen hin für ihn todtschlagen liessen; sei es die Gerechtigkeit gegen die ausländischen Nationen, die ihn mit Erstaunen betrachteten; sei es endlich die Weisheit, die jedem Menschen eigen ist, wenn er inmitten des Lebens tiefe, um ihn her sich lagernde und ihn zu verschlingen drohende Schatten sieht. Nur eine, nur eine einzige Tugend hätte genügt, und Napoleon wäre der glücklichste Mensch gewesen. Aber der göttliche Funke lebte nicht in seinem Herzen ¹⁾.« Herrliche, historische Färbung, die Kraft des moralischen Gefühls sind die Eigenschaften dieses Werkes, an dem man ausser einer sehr natürlichen Parteilichkeit für Necker, einige Lobhudeleien oder tadelnde Bemerkungen über gewisse Personen rügen könnte.

¹⁾ Villemain, Literatur des 18. Jahrh. B. IV. S. 372, frz. Ausg.
Charpentier, franz. Literatur.

Nach der Revolution kam das Kaiserreich. Es war ein glänzendes Meteor, von dem *Philippe de Ségur* eine der letzten und dramatischen Phasen in der »Geschichte der grossen Armee von 1812« (*l'Histoire de la Grande-Armée, pendant 1812*) geschildert, ein Werk, das im Jahre 1824 veröffentlicht wurde. Ein Zeuge und in gewisser Hinsicht Theilhaber dieses Krieges, hat de Ségur, der zum Beobachten und Beurtheilen die günstige Stellung einnahm, mit schmerzlich tiefer Erregung die traurige, so schnell hereingebrochene Katastrophe geschildert; seine belebte, ergreifende, dramatische Erzählung ist fast eine Epopöe. Die Beschreibungen der mit Schnee bedeckten russischen Steppen, wo Tausende unserer Soldaten mehr der Rauheit des Klima's als den Streichen der Feinde zum Opfer gefallen, haben eine kräftige Färbung und sind von erschrecklicher Wahrheit. Man sieht diese vom Reif fast verdeckten Tannen, zu denen sich unsere zum Tode ermatteten Soldaten, lebendigen Gespenstern gleich, mühsam hinschleppen, um sich, erfroren und hungrig wie sie sind, an sie anzulehnen und zu sterben. Das sind traurige Bilder, die an jene Felder Germaniens erinnern, wo die Legionen des Germanikus begraben lagen. Es ist nicht der Stil de Ségur's allein, der auf diesen Vergleich aufmerksam macht und ihn finden lässt; Tacitus' Einfluss ist deutlich sichtbar und auch seine Phantasie¹⁾. Die Gegenden, wo die Armee sich versammelt, die traurigen oder glücklichen Vorbedeutungen, die ihre ersten Schritte verkünden, dieser graue, kalte Himmel, der die sonst so heitere Stimmung des französischen Soldaten trübt, die Sonne von Austerlitz, die sich zu umwölken scheint: alle diese verschiedenen Wirkungen sind vom Verfasser mit herrlicher Kraft wiedergegeben. Auch machte das Werk Ségur's bei seinem Erscheinen tiefen Eindruck. Es enthüllte durch die Kraft des Stils und der Phantasie die dem Herzen der Nation noch in frischem und lebhaftem Andenken stehenden Schmerzen.

¹⁾ M. de Ségur hat erzählt, dass er, ehe er die Geschichte der grossen Armee vom Jahre 1812 schrieb, um Beispiele zu suchen, Salluste, Titus Livius, Bossuet und Montesquieu gelesen habe: »Ich war begeistert,« sagt er, »von dem Genius dieser grossen Geister, ohne indessen vollkommen befriedigt zu sein; ich suchte stets und hoffte einen Führer zu finden, der mehr mit meinem Gefühl für Achtung übereinstimmte, als mir endlich Tacitus, den ich ganz vergessen hatte, einfiel: bei dieser Lectüre erkannte ich, hingerissen von Begeisterung, die Art, wie ich sie geträumt; ich rief laut vor Entzücken: Das ist mein Werk!«

Natürlich ist seit jener Zeit der Eindruck abgeschwächt und die Geschichte der grossen Armee, die zuerst nach dem Eindruck beurtheilt wurde, den sie auf die Gemüther machte, wird jetzt mit der Unparteilichkeit der Kritik beurtheilt. Man hat dem Verfasser einige seiner Behauptungen widerlegt, obgleich er gut unterrichtet zu sein schien. Trotz der Quellen, oder vielmehr wegen dieser von ihm benutzten Quellen, ist man bei einigen seiner Erzählungen auf seiner Hut. Auch sein Stil hat verloren. Dieser malerische, farbenreiche, manchmal nach dem Muster des Tacitus poetische Stil ist hart, abgerissen, in den Wendungen verletzend, im Ausdruck gesucht erschienen. Der ganze, leuchtende, damals alles in Entzücken versetzende Farbenreichthum ist verblichen. Wie dem auch sei, de Ségur hat doch in dieser Geschichte ein bedeutendes Schriftstellertalent entfaltet.

Der Geschichte der grossen Armee schliesst sich ganz natürlich das »Tagebuch des 4. Regiments« (*Journal du 4. régiment*) an, vom Herzog von Fezensac, das eine der heldenmüthigsten Episoden des schrecklichen Rückzugs aus Frankreich schildert. De Fezensac beansprucht für sich keinen Ruhm; seine Erzählung, sein Stil ist die Einfachheit selbst; aber welche Erregung, welche Schilderungen in dieser Einfachheit! Man könnte fast sagen, es ist ein losgerissenes Blatt aus dem »Rückzug der zehn Tausend«.

De Barante hatte als Aufschrift zu seiner »Geschichte der Herzöge von Burgund« (*l'Histoire des ducs de Bourgogne*) folgenden Gedanken Quintilian's genommen: »Die Geschichte muss eine Erzählung und keine Vertheidigungsrede sein«¹⁾. Ein Schriftsteller, den wir schon als Dichter kennen, Daru, fand darin eine falsche Erklärung für Geschichte, und widerlegte in seiner »Geschichte Venedigs« (*l'Histoire de Venise*) den Grundsatz, den Barante dem Quintilian entlehnt, dadurch, dass er ihn etwas fälschte. Auch er hatte, wie Barante, die Quellen studirt; es sind gründliche Forschungen über den Ort, er vergleicht die gedruckten und ungedruckten Dokumente in den Registern dieser Republik, er scheut keine Mühe, aber viel thut er auch von seinem Geiste hinzu. Es ist eine lebendige, anmuthige Erzählung, in bestimmtem, gewandtem Stil, geschickt und wohlgeordnet zusammengestellt. Die Geschichte Venedigs hatte einen ungeheuren Erfolg.

¹⁾ Scribitur historia ad narrandum, non ad probandum.

Die »Geschichte der Bretagne«, (*Histoire de Bretagne*) die mit derselben Sorgfalt geschrieben ist, fand nicht die günstige Aufnahme; so blieb auch die »Geschichte Karls VIII.« von Ségur (*l'Histoire de Charles VIII.*) weit hinter dem Werke über den russischen Feldzug zurück.

Man sieht, welch lebendige und mächtige Anregung die historischen Studien erlebt hatten. Die bald in beredten Bruchstücken, bald als Ganzes aufgefassten und entwickelten Nationalgeschichtsbücher, die mit gründlicher Kenntniss der Quellen erforscht und mit lebendiger, dramatischer Erregung wiedererzählt sind, alle diese Arbeiten zeugen von dem Eifer der Gemüther für die historischen Studien des Landes. Die ausländische Geschichte wurde dabei nicht vergessen.

Während der Zeit der Ruhe, in die Guizot von 1822—1827 durch seine Entfernung von der Sorbonne versetzt worden war, hatte er eine grosse Arbeit unternommen: »Die Geschichte der Einrichtungen und Umwälzungen in England« (*l'Histoire des institutions et révolutions d'Angleterre*). Guizot musste als Politiker und Geschichtsschreiber natürlich sein Augenmerk auf eine Nation richten, die Europa zuerst das Beispiel einer Repräsentativ-Verfassung gegeben hatte. Guizot ist Gelehrter und Künstler, den Gelehrten haben wir in den beiden »Bildungsstufen« (*Civilisations*) hauptsächlich kennen gelernt; in der Geschichte der Revolution Englands zeigt er sein Geschick als Geschichtsschreiber und Künstler, das oft an die Art und Weise der Alten erinnert. In seiner Erzählung characterisirt und beurtheilt er die Personen, die er trifft, im Vorbeigehen mit Gründlichkeit und gerechter Feinheit; manchmal schildert er durch ein Wort einen Zug. Um zu dieser mächtigen Mässigung zu gelangen, bedarf es einer hohen Gedankenkraft.

Berichtigen wir hier eine Ungerechtigkeit. Vor Guizot, als der historische Anstoss noch nicht gegeben war, als England uns kaum offen stand, veröffentlichte Villemain eine durch den Stil, die Bestimmtheit der Forschungen, die Lebhaftigkeit und das Fesselnde der Erzählung bemerkenswerthe »Geschichte Cromwell's« (*l'Histoire de Cromwell*). Aber das Vorurtheil wollte dem bedeutenden Kritiker das Geschichtsschreibertalent absprechen. Dennoch ist diese Geschichte bedeutend. »Villemain hat es verstanden, mit grossem Geschick und Leichtigkeit die Ereignisse, hinter denen er sich ver-

birgt und die er selbst reden lässt, an den ihren grossen Wirkungen entsprechenden Ort zu stellen.« So lautet das gerechte Urtheil Chateaubriand's über dieses Werk.

Mazure schrieb einige Zeit später eine »Geschichte der englischen Revolution von 1688« (*l'Histoire de la révolution de 1688 en Angleterre*) in 3 Bänden, ein jetzt so unbeachtetes Werk, dass es kaum der Mühe lohnt, es zu lesen.

Chateaubriand schrieb »Die vier Stuarts« (*Les Quatre Stuarts*), eine Mahnung oder Drohung gegen die Bourbonen.

III.

Politische Literatur: Benjamin Constant, — de Montlosier, — Guizot, — de Rémusat, — de Chateaubriand, — de Salvandy, — Charles Loyson, — P. L. Courier, — Die »Minerve« und der »Conservateur«.

Bis jetzt haben wir nicht den Kämpfen beigewohnt, die sich während der Restauration zwischen den beiden verschiedenen Strömungen, welche sich unter ihr geltend machten und sie bewegten, entspannen. Wohl haben wir etwas in der unterschiedlichen Meinung Bonald's und Guizot's davon bemerken können, besonders in den Geschichtsbüchern der Revolution, die wir soeben vor Augen hatten. Aber in diesen verschiedenen Meinungen war nichts Anstoss Erregendes, nichts Verletzendes oder Verwundendes. Diese friedlichen Erscheinungen dürfen uns nicht täuschen. Wenn wir weiter über diese geistige, trotz einiger Wolken, noch reine Sphäre hinausdringen, kommen wir in die Region der Stürme; wir begegnen dem religiösen und politischen Kampf mit seinen Aufregungen. Wir würden diese mehr politische als literarische Bahn vielleicht gar nicht betreten haben, wenn es nicht ein besonderer Charakterzug und etwas Ehrenhaftes von den Schriftstellern dieser Zeit wäre, dass sie die Sorgfalt des Stils über der Ernsthaftigkeit und Tiefe der Stoffe nicht vernachlässigt haben; man wird, je nachdem sie vor unsere Augen treten, weniger erstaunt darüber sein.

Der Name eines berühmten Publicisten, *Benjamin Constant*, eröffnet die Wiederbelebung der geistigen und politischen Bewegung während der Restauration.

Das Leben Benjamin Constant's ist schon frühzeitig und verschiedentlich mit der Politik in Verbindung getreten. Bei seinem

ersten Auftreten mit den liberal gemässigten Chénier, Louver, Daunon gehörte er zu der constitutionellen Verbindung, die im Hôtel de Salm ihre Sitzungen hielt; er wurde der Redner dieses Clubs. Im Dezember 1799 trat er in das Tribunat, aus dem er im März 1802 ausgewiesen wurde. Alsdann erschloss sich ihm der Salon der Frau von Staël. Dort fand er einen de Broglie, einen Barante, einen Montmorency, einen Jaucourt. Napoleon wollte ihn hier nicht dulden, und im Jahre 1803 wurde er mit Frau von Staël des Landes verwiesen. Zuerst schloss er sich der Restauration an, erklärte sich aber bald gegen sie, wurde später Anhänger des Kaiserreichs und leitete den »acte additionnel«; das war die Klippe, an der er scheitern sollte. Er hat als Politiker einen sehr angezweiferten Ruf hinterlassen ¹⁾.

Man stimmt ziemlich im Verdienst des Schriftstellers überein; wer aber liest jetzt noch den »Verlauf der constitutionellen Politik« (*cours de politique constitutionnelle*), in welchem Benjamin Constant verschiedene Schriften sammelte, worin er mit Gerechtigkeit und Klarheit die Grundsätze der Repräsentativmonarchie und die Hauptgrundsätze der politischen Organisation klar legte? »Als Publicist hatte er Lichtblicke, freie und allgemeine Lehren, plötzliche Augenblicke von Begeisterung,« hat Sainte-Beuve gesagt.

Während der Restauration lebte ein Publicist, dessen Werke freudiger begrüsst wurden, als die des Benjamin Constant, dessen Opposition aber noch mehr überraschte. Es lag nichts Erfreuliches darin, dass Benjamin Constant, sich an der Charte haltend, das Königthum ganz verdrängen wollte; dass aber ein Mann, der der constituirenden Versammlung angehört und als glühender Gegner der liberalen Partei sich gezeigt hatte, der ausgewandert war und sich mit ausländischen Fürsten verbündet hatte, dass ein solcher Mensch unter der Restauration lebhaft Opposition machte, überraschte noch mehr. Die Verwunderung steigt noch, wenn man bedenkt, dass dieser Mann, der doch ein gläubiger Christ war, in der constituirenden Versammlung bei dem Streit über den Verkauf kirchlicher Güter gesagt hatte, als er von den Bischöfen sprach: »Ihr nehmt ihnen ihr goldenes Kreuz, sie werden dafür ein hölzernes ergreifen; das höl-

¹⁾ Siehe im Constitutionnel vom 4 fév. 1875 eine Schilderung Benjamin Constant's, wohl streng aber überzeugend, von Barbey d'Aurevilly.

zerne Kreuz hat die Welt erlöst.« Sehr wohl! Dennoch ist es dieser Herr *Montlosier*, der einen heftigen Kampf besonders gegen das erhob, was man schon damals priesterlichen Einfluss nannte. Sein »Fragt das Gedächtniss« (*Mémoire à consulter*) ist ein doppelter, gegen Geistlichkeit und Königthum gerichteter Streich. Ein anderer Widerspruch liegt darin, dass dieser Schmäher, der mit der liberalen Partei gemeine Sache macht, im Grunde sehr wenig liberal ist. Alle seine Sätze sprechen für die Wiederherstellung der alten Monarchie, mit Ausnahme der feudalen Rechte und der provinzlichen Freiheiten. Das ist sein in der »Französischen Monarchie« (*Monarchie française*) entwickeltes System. In ihm vereinigen sich, wie man sieht, der Herzog von Boulinvilliers und Joseph de Maistre; er hat etwas von den adeligen Vorurtheilen des Erstern und etwas von dem Charakter und Stil des Letztern. Er ist ein von Natur energischer, von natürlichem Feuer erfüllter Schriftsteller.

Wir haben schon erwähnt, dass Guizot sich im Jahre 1816 die Ungnade der Obrigkeit zugezogen hatte, und zwar bei folgender Gelegenheit. Er hatte eine politische Brochüre unter dem Titel: »Von der repräsentativen Regierung und dem gegenwärtigen Zustande Frankreichs« (*Du gouvernement représentatif et de l'état actuel de la France*) herausgegeben. Guizot stellte darin einen Unterschied zwischen den Franken und Galliern fest. Man begreift, dass sie jener auf historische Fakta begründeten Theilung gewachsen war, die damals ein wenig lästig und über ihr Ziel hinausging, welches Guizot hatte erreichen wollen. Später veröffentlichte er: »Von der Regierung Frankreichs seit der Restauration und vom gegenwärtigen Ministerium, 1820« (*Du Gouvernement de la France depuis la Restauration, et du ministère actuel, 1820*). Im folgenden Jahre liess er eine zweite politische Schrift erscheinen: »Die Mittel der Regierung und der Opposition in dem gegenwärtigen Zustande Frankreichs« (*Des moyens de gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France*). »Die Minister,« sagte er in der Vorrede zur ersten Schrift, »haben einige Ueberraschung über das, was ich mir zu schreiben vorgenommen, an den Tag gelegt. Das heisst, wie mir scheint, die Natur unserer Regierung zu sehr verkennen; die Menschen weihen sich darin nicht den Menschen; sie ordnen sich dem Banner gewisser Prinzipien und gewisser allgemeiner Interessen unter, die sie ewig vertheidigen müssen, wenn sie einmal ihre

Sache ergriffen haben. Ich halte diese Grundsätze durch das Betragen des Ministeriums für angegriffen, jene Interessen blossgestellt. Es weiss, dass ich so denke, kann es sich wundern, dass ich meine Gedanken ausspreche?« Ja, es sollte darüber erstaunen. Es könnte ein sehr angenehmes Uebereinkommen sein, wollte man das Urtheil der Verwaltung, der man dient, mit den Vortheilen der öffentlichen Pflichten, die man erfüllt, in Einklang bringen; aber ist das ein ehrliches Betragen? Guizot hat sich jetzt anders besonnen, davon bin ich überzeugt. Damals schon hat er es gethan. Er reichte mit seinen Freunden Royer - Collard, de Barante, Camille Jordan, die ihre Stellen im Staatsrath verloren hatten, seine Abdankung ein.

Durch den Einfluss Guizot's veröffentlichte *de Rémusat* unter andern Schriften, Brochüren vom Jahre 1818 »Ueber die Verantwortlichkeit der Minister« (*Sur la responsabilité des ministres*), »Ueber die Pressfreiheit« (*Sur la liberté de la presse*), »Ueber das Schwurgerichtsverfahren in Criminalsachen« (*Sur la procédure par jurés en matière criminelle*).

Das Königthum hatte seine Anhänger, die eher gefährliche Freunde, denn wahre Feinde waren. In erster Reihe steht *Chateaubriand*. Chateaubriand liess seine »Monarchie« drucken, und obgleich diese Streitschrift noch nicht veröffentlicht wurde, kannte man doch die Kunst des Verfassers, in beredter Weise Wahres mit Falschem zu vermischen, mit Eifer die Verwirrung in Gefühle und Ideen zu pflanzen, und das geblendete und verwirrte Publikum in dieses glänzende Chaos hineinzuziehen¹⁾. Guizot beurtheilt hier nicht ohne ein persönliches Nachfühlen das Werk Chateaubriand's. Ohne Zweifel war der Parteigeist darin ausgesprochen; aber er hatte einen andern, höheren Zweck. Die Revolution und das Königthum, Freiheit und Macht mit einander auszusöhnen, diejenigen für die Charte zu gewinnen, die ihr noch nicht beigetreten waren; die damals noch wenig bekannten Grundsätze der Repräsentativ-Verfassung zu erklären und zu verbreiten: das ist das Ziel, welches Chateaubriand in seiner »Monarchie nach der Charte« (*Monarchie selon la Charte*) anstrebt. Die Ideen, welche er darin ausspricht, sind seitdem übertroffen oder wenigstens geändert worden. Heute noch liest sich das Werk mit Interesse: Vom literarischen Standpunkt aus beurtheilt,

¹⁾ M. Guizot, *Mémoires*. 1. B., S. 176, frz. Ausg.

ist es überall durch die neue Weise des Schriftstellers lehrreich. Hat es auch manchmal pomphafte Phrasen, abschweifende Ausdrücke, zu blendende Bilder, so ist doch sein Stil klar, bestimmt und ernst; manchmal hat er die Wendung und Kürze des Ausdrucks, sowie die farbenreiche Mässigkeit eines Montesquieu: »Die Monarchie nach der Charte ist einer der grossen Zeitabschnitte meines Lebens geworden; sie hat mich der Zahl der Publicisten beigesellt,« hat Chateaubriand gesagt ¹⁾).

Neben diesen Namen steht als Polemiker *Salvandy*. Entzückt von dem Talente Chateaubriand's, hatte er es dahin gebracht, ihn in einer Weise nachzuahmen, dass man im Zweifel war, wer von Beiden die fragliche Sache geschrieben habe. Oft, wenn man solche Artikel in den *Débats* las, schrieb man die Besten dem Verfasser der »Monarchie selon la Charte« zu, obgleich sie aus der Feder des Salvandy geflossen waren. Mit glänzendem Schwung geschrieben, ahmten diese Artikel in bewundernswerther Weise die Schreibart des Meisters nach. Feurige, mit erhabenem Geiste ausgeführte Flugschriften machten das Publikum auf den jungen Publicisten aufmerksam, der übrigens schon frühzeitig durch einen glänzenden Streich versucht hatte, sich bekannt zu machen. Unter dem Eindrucke des Vertrags vom 20. November 1815, als die feindlichen Kanonen auf der Brücke, die zu den Tuileries führt, aufgepflanzt waren, veröffentlichte er unter dem Titel: »Die Coalition und Frankreich« (*la Coalition et la France*) eine kraftvolle, muthige Vertheidigungsschrift. Zuerst Berichterstatter und Anhänger des Königthums, trat er unter dem Ministerium de Villèle zur Oppositionspartei über, und zeichnete sich durch leidenschaftliche Schriften, aus denen wir nachher »Acht Briefe an das Journal der Debats« (*Huit Lettres au journal des Débats*) anführen werden.

»Krieg dem, der ihn sucht«, war der Wahlspruch eines jungen Mannes, den wir später, einen Dichter von Natur und Polemiker aus politischer Ueberzeugung, wiederfinden werden. Es ist *Charles Loyson*. In dieser Flugschrift greift er mit gleicher Kraft die Ultraroyalisten und die Liberalen an.

Loyson wurde auch in einen lebhaften Streit mit Benjamin Constant verwickelt. »Sola inconstantia Constantis« war die Ueber-

¹⁾ Vorwort von 1827.

schrift zu seiner Schmähschrift. In allen diesen Schriften bekämpfte er mit gründlichen, geistvollen Beweisgründen die Hauptorgane der feindlichen Parteien, die ihn übrigens mit ihren Beleidigungen und Spöttereien nicht verschonten.

Es wird mir schwer, über eine auffallende und, einige Ungerechtigkeiten oder augenblickliche Vorurtheile abgerechnet, im Allgemeinen zu billigende Controverse von Guizot an Paul-Louis *Courier*, des Publicisten an den Schmähredner, hinwegzugehen. Aber wie sollten wir diesen Mann vergessen, dessen Feder, ein zweischneidiges Schwert, so furchtbare Streiche, ich möchte nicht sagen gegen die Restauration, aber gegen Alles, was Ordnung oder Achtung heisst, geführt hat? Wie könnten wir mit Stillschweigen über einen Schriftsteller hinweggehen, der einen so feinen Geschmack, so lebendige Schilderungen, so muntere Wendungen, so bestimmte Ausdrücke, so kurze aber beissende Sätze, so viel Geist und natürliches Gefühl sogar in der Leidenschaft entfaltet hat? Warum hat er sich nicht darauf beschränkt, das Loblied einer Helena zu singen, oder *Lutias de Patras*, *Plutarch* oder *Xénophon* zu übersetzen? Ich für mein Theil liebe ihn mit diesem Schatten mehr, den er, ein eifersüchtiger Gelehrter, auf *Daphnis* und *Chloe* geworfen, als mit so viel »Reden oder Bittschriften«, mit dieser »Schmähschrift der Schmähschriften«, die in einem so fesselnden, geistvollen, natürlichen und vollkommenen Stil geschrieben sind! —

Courier gibt uns eine Beschreibung von der Stimmung der Oppositionspartei und zugleich Gelegenheit, einen flüchtigen Blick auf die täglichen Schriften, die besonders die Organe des sich zwischen den Anhängern des Königthums und ihren Gegnern entspinneuden Kampfes waren, zu werfen.

Wie in den letzten Jahren der Revolution und den ersten des Consulats zwei Zeitungen, die *Décade* und der *Mercur*, die beiden verschiedenen Geister der Philosophie und der klassischen und herrschenden Tradition dargestellt hatten, ebenso vertraten unter der Restauration zwei andere Blätter, der *Conservateur* und die *Minerve*, die beiden kämpfenden Parteien, die im Grunde dieselben von früher waren. Die königlich gesinnte Partei hatte als Hauptorgan ausser andern begabten Männern: *Chateaubriand*; die feindliche Partei zwei Schriftsteller, die wir schon vorher angetroffen haben, den einen als Geschichtsschreiber, den andern als Dramatiker, *Jay* und *Étienne*;

Étienne, ein »weicher und matter, mit einem trügerischen Glanz und werthlosen Gedanken erfüllter Geist, fein, ohne Unterscheidungsvermögen, geschickt, etwas laut werden zu lassen, ohne zu sprechen und zu schaden, ohne zu überraschen¹⁾.«

Neben diesen beiden Journalen Minerve und Conservateur ragten noch andere, mehr durch ihre Heftigkeit als durch vorzügliche Leitung ausgezeichnete Blätter hervor. Uns war es nur vergönnt, diejenigen anzuführen, bei denen die Politik mit dem Talent Hand in Hand ging und die der Literatur durch Schilderungen talentvoller Geister angehören.

¹⁾ Guizot, Mémoires. 3. B., S. 221, frz. Ausg.

IV.

Dramatische Poesie: Pierre Lebrun, — Soumet, — Guiraud, — Ancelot, — Casimir Delavigne. — Die Komödie: C. Bonjour, — Empis, — Scribe.

Dies war die literarische Bewegung in der Philosophie, der Geschichte, in der politischen und religiösen Polemik während der Restauration. Wenden wir uns jetzt einem andern Gebiete zu, welches nicht minder glänzend und fruchtbar gewesen, nämlich der Poesie.

Einige Tage nach der Schlacht von Austerlitz nahm Napoleon, der damals gerade in Schönbrunn anwesend war, nach dem Mittagessen den Moniteur zur Hand; er sah eine »Ode an die grosse Armee« (*Ode à la Grande Armée*) mit *Lebrun* unterzeichnet: »Leset einmal,« sagte er zu Daru, und nachdem er es lobend beurtheilt hatte, befahl er, dem Verfasser zu schreiben, dass der Kaiser ihm eine Pension von 6000 Francs bewillige.

Mit dieser Ode war ein Irrthum geschehen. Der Kaiser hatte geglaubt, dass sie von Lebrun-Écouchard sei. Auch die Pariser Zeitungen waren in diesem Irrthum befangen; sie erklärten, dass der Sänger des »Rächer« (*Vengeur*) niemals schöner gedichtet habe. François de Neufchâteau schrieb dem alten Lebrun, diese Ode sei sein bestes Werk, und noch auf seinem Grabe würde Chénier ihm dieses Gedichtes halber Ehre widerfahren lassen. Raynouard, der gerade Lebrun's Stelle in der Akademie eingenommen hatte, lobte ihn auch über diesen Gegenstand. Dann wurde der Irrthum aufgeklärt und der besser berichtete de Fontanes konnte ausrufen: »Es steht ein junges Talent auf und der Kaiser belohnt es.« Die ein wenig in der Irre gegangene Pension gelangte endlich zu dem wahren Verfasser, zu *Pierre Lebrun*,

nachdem sie auf 1200 Francs heruntergeschraubt worden war. So lange dieses qui-pro-quo dauerte, hatte Lebrun-Pindare kein Wort von sich hören lassen; er behielt seine 6000 Francs für einen lobrednerischen Gegendienst, den Napoleon von ihm erwartet hatte.

Pierre Lebrun nahm ihm sein Schweigen nicht übel; bei seinem Tode verfasste er zu seiner Verherrlichung eine Ode.

Nachdem er sich einige Male in der Lyrik versucht hatte, betrat Lebrun seinen ersten Weg wieder. Noch sehr jung, fast noch Schüler, hatte er eine Tragödie »Coriolan« verfasst, von welcher, wie Sainte-Beuve glaubt, noch eine Scene vorhanden sein müsse; 1806 schrieb er eine Tragödie oder eine dramatische Pastorale in drei Acten, unter dem Titel: »Pallas, der Sohn Evander's« (*Pallas, fils d'Evandre*), zu dem ihm die Aeneide Veranlassung gegeben hatte und worin man mehr Natürlichkeit und Ergreifendes fand, als die kaiserliche Literatur eigentlich gestattete.

Am 28. April 1814, fünf Tage vor dem Einzug Ludwig's XVIII. in die Hauptstadt, wurde in der Comédie Française »Ulysses«, eine Tragödie in fünf Acten aufgeführt; trotz der Beziehungen, die man auf die Rückkehr des rechtmässigen König darin erblicken wollte, wurde sie nur einige Male aufgeführt.

»Marie Stuart«, 1820 im Théâtre Français aufgeführt, hatte einen glänzenden Erfolg; das war eine neue Bahn, die Lebrun nach dem Romantismus eröffnete. Er befasste sich mit Racine und Schiller und wusste mit der weisen Regelmässigkeit der alten klassischen Tragödie die Freiheit, die Handlung und die Färbung, welche das moderne Drama fordert, zu verbinden.

Das Ergreifende findet sich neben dem Einfachen: »Abgesehen von dem hochtrabenden Stil des Kaiserreiches,« sagt Sainte-Beuve, »fand man bei ihm Gefühl, Natur und Wahrheit im Stil, der, obgleich er sehr der Prosa glich, dennoch poetisches Feuer und belebende Wärme aufzuweisen hatte.«

Der »Cid von Andalusien« (*le Cid d'Andalousie*) erlebte, obgleich er von Talma und Fräulein Mars gespielt wurde, nur vier Vorstellungen. Einige Scenen, darunter die sogenannte Scène du banc, in welcher der Held des Stückes zu den Füßen seiner Geliebten ihr von seiner Liebe erzählt, missfielen: man sieht, wir sind noch weit von Hernani entfernt.

Am dritten Tage nach der ersten Aufführung von »Marie

Stuart« reiste Lebrun, sich nach Sainte-Beuve vom Triumphe »los-reissend«, nach Griechenland ab. »Griechenland,« bemerkt Sainte-Beuve, »war Mode geworden und ein ganzer Dichterschwarm war schon dorthin gezogen. Der ganze Eurotas war jede Woche durchkostet: man sah nur Rosenlorbeeren in Masse. Diesem Besuch Lebrun's in Griechenland verdanken wir ein reizendes Gedicht, welches 1829 erschien. Lebrun verlieh in seinen Versen jenen berühmten Ufern etwas von ihrem natürlichen Grün und wilder Schönheit; man erkennt den Dichter, der das in dem Gedächtniss wieder aufgetauchte Land besucht hat, ehe er es besungen . . . Durch wenig gepflegte Theile, die rauh wie das Land selbst sind, fühlte man im Grunde Klänge hindurch, die nicht nach den Eindrücken eines Andern geschrieben waren. Die Versform, welche in der Form frei und durch kein System gebunden ist, brach nicht ganz mit der alten Weise, aber sie bekannte sich noch weniger zu dem neuen Geschmack und dem zu freien Rhythmus von 1828.«

Auf Lebrun folgt in richtiger Reihenfolge *Soumet*.

Bei dem von der Akademie zu Ehren der Flora veranstalteten Feste zum Dichter gekrönt, war Soumet schon mit Lorbeeren geschmückt, als er 22 Jahre alt, Paris betrat. Im Jahre 1810 wurde er ganz wider seinen Willen in den Staatsrath als Beisitzender gewählt. »Statt dass er Europa hätte von einem Ende zum andern durchstreifen können, verfolgte er, mit der Mappe des Monarchen in der Hand, still seine poetischen Grübeleien.« Das Kaiserreich fiel. Trotz der Freundschaftsbezeugungen, durch die man ihn zurückhalten wollte, und der Protectionen, die ihm keineswegs fehlten, zog er es doch vor, Paris zu verlassen und sich nach Toulouse zu seinem Vater zurückzuziehen. Da lebte er fünf Jahre lang in stiller Zurückgezogenheit und, wie Vilet sagt, »liess sich kaum von Zeit zu Zeit einige flüchtige Stücke abjagen; unter diesen ragt eines hervor; eine liebliche und rührende Klage, wo in anmuthiger Form die Seufzer jener Menschenklasse laut werden, die bei ihrem Eintritt in das Leben verlassen sind und ausrufen möchten wie »Das arme Mägdlein« (*La Pauvre Fille*):

Reviens, ma mère, je t'attend

Sur la pierre où tu m'a laissée.

Während seiner Zurückgezogenheit richtete er seine Blicke dennoch gen Paris; sein einziges Ziel war das Theater. Da er sich durch seine hohe Begabung zur klassischen Tradition hingezogen fühlte, war er den liberalen Ansichten in der Literatur durchaus nicht feindlich gesinnt; er fand Frau von Staël zu schüchtern. Er versorgte den *Conservateur* und die *Muse française*, zwei in politischen Dingen feindliche Blätter, aber beide Vorläufer der Romantik, mit Gedichten.

Soumet erlebte im Jahre 1822, innerhalb einer Zeit von zwei Tagen, am 7. November im Théâtre-français, am 9. November im Odéon einen doppelten Triumph durch seine beiden Tragödien »Clytemnestra« und »Saul«. Am 3. Juli 1823 gab er »Die Makabäer« heraus; 1825 erregte »Jeanne d'Arc« grosses Aufsehen; er machte damit einen Schritt zur dramatischen Reform. Schon in früher Jugend hatte er in Jeanne d'Arc die Heldin eines Nationalgedichtes gesucht, an welchem er bis zu seinem letzten Tage arbeitete.

»Ein Fest Nero's« (*Une fête de Néron*), dass er mit Belmontet zusammen schuf, wurde mit lautem Beifall begrüsst.

Diese Liebe zum Theater, diese Sorge, wie mir scheint, um den etwas rauschenden Ruhm, den es gewährt, liessen in Soumet nicht eine, von Natur ausgesprochene, melancholische Träumerei vermuthen; und dennoch war in ihm, wie »Das arme Mägdlein« uns zeigt, eine traurige, wehmüthige Seite. Mit Vorliebe richtete er seine Gedanken auf religiöse Stoffe; er konnte den Psalter auswendig; unaufhörlich las er Klopstock. Uebrigens kannte man seine geheimen und Lieblingsbetrachtungen, auch nahm man das Werk, welches er 1840 unter dem Titel »Die göttliche Epopöe« (*la Divine épopée*) herausgab, und dessen Grundgedanke die Erlösung aus der Hölle durch Christus ist, mit mehr Achtung als Ueberraschung auf. »Es ist nur ein Traum,« ruft der Verfasser aus, »ich beuge mich darum nicht weniger vor der Macht der Glaubenslehre.« Lassen wir Videt noch weiter sprechen: Je lebhafter der Stoff ist, um so mehr bewundern wir die Macht des Dichters, der uns das bald vergessen lässt . . . Diese Vorliebe für die Schönheiten der Form, die manchmal in eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Durchführung des Grundgedankens ausartet, finden wir, in verschiedener Stufenfolge, in allen Werken des Dichters wieder . . . Soumet gehört zu den farbenreichen Schriftstellern.«

Noch ein geborener Dichter ist zu erwähnen, der über die Hindernisse, die er durch die väterliche Macht findet, triumphirt. *Guiraud*, zu Limoux am 25. Dezember 1788 geboren, der Sohn eines reichen Fabrikherrn, kam nach in Tolosa beendeten Studien nach dem Tode seines Vaters nach Paris, um seine Fabriken zu leiten; aber die Liebe zur Literatur zog ihn hinweg. Er überreichte der Akademie, die zu Ehren Flora's Feste veranstaltete, Gedichte, welche den Preis erhielten; von da ab verbrannte er seine Schiffe, ging 1813 nach Paris und widmete seine ersten Versuche der damals ausgewiesenen Frau von Staël.

Nach diesen an Romantik streifenden Versuchen gab Guiraud »Die Makkabäer« (*Les Machabées*) im Odéon. Dieses Stück, dessen Erfolg durch die Ungeschicktheit des Schauspielers Johanny zuerst einen Augenblick in Schwanken gerieth, erholte sich bald; der fünfte Act hatte einen nicht enden wollenden Beifall.

Nach den »Makkabäern« kam »Graf Julien« (*Le comte Julien*), ein Stück, das der Dichter seiner Tragödie »Pélage« entlehnte, welche trotz der sorgfältigen Ausarbeitung, trotz der Handlung, der Leidenschaft und des Schreckens das Publikum kalt und unbefriedigt liess.

»Virginie«, eine klassische Tragödie, hatte wenig Erfolg; durch den Tod des Schauspielers Talma, der die Rolle des Virginus übernehmen sollte, wurde diese dem Johanny anvertraut. Fügen wir seinen poetischen Leistungen noch bei: »Fredegunde und Brunhilde« (*Frédégonde et Brunehaut*), ein Stück, das, wie Janin sagt, durch die Fredegunde von Népomucène Lemercier im Keime erstickt wurde, »Myrrha«, »Pélage«. Myrrha, eine Art jungfräulicher Phädra, fand keine Liebhaber, die Kritik untersagte die Aufführung von Pélage, worin ein Erzbischof von Toledo eine Rolle spielt; man zählte damals erst 1820. Guiraud hatte, wie Soumet, auch eine zarte Saite an seiner Leyer; er hat seine Elegien, wie jener sein »Armes Mägdlein«: reizende Stücke von wahren Gefühl und zarter Anmuth.

Soumet wagte sich auch an den Roman, eine andere Form des Drama's; er veröffentlichte »Flavian oder das verwüstete Rom« (*Flavian ou Rome au désert*) ein Phantasieerzeugniss über die Uranfänge des Christenthums: ein Vorläufer des »Caesar« von Cardinal Wisemann.

Ancelot, am 9. Februar 1794 in Havre geboren, wurde zur Marine bestimmt, wie Soumet sich dem Militärdienste hätte widmen

sollen, aber seine Muse entführte ihn. »Louis IX.« aufgeführt am 5. November 1819, hatte einen glänzenden Erfolg, der durch ein richtiges, gefälliges, wohlklingendes Versmass, strahlende, getreue Localfärbung, genaue Schilderung der Sitten und Charactere, einen weise ausgeführten Entwurf und endlich durch einige glücklich getroffene Scenen genügend gerechtfertigt ist.

Zwei andere Dinge waren dabei nicht auffallend; erstens die Wahl des Stoffes, die damals gewissen beliebten Stimmungen entsprach, ferner eine Nebenbuhlerschaft, die Ancelot vielleicht nicht gesucht, (die man ihm verschaffte und die er annahm.) Genau zur selben Zeit, als man im Théâtre-Français »Louis IX.« aufführte, liess Casimir Delavigne im Odéon seine »Sicilianische Vesper« (*Vêpres siciliennes*) wiederholen; die liberale Partei hatte das Stück angenommen und pries es laut; sein Triumph war wie ein durch Opposition herbeigeführter Sieg. Die königlich Gesinnten hielten ihrerseits wieder zu »Louis IX.« und der Hof versagte seine Gnade nicht. Vielleicht war auch gerade das, was die beiden Dichter einander hätte näher bringen sollen, an ihrer Trennung schuld; sie waren Beide Landsleute; Casimir Delavigne war in Havre geboren am 4. April 1793. Ihre literarische Nebenbuhlerschaft wurde durch diesen Umstand noch vermehrt.

Die Klassiker neigten sich wider Willen der Romantiker zu. Ancelot, der von Schiller's Fiesko den Stoff entlehnt und sich mit Geschmack und Geist von dem Genius des deutschen Dichters leiten liess, zeigte in dieser Tragödie eine Kraft des Gedankens, eine Freiheit dramatischer Zusammenstellung, die bei ihm neu waren. Ancelot hatte in Ermangelung grosser Kraft ein geschmeidiges, mannigfaltiges Talent; man hat von ihm ein Gedicht »Marie von Brabant« (*Marie de Brabant*), ferner Familienbriefe und durch Frische, Anmuth und Versmass ausgezeichnete Satiren.

Casimir Delavigne setzte mit hohem Glanz das tragische Werk eines Guiraud, eines Soumet fort, »Die Sicilianische Vesper« und der »Päria« erhoben ihn in die erste Reihe.

Ich bringe hier eine längstvergessene Tragödie in Erinnerung, die im Jahre 1821 grossen Beifall erntete, »Sylla« von Jouy; dieser Beifall wurde aber nur gänzlich dem mit der Rolle des Sylla beauftragten Schauspieler, dem Talma, gezollt. Talma, für den übrigens die Rolle auch geschrieben war, stand damals auf dem Gipfel seiner

Kunst, in jener Einfachheit, die im Allgemeinen der äusserste Grad der Vollkommenheit ist. In Bewegungen gemessen, ohne Gewalt der Stimme, bestand die ganze Macht seines Spiels in seinem Gesichtsausdruck und der Gluth seines Blickes; er trug die Tragödie nicht mehr vor, er sprach sie. Finster, kalt, geringschätzend war jener Sylla aus dem Gespräch des Eukrates, vor dem »alle Römer schwiegen«.

Jouy, mit gewandtem Geist begabt, hat sich in Mancherlei versucht und für die Bühne viel geleistet; ihm verdankt man neben »Tippo-Saïd«, »Belisar«, »Julius in Gallien« (*Julien dans les Gaules*) noch eine grosse Anzahl kleinerer Stücke. »Die Vestalin«, »Fernando Cortez«, »Moses«, alle lyrische Tragödien, sind sehr im Gange gewesen und haben Sylla überdauert; aber seine echt literarische Leistung war der »Einsiedler der Chaussée d'Antin« (*l'Ermite de la Chaussée d'Antin*), ein wöchentliches Feuilleton, in welchem er, vom Jahre 1812 ausgehend, die Sitten, Lächerlichkeiten und die Tagesereignisse mit grosser Feinheit der Beobachtung, anmuthigem Ausdruck und Stil und mit gutem Geschmack besprach. Doch verstand er es nicht, seinen Schilderungen die Tiefe der Wahrheit zu geben, die dem Sittengemälde Leben verleiht; seine Bilder sind leichte, mit dem Stift entworfene Skizzen, damals fesselnd und treu, heute aber verblichen; sie haben viel von dem Anziehenden, das die Zeitgenossen darin fanden, verloren. Mit einem Worte: um ihn her war viel Lärm, und nach ihm herrscht tiefes Schweigen.

Delaville de Mirmont liess im Théâtre-Français eine Tragödie »Charles VI.« aufführen, die gut aufgenommen wurde. Diesen Erfolg hatte er benutzen wollen, um in die Akademie zu kommen. Unglücklicher Weise behauptete Nepomucène Lemercier, der eine ergreifende Tragödie über den Wahnsinn Karl's VI. geschrieben, sein ganzes Leben hindurch, dass Delaville de Mirmont, welcher seinerseits wieder vorgab, das Stück nicht einmal gelesen zu haben, es ihm gestohlen habe, und die Akademie blieb ihm daher verschlossen. Das war der Stachel seines Lebens; in etwas wurde er darüber getröstet durch einen Montyonpreis, den ihm die Akademie für sein Stück »Der Befreite« (*le Libéré*), ein Titel, durch welchen der Verfasser die gesellschaftliche Feindseligkeit, die dem Verdammten nach seiner Gefangenschaft folgt, schildern wollte. »Die Akademie« sagt Villemain, »konnte es dem geistvollen, gewandten Dichter nicht vergessen, dass

er den Versuch gemacht, einem so traurigen Räthsel die Form und das Interesse eines Werkes verschafft zu haben.«

Die Komödie war zu dieser Zeit lange nicht so glänzend, wie die Tragödie. Neben Casimir Delavigne, den wir für jetzt übergehen, haben wir heute nur noch wenig bekannte Lustspieldichter zu erwähnen.

Casimir Bonjour, jetzt fast vergessen, lieferte dem Théâtre-Français einige erfolgreiche Stücke. »Die Mutter als Nebenbuhlerin« (*la mère rivale*), die erste Komödie von Bonjour, wurde 1821 aufgeführt und freudig begrüsst, aber noch günstiger von der Lesewelt beurtheilt. Der Beifall, mit dem »Die beiden Cousinsen« (*les deux cousines*), vom Jahre 1823 aufgenommen wurde, war grossartig. Seine andern Komödien »Der glückliche Ehemann« (*le mari à bonnes fortunes*), »Das Geld« (*l'Argent*) sind, wenn sie auch jene nicht erreichen, doch nicht ohne Bedeutung. C. Bonjour ist ein gewandter, gefälliger Dichter; er ermangelt jedoch, bei den »Beiden Cousinsen« ausgenommen, dramatischer Handlung und der Kraft der Komik. Er hat die Ereignisse seiner Zeit wohl aufgefasst und geschildert, sowohl die Ansprüche der Adels-Aristokratie, sowie die der bürgerlichen Aristokratie, und dennoch, ich weiss nicht warum, entzog sich ihm die öffentliche Gunst, um niemals zu ihm zurückzukehren.

Empis fand einigen Beifall durch jetzt gänzlich vergessene, unter Mitwirkung anderer Schriftsteller verfasste Stücke. Uebrigens hatte er eine Absonderlichkeit: er machte sich nicht viel aus der Einheit des Ortes und der Zeit. Trotz dieser Neuerung fand er vor den Augen eines Klassikers, Viennet, Gnade, und so wurde er in die Akademie aufgenommen. »Ich hoffe nicht in den Verdacht zu kommen, jener Neuerung Vorschub zu leisten,«, sagte er, »aber in Bezug auf diese aus dem 16. Jahrhundert erneuerten Dramen (historische Dramen und Lustspiele von Empis), die den Namen ,tragi-komisch‘ trugen, kann ich die literarischen Skrupel nicht theilen; das hiesse den Horizont unserer Bühne zu eng ziehen, wollte man der komischen Muse geschichtliches Gebiet untersagen«. »Die Mutter und die Tochter« (*la Mère et la Fille*), mehr Drama als Komödie, hatte verdienten Erfolg. Unter Mitwirkung Mazères' verfasst, ist dies von allen Stücken Empis' dasjenige, dessen man noch manchmal gedenkt.

Mazères, den wir eben erwähnten, und der sein Talent durch Mitarbeit ein wenig zerstreute, hatte doch auch eine eigene

Arbeit, aus welcher die angenehme Komödie: »Der jugendliche Ehemann« (*le jeune Mari*) durch natürliche Frische, feine, zarte Züge hervorragt.

Mazères, Casimir Bonjour, Delaville de Mirmont, drei unglückliche Bewerber der Akademie, irrten als klagende, seufzende Schatten an glücklichen Gefilden vorbei, ohne sie betreten zu dürfen.

Scribe, der lange an einer untergeordneten Bühne glücklich gewirkt, zeigte, dass er auch höher hinaus konnte und errang am Théâtre-Français glänzende Erfolge. »Ich kann,« sagte Villemain, der ihn in die Akademie aufnahm, zu ihm, »die geistvolle, zarte Kunst Ihrer Hauptwerke, die stets lebendige, freie Handlung des Drama's, die Wahrheit des Ausdrucks hervorheben; wenn auch die Sprache manchmal zu geschmückt oder zu flüchtig ist, so ist doch die Gewandtheit des Verfassers, nach allen Richtungen hin zu streifen und zurückzukehren, eine vorausgesetzte Grundlage; seine glückliche Art und Weise verräth abwechselnd Anmuth, Einfachheit, Bewegung und stets Geist.«

öffentliche Casimir Delavigne sieben messianische Novellen, die sich durch Tiefe des Gedankens und werthvollen Ausdruck auszeichnen; aber sie athmeten zu sehr das Volkstheber, sie hatten geringern Erfolg. Vielleicht erloschen sie auch schon bei den ersten Strahlen jener poetischen Morgenröthe, die so glänzend anbrechen sollte, wie die letzten traven Schatten der Nacht beim Erwachen des jungen Morgens dahinschwanden. »Casimir Delavigne, von einer weniger lebhaften und bestimmten Begabung als Béranger, ist aus der Mode gekommen, hat Sainte-Beuve gesagt.

V.

Lyrische Poesie: Casimir Delavigne, — Béranger, — Charles Loyson, — Victor Hugo, — De Lamartine.

In der poetischen Versammlung vom Jahre 1817, bei der Pierre Lebrun den Preis erlangte, hatte man in ehrenhafter Weise eines noch sehr jungen Dichters Erwähnung gethan; es ist *Casimir Delavigne*. Nach mehreren andern akademischen Versuchen: »Karl XII. in Narwa« (*Charles XII. à Narva*), ein Gedicht: »Ueber die Entdeckung der Schutzpocken (*Sur la découverte de la vaccine*), zwei Abhandlungen, die ihm nur geringe Ehre einbrachten, nahm er bald einen höhern Flug. In dem Unglück seines Vaterlandes hatte er ein für seine dichterische Thätigkeit geeignetes Feld gefunden. »Die Messenier (*Les Messéniens*), »Waterloo« und »Die Zerstörung des Museums« (*La dévastation du Musée*) und eine dritte, später hinzugefügte Arbeit »Ueber die Nothwendigkeit, nach dem Abzug der Fremden einig zu werden« (*Sur le besoin de s'unir après la départ des étrangers*), hatten einen unermesslichen Erfolg. Da sie zuerst nicht gedruckt wurden und im Geheimen im Umlauf waren, wurde ihr Ruhm noch durch diese Halb-Oeffentlichkeit erhöht. Zweifels- ohne kam das Talent des Dichters darin zur Geltung, aber die liberale Oppositionspartei, die daraus eine Waffe machte, trug nicht wenig zu diesem Erfolge bei. Die beiden »Elegien auf das Leben und den Tod der Jeanne d'Arc« (*Élégies sur la vie et la mort de Jeanne d'Arc*) haben einen wesentlichen Werth; man ahnt darin noch den Schmerz des vaterländischen Gefühls und zugleich die Hoffnung, aber auch die Stimme einer politischen Opposition. Später, nach der Rückkehr von einer italienischen Reise, ver-

öffentliche Casimir Delavigne sieben messenische Novellen, die sich durch Tiefe des Gedankens und werthvollen Ausdruck auszeichnen; aber sie athmeten zu sehr das Volksfieber, sie hatten geringern Erfolg. Vielleicht erloschen sie auch schon bei den ersten Strahlen jener poetischen Morgenröthe, die so glänzend anbrechen sollte, wie die letzten grauen Schatten der Nacht beim Erwachen des jungen Morgens dahinschwinden. »Casimir Delavigne, von einer weniger lebhaften und bestimmten Begabung als *Béranger*, ist aus der Mode gekommen,« hat Sainte-Beuve gesagt.

Damals theilte Béranger die politische Volksthümlichkeit des Casimir Delavigne und heute theilt er auch ein wenig seine Ungnade. Da dieser Vorbehalt nun einmal ausgesprochen ist, so ist es auch gerecht, bei Béranger eine höhere dichterische Begabung anzuerkennen. Vor allem hat er ein besonderes, seltenes Verdienst: die Liebe zu seiner Kunst; er hat, soweit er es vermochte, die Fehler seiner ersten Erziehung abgelegt, die Quellen unserer Sprache sorgfältig studirt und gründlich erforscht; er hat die Uebereinstimmung des poetischen Rhythmus mit dem musikalischen gesucht und gefunden; desswegen hielt er sich auch meistens zur Ode. Doch ist der Reim bei ihm nicht reich und die Richtigkeit der Sprache spielt ihm manchmal einen Streich. Trotz aller Anstrengungen ist es ihm nicht gelungen, seine erste Unwissenheit gänzlich zu ersetzen; er kennt das Alterthum nicht und räth daher manchmal ganz glücklich; er ist näher an Anakreon als an Horaz. Schliessen wir mit einem Urtheil Sainte-Beuve's, welcher in Bezug auf Béranger nicht partiisch ist: »Béranger begreift wohl, er führt schlecht aus;« und anderswo: »Der grosse Liederdichter Béranger ist mehr als das; als einfacher Liederdichter würde Désaugiers ihn an Geist und Feuer bald überholen, aber bei Béranger ist das Lied manchmal Ode.«

In der poetischen Zusammenkunft vom Jahre 1817, von welcher wir schon sprachen, und bei der Lebrun und Delavigne theiligt waren, hatte *Charles Loyson*, den wir bei der Zahl der Publicisten erwähnten, schon den Nebenpreis erhalten. Die aufgestellte Frage war, ob die Studien unter allen Lebensverhältnissen das Glück ausmachten? Charles Loyson brachte seine Rede Ludwig XVIII. als Huldigung dar. Ein geistvoller, der Literatur günstig gesinnter Monarch, war Ludwig XVIII. doch ein wenig kleinlich.

Er machte den Dichter auf eine kleine Unrichtigkeit in der ihm gewidmeten Abhandlung aufmerksam. Loyson beeilte sich, den Fehler, den ihm sein hoher Kritiker gezeigt, abzulegen, und dieser nahm ihn fortan unter seinen Schutz. Im Jahre 1819 gründete Loyson das Lycée français, eine hervorragende, zarte Sammlung der Literatur, an welcher Casimir Delavigne, Brifaut, Scribe, Patin, Charles de Rémusat, Victor le Clerc und Andere mitwirkten. Zur selben Zeit veröffentlichte er einen Band Episteln und Elegien, schöne Verse voll erhabener Gedanken. »Als Dichter,« sagt Sainte-Beuve, »ist Loyson ein rechter Vermittler zwischen Millevoye und Lamartine, nähert sich aber mehr dem Letztern durch die Erhabenheit und den Geist seiner Gefühle. Sein literarischer Ruf hat in der Zeit durch seine politischen Eigenschaften gelitten, seine Mässigung hatte ihm viel lebhaftere Feinde zugezogen. Einer Macht anheimgegeben, die für ihre Erhaltung gegen übertriebene Parteien kämpfte, hatte er, der mit solchem Eifer diente, seine patriotischen Absichten von Einigen verkannt gesehen.« Die Gerechtigkeit ist, wie immer, ein wenig spät gekommen, aber sie kam doch. Man schätzt den Politiker und liest den Dichter mit Vergnügen und Theilnahme. Charles Loyson starb 29 Jahre alt ¹⁾.

Im Jahre 1820 meldete sich bei einem Verlagsbuchhändler ein junger Mann, ein Dichter und geschätzter Literat, mit einem Manuscript in der Hand. Der Verleger bestellte ihn in einem Zeitraum von acht Tagen wieder, er wollte das Manuscript lesen. Als die acht Tage verstrichen waren, kommt der Verfasser wieder, um die Entscheidung des Buchhändlers zu vernehmen; aber es mag Jener selbst erzählen: »Der Muth entsank mir, als ich am achten Tage seine Treppe hinanstieg; ich blieb lange vor der Thür stehen, ohne es zu wagen, einzutreten; es kam Jemand heraus, die Thür blieb offen und ich musste wohl oder übel eintreten. Das Gesicht des Herrn M. D. war ausdruckslos und zweideutig wie ein Orakel, er bot mir Platz und suchte einen unter Papierstößen vergrabenen Band

¹⁾ Loyson und Cousin lebten in enger Gemeinschaft der Gefühle und Ideen. Sie machten häufig weite einsame Spaziergänge. Wenn sie am Abend zu Fuss die Alleen des Bois de Boulogne, die damals wenig besucht und geräuschlos waren, durchschritten, gingen sie einsam träumend, der eine von seinen Versen, der andere von Plato; zwei Dichter in ihrer Art, und vielleicht errieth man nicht, welcher der wirkliche Dichter war.

heraus . . . ,Da sind Ihre Verse, mein Herr,‘ sagte er; ,Talent fehlt Ihnen nicht, wohl aber mangeln die Studien, sie gleichen in nichts dem, was bei unsern Dichtern gern gesehen und gesucht wird; man weiss nicht, woher diese Sprache, diese Ideen, die Bilder dieser Poesie stammen; das ist schade, es ist Wohlklang darin; verzichten Sie auf jene Neuheiten, die den französischen Geist irre führen würden. Lesen Sie unsere Meister: Delille, Parny, Michaud, Raynouard, Luce de Lancival, Fontanes. Das sind Dichter, die das Publikum liebt; gleichen Sie einem von ihnen, wenn Sie gelesen und erkannt sein wollen; ich würde Ihnen einen schlechten Rath geben, wollte ich Sie auffordern, diesen Band zu veröffentlichen, und Ihnen einen Dienst leisten, würde ich ihn auf meine Kosten veröffentlichen‘¹⁾. Der junge Verfasser war, wie man errathen haben wird, *de Lamartine*, der Verlagsbuchhändler Didot, das Manuscript die »Betrachtungen« (*les Méditations*).

De Lamartine, das unterliegt keinem Zweifel, hat diese kleine Begebenheit ausgearbeitet und aufgezeichnet; wie sie aber ist, drückt sie den Zustand der Geister, den Ideengang, wie er damals war, aus: die Vergangenheit und Zukunft der Poesie. Wenn über die Phantasiegespinnste ein neuer Windhauch hinstreift, so täuschen sich die Gelehrten oft, es ist wie in der Politik. Auch damals wuchs, stolz und drohend, eine neue poetische Schule heran und die Menschen vom Geschmack hatten keine Ahnung davon. Das Publikum aber irrte nicht. Mit welchem Jubel wurden diese »Betrachtungen« begrüsst, die Didot bei Seite gelegt hatte! Wie sie, so frisch und neu, in die veränderten Seelen hineinzogen, jene entzückenden Melodien, diese Spiele der Melancholie und Phantasie! Dann kamen sie auch zu rechter Zeit; man war an einem Punkte angelangt, wo mit der religiösen Inbrunst, die der »Geist des Christenthums« hervorgerufen, und die damals ein wahrer, selbstloser Eifer war, ein Gefühl, oder besser gesagt, mitleidige Regungen sich geltend machten, die weniger rein waren. Sicherlich war diese letztere Stellung für den Erfolg de Lamartine's weniger günstig, als die Schönheit des Gedichts, aber man brauchte sich nicht darüber zu wundern.

Fast zur selben Zeit, wie Lamartine, erschien, jünger und geräuschvoller, ärmer an Gedanken als an Worten und an Gefühlen

¹⁾ Raphael.

als Farben, anziehender in der Form als im Grundgedanken, ein Dichter, der ihm Nebenbuhler und Gegensatz werden sollte; bedarf es noch der Erwähnung, dass es *Victor Hugo* ist? Begeistert von Bildern, entzückt von der Färbung, wurde es Victor Hugo in Europa zu eng; er suchte, um an Glanz und Herrlichkeit damit zu wetteifern, die Pracht eines andern Himmels, er schilderte den Orient. Seine ganz äusserliche, erhabene Poesie ist eine beständige Arabeske. Mit dem Orient schilderte er Spanien, das gleichsam einen Reflex von jenem bildet, in den Launen und der Biegsamkeit seiner Verse schilderte er abwechselnd die phantastischen Zeichnungen des Palastes der Odaliskinnen und die Luftgebilde der Alhambra.

»Was den Gebrauch der Sprache angeht, so hat Victor Hugo keinen Nebenbuhler; er macht mit unserer Mundart, was er will, er schmiedet und macht sie fest, rauh und hart wie Stahl, den Grund wie Bronze, er meisselt wie in Silber oder Marmor. Er hat an Reimen einen seit Ronsard vergessenen Reichthum, dem Rhythmus und den Cäsuren eine seit Régnier und Molière verlorene Gewandtheit verliehen; er hat der Poesie jene umfassenden und fliessenden Perioden, die das 18. Jahrhundert verachtete, zurückgegeben, er vereinigt mit dem malerischen Glanz der Bilder das glückliche Bündniss vertrauter Gefühle und höherer Eingebungen.« So sagt G. Planche ¹⁾. Ja, diese Fähigkeiten besitzt er, aber diese Fähigkeiten verdecken Mängel, die der Kritiker hätte enthüllen müssen; es verbergen sich häufig Uebertreibung und Zusammenhangslosigkeit in den Schilderungen, Wunderlichkeit in den Metaphern, Gewöhnliches in der Vertraulichkeit, Gedankenleere unter dem Klang der Periode, und Grundlosigkeit unter der ausgedehnten Form.

De Lamartine hatte nicht dieses glänzende Colorit, seine Poesie liegt mehr im Gefühl als in den Worten, er spricht zur Seele und zur Phantasie zugleich. Um neu zu sein, um zu erregen, zu entzücken, braucht er nicht die Augen zu blenden; er gefällt, er reisst hin durch eine geheime, sanfte Melodie, er ist nicht der Dichter der Gegensätze, sondern der gewandten, begründeten Feinheiten und der gewählten Klänge. Diese Poesie ist so natürlich schön, ohne erzwungen zu sein, so herrlich unverletzend, dass man sich hinreissen und entzücken lässt durch ein unbegreifliches Gefühl; man

¹⁾ G. Planche, Portraits. 1. B., S. 206, frz. Ausg.

wird leise eingewiegt, nicht geschüttelt und geblendet durch Wortgeklirr und Periodenschwall. Und dennoch ist diese Sprache neu, von bester Gediegenheit, geglättet, fliegend, harmonisch, immer herrlich, wenn es sein muss, nicht das Auge reizend, aber beständig dem Ohr durch Wohlklang, der Phantasie durch unvergleichlichen Reichthum, der Seele durch christliche Melancholie schmeichelnd. Wählet: hier der tiefe, erhabene Sänger der innern Welt, dort der glänzende Dichter der Aussenwelt; bei dem Einen ist Form, bei dem Andern Seele und Gefühl.

So entzückten die Geister durch verschiedene, aber gleich erhabene Eigenschaften: der Verfasser der »Betrachtungen« und der ersten »Harmonien«, und der Verfasser der Oden, Balladen und der »Herbstblätter« (*Feuilles d'automne*). Wir werden sie wieder-

finden, sich selbst getreu? Wer weiss! — Er schmiedet und macht Grund wie Bronze, er meißelt wie in Silber oder Marmor. Er hat an Reimen einen seit Ronsard vergessenen Reichthum, dem Rhythmus und den Cäsuren eine seit Rémier und Molière verlorene Gewandtheit verliehen; er hat der Poesie jene umfassenden und fließenden Perioden, die das 18. Jahrhundert verachtete, zurückgegeben, er vereinigt mit dem malerischen Glanz der Bilder das glückliche Bündnis vertrauter Gefühle und höherer Eingebungen. So sagt G. Planché: Ja, diese Fähigkeiten besitzt er, aber diese Fähigkeiten verdecken Mängel, die der Kritiker hätte enttühlen müssen; es verbergen sich häufig Uebertreibung und Zusammenhangslosigkeit in den Schilderungen, Wunderlichkeit in den Metaphern, Gewöhnliches in der Vertraulichkeit, Gedankenleere unter dem Klang der Periode, und Grundlosigkeit unter der ausgedehnten Form. De Lamartine hatte nicht dieses glänzende Colorit, seine Poesie liegt mehr im Gefühl als in den Worten, er spricht zur Seele und zur Phantasie zugleich. Um neu zu sein, um zu erregen, zu entzücken, braucht er nicht die Augen zu blenden; er gefällt, er reißt hin durch eine geheime, sanfte Melodie, er ist nicht der Dichter der Gegensätze, sondern der gewandten, begründeten Feinheiten und der gewählten Klänge. Diese Poesie ist so natürlich schön, ohne erzwungen zu sein, so herrlich unverletzt, dass man sich hinreissen und entzücken lässt durch ein unbegreifliches Gefühl; man

Das Juli-Königthum.

Die Schüler Cousin's, — Jouffroy, — Damiron, — Bautain, — Rémusat, — Die Dissidenten, — Adolph Garnier, — F. Ravaisson, — Jules Simon, — E. Vacherot. — Religiöse Philosophie: Pater Gratry, — Der Abt Gerbet, — de Lamennais, — Droz.

So strahlte die Literatur im zwiefachen Glanze der Poesie und Prosa, so wogten unter dem Schutze tiefen Friedens und glücklichen Wohlergehens jene schönen, erhabenen Fragen über Beredtsamkeit, Philosophie, Kunst und Geschmack, als plötzlich die Erde erzitterte und sich aufthat. Die Restauration verschwand in dem gähnenden Schlund. Durch welche verhängnissvollen oder wohlgemeinten Missgriffe, durch welche Freundes- oder Feindeshand wurde sie in die Tiefe hinabgeschleudert? Die Geschichte wird es eines Tages klar legen, wenn sie, wie Bossuet von Karl I. gesagt hat, »Leser finden wird, deren Urtheil sich weder von den Ereignissen, noch vom Glücke beherrschen lässt.«

Die französische Literatur, jene dritte Epoche, die wir vorführen werden, war, wie in der Politik, eine Fortsetzung, ein ein wenig geschwächerter, aber noch leuchtender Abglanz des zweiten Abschnittes. Die Philosophie, die Geschichte, die Poesie sind würdige Repräsentanten ihrer Vorläufer und ihrer Lehrer, es ist eine Neigung und kein Verfall.

Wenden wir uns zuerst der Philosophie zu.

Die Philosophie fiel bei diesem zweiten Zeitraum nicht von

jener Höhe, auf welche *Cousin* sie erhoben hatte, herab; wurde sie doch kräftig aufrecht erhalten durch seine vertrautesten und würdigsten Schüler: *Jouffroy, Damiron, de Rémusat, Bautin*.

Jouffroy ist zwar Schüler, jedoch ein freier Schüler *Cousin's*, eher der Gegensatz zu ihm, als der Verkünder seiner Lehre. Als Uebersetzer der »Sittlichen Skizzen« (*Esquisses morales*) von Dugald-Stewart, denen er ein Vorwort beigefügt, welches durch seine Entwicklung und besonders durch die Fragen, die hier aufgeworfen und beantwortet sind, den Werth eines Buches hat; als Uebersetzer der Gesamtwerke von Thomas Read, die er gleichfalls mit einem ausführlichen Vorworte versah, in welchem er es unternahm, den wirklichen Werth der schottischen Philosophie festzustellen; in diesen Uebersetzungen nimmt Jouffroy sogar das Prinzip der metaphysischen Theorie, »die Psychologie«, an. Er weicht davon ab, ohne ganz das historische Verfahren zu verlassen, ohne die Rolle, die sie in der Philosophie spielt, zu verkennen, wie jene Fragen, die er in seinen »Vermischten Schriften« behandelt, beweisen: Was ist die Geschichte der Philosophie? — wie kann man sie bilden? — Aus der Geschichte der Philosophie; — dann zergliedert er den ersten Grad. Da steckt nicht der Unterschied zwischen dem Vorsitzenden der Schule und seinem Nachfolger. Der erste verfährt gewöhnlich in seinen Beweisgründen a priori, der zweite a posteriori. Der Eine glänzt durch Zusammenstellung, der Andere ist in der Zergliederung hervorragend. Indem er, nach dem Beispiel Descartes', die bekannten philosophischen Systeme streift, sucht Jouffroy sogar in der Natur und dem Spiel unserer Fähigkeiten die Grundlage, auf welcher er eine neue Philosophie errichten will. »Niemand,« hat *Cousin* gesagt, »hat je die wahre philosophische Methode, das Verfahren der Beobachtung der menschlichen Seele, besser auseinander gelegt. Er prüfte das Gewissen mit so viel Treue und Weisheit, färbte seine Stimme mit solcher Wahrheit, dass man, wenn man ihn hörte oder las, die Stimme des Gewissens selbst zu vernehmen glaubte, das mit gewählter, reiner, leuchtender, klangvoller Stimme uns die Wunder der innern Welt zum Bewusstsein bringt. Sein Stil, sowie sein Wort erhellten, ordneten seine Gedanken und gruben sie tief ein. Ohne Widerrede war er der gewandteste Vermittler, den die Wissenschaft nicht allein in der Schule, sondern auch vor der Welt haben konnte; gründlich, tiefgehend, den Gelehrten und zugleich Allen

verständlich, so war er unter uns in seiner wahren, naturgetreuen, grossen, wohlthuenden Erscheinung; so war Jouffroy.«

Ein feiner, geistvoller, zarter und doch scharfsinniger Geist, beschränkte sich seine Thätigkeit nicht allein auf die Philosophie, er war Schriftsteller und Philosoph zugleich. Noch heute erwecken seine »Vermischten Schriften« grosses Interesse und Reiz. Ein Bruchstück aus diesen »Vermischten Schriften«: »Die Stellung Griechenlands in der Entwicklung der Menschheit«, zeigt, dass Jouffroy auch hervorragender Geschichtsschreiber war. Mit welcher Kraft, mit welcher Offenherzigkeit hat er, der besonders Schriftsteller war, sowohl seinen jungen Glauben als auch die Nacht der Todesangst beschrieben, da er ihm, darin minder glücklich als Pascal, in einer schrecklichen Krisis dahinschwinden sieht. Die, welche an seinem Lebensabend die Vertrauten seiner Gedanken waren, haben uns mitgetheilt, dass endlich tröstende Wahrheit in diese, durch bange Zweifel lange geängstete Seele einzog. Gewiss ist, dass er eine ewige Schwermuth von dem Verlust seines Glaubens beibehalten ¹⁾. »Er war ein vollkommen freier und sogar verwegener Geist, mit natürlichem Geschmack für Ordnung und Achtung; eines literarischen Aufschwungs fähig, aber ohne persönlichen Eigenwillen, war er immer bereit, still zu stehen oder seinen Weg noch einmal zu machen, um aus dem Leben Wahrheit zu schöpfen und die verschiedenen Seiten der Wahrheit zu betrachten. Er hatte lebhaftere Phantasie, überlegte langsam, besass mehr Reichhaltigkeit und Feinheit als Macht des Gedankens, mehr ausführende Beobachtung als eigene Erfindung. Auch liebte er es, sich auf geistreiche Gespräche oder feine Schlussfolgerungen einzulassen, die ihn hätten in die Irre führen können, wenn die Aufrichtigkeit seines Herzens und der Sinnen ihn nicht gewarnt und davor bewahrt hätte« ²⁾.

Neben Jouffroy, eher verschieden von ihm als unter ihm stehend, hat *Damiron* sich einen Namen gemacht. *Damiron* lehnt sich nicht an die schottische Schule an. Zuerst Geschichtsschreiber der Philosophie, machte er sich durch eine Abhandlung über die Geschichte der Philosophie des 19. Jahrhunderts in Frankreich bekannt, und obgleich noch sehr jung, schrieb er mit sicherer Hand

¹⁾ Erinnerungen.

²⁾ Guizot, Denkschriften. 3. B., S. 119, frz. Ausg.

die gefährliche Geschichte. Er urtheilt mit bewundernswerther Unparteilichkeit über feindliche Meinungen und zeitgenössische Berühmtheiten. In die eigentliche Philosophie trat er durch einen vollständigen Lehrgang, welcher die Psychologie, die Logik und die Moral umfasst. Als Professor an der wissenschaftlichen Fakultät widmete er mehrere Jahre seines Cursus den grossen Metaphysikern des 17. Jahrhunderts: Malebranche, Leibnitz, Spinoza. Im innigen und dauernden Verkehr mit diesen erhabenen Geistern wurden Damiron's Gedanken täglich ernster und mehr religiös.

Durch eine sehr natürliche Umkehr war er in seinen letzten Jahren auf die Geschichte der Philosophie zurückgekommen, durch welche er seine Bahn eröffnet hatte; er gab die »Erinnerungen« heraus, die zur Geschichte der Philosophie des 18. Jahrhunderts dienen sollten. Man hatte ihn nicht ohne Angst in diese furchtbaren Sophismen des Zweifels und des Materialismus sich hineinwagen sehen; kam er doch mit Diderot, d'Holbach, Helvétius und noch Schlimmern zusammen; das schreckte ihn nicht, er vertraute sich selbst genug, als dass er hätte fürchten müssen, Jene könnten ihn verführen. »Bei Bacon, Hobbes, Gassendi, Locke, bei Descartes, Malebranche, Spinoza und Leibnitz — Bossuet, Fénelon, Arnauld und Andere des 16. und 17. Jahrhunderts nicht zu vergessen — bei allen diesen Namen, die meine »Denkschriften zur Geschichte der Philosophie« (*Mémoires pour servir à l'histoire de la philosophie*) anfüllen, stärkte ich mich an den Starken, übte ich mich mit den Schwachen, ich versuchte, mich den Gelehrten anzubequemen und es mit den Verwegenen nicht zu verderben, gegen alle, selbst gegen die, welche mir am meisten offen entgegentraten, die Billigkeit, Mässigkeit, Achtung und Gunst, die Jedem von ihnen gebührten, zu bewahren« ¹⁾.

Damiron ist so zu sagen immer arbeitend, mitten in der Philosophie gestorben. Er hatte soeben in der Akademie für Philologie eine Rede über die Abhandlung »Die Empfindungen« (*les Sensations*) von Condillac gehalten, die er mit den Worten schloss: »Man muss darauf achten, ob, wenn er die herrschende Philosophie berührte und schonte, er sich derselben nicht wieder angeschlossen hat; ob er im Gegentheil sicher und klar bei seinem beständigen Spiritualismus beharrt und sich dabei Achtung verschafft, und ob er, ohne

¹⁾ Erinnerungen an zwanzig Unterrichtsjahre.

die Strömung, die so viel freie, geistvolle Gemüther gegen Klippen schleuderte, seinerseits treu zu Gott und seiner Seele gehalten. War nicht alles, gut gelebt und viel gedacht zu haben, seiner Ansicht nach unsträflich, bedarf es mehr zu einem vollen und würdigen Andenken?« Hiess das nicht, sich selbst schildern?

Damiron war Moralist und Philosoph zugleich. Das ist der Hauptcharacter, den man in seinen »Erinnerungen an zwanzig Unterrichtsjahre« (*Souvenirs de vingt ans d'enseignement*) bemerkt, »wo seine geheimsten, zartesten Gefühle, gewissermassen sein Honig, niedergelegt ist, wenn man bei dem Werke die Biene, die es zusammengetragen, erkennen will.« Man erkennt sie. In den Reden, aus welchen dieser Band zusammengesetzt ist, und die Damiron jedes Jahr bei der Eröffnung seines Lehrcursus hielt, finden sich, soweit der menschliche Verstand dazu im Stande ist, die höchsten Probleme der Metaphysik und Moral erwogen und erledigt: »Gott und seine Eigenschaften, die Seele und ihre Fähigkeiten, Vorsehung und Freiheit, das Leben und sein Gesetz, jenes Leben und seine Folgen. Die geordneten, vereinigten und in sich verbundenen Wahrheiten sind die Kleinodien, die ich hervorheben wollte, und meine ganze Sorge war darauf gerichtet, dass sie unter meinen Händen ihren Glanz und Werth nicht verlieren möchten.« Sie haben nichts davon verloren, sondern die Anmuth, Frische und den Reiz jener Fluren bewahrt, wo vor Sonnenaufgang, in der langen Morgendämmerung der Weise geräuschlos, schweigend seine stillen, zarten Gedanken säete, die er sammeln sollte, um jenen Honig zu ernten, den er seinen Zuhörern in der Sorbonne darbrachte.

Bautain war auch ein Schüler Cousin's, und zwar einer seiner hervorragendsten. Er war einer der Ersten, der das Wort des Meisters in ferne Weiten trug. Als Professor nach Strassburg berufen, hatte er bald ein zahlreiches Auditorium, das ihm mit Interesse lauschte. »Man fährt über den Rhein, um ihn zu hören,« sagte Cousin. In dieser ersten Stellung als Professor veröffentlichte Bautain unter andern Werken eine Abhandlung über »Die Moral des Evangeliums, mit der Moral der Philosophen verglichen«; über »Die Lehre der Philosophie in Frankreich im 19. Jahrhundert«; »Eine auf Erfahrung gegründete Psychologie«; »Eine moralische Philosophie«. Bautain war, wie es einige seiner Werke zur Genüge angeben, von der Philosophie zur Theologie übergegangen; er war der Abt

Bautain geworden. Wir werden ihn unter diesem Namen sowohl als Professor wie als Philosophen wiederfinden.

Der Nachfolger Jouffroy's an der Akademie für Philologie, de Rémusat, war nicht Philosoph von Beruf, sondern ein feiner, wissbegieriger, wohlunterrichteter Liebhaber aller philosophischen Systeme. Kein gewöhnlicher, allen Ideen zugänglicher Geist, der sich nie mehr mit einer Theorie befasste, als eben nöthig, der sich mehr zur englischen als zur deutschen Philosophie neigte, hat er alle Schulen erforscht, durchblickt, weniger um die Wahrheit, die er von ihnen nicht erwartete, zu suchen, als aus reinem Vergnügen, die Systeme zu bestreiten, ihre schwache Seite zu finden und aufzudecken, ihre Widersprüche und falschen Folgerungen hervorzuheben.

Wenn man ein massgebendes, wohlerwogenes und zugleich gründliches Urtheil über die Philosophie Cousin's lesen will, so muss man die Antwort, die de Rémusat als Direktor der französischen Akademie dem Jules Favre, der auf Cousin (ein seltsamer Erbe) folgte, ertheilte, lesen. Er hat auch in seiner Aufnahme-Rede in der Akademie Royer-Collard genügend gewürdigt, der, glücklicher als Cousin, ihn zum Nachfolger hatte.

Als Metaphysiker und Geschichtsschreiber hinterliess de Rémusat ausser seinen philosophischen Abhandlungen einen Bericht »Ueber deutsche Philosophie« (*La philosophie allemande*), sodann die Arbeiten: »Vergangenheit und Gegenwart« (*Passé et Présent*); »Vermischte Schriften« (*Mélanges*) und »Abälard«, ein Werk, welches sich dem Werke Cousin's über denselben Philosophen anschliesst und eine vollkommene Darlegung der Lehre dieses Meisters der scholastischen Philosophie entwickelt.

De Rémusat schrieb gefällig, gewandt und anmuthig, aber sein Stil bemächtigt sich nicht genug des Lesers, er ist überschwänglich. Der Geist Rémusat's, der alle Seiten einer Frage erkennt, bringt sie in einer Weise zur Entwicklung, die trotz ihrer Richtigkeit und ihres Geistes die Aufmerksamkeit ermüden. In seiner philosophischen Tendenz etwas Engländer, ist er es auch ein wenig in seinen literarischen Formen. Er nimmt sich Zeit, eilt nicht und fürchtet sich nicht vor langen Auseinandersetzungen; fesselnd ist sein Ausdruck, aber unbestimmt, manchmal verwirrt oder wenigstens abschweifend sind die Wendungen seiner Sätze.

Adolphe Garnier, Jouffroy's Nachfolger in dem Lehrstuhl der Philosophie an der wissenschaftlichen Fakultät und, wie er, in das Studium schottischer Philosophen vertieft, gehört der französischen Schule nicht an; er steht in metaphysischer Verwandtschaft mit Laromiguière. Ein feiner, scharfsinniger, ungezwungener Geist, ein gelehrter Analyst, hat er sein hervorragendstes Werk den Seelenthätigkeiten gewidmet. A. Garnier, der Normalschule fremd, hat Cousin's Einfluss nicht empfunden.

F. Ravaisson ist ebenfalls nicht zu jener Zahl zu rechnen, auch er lehnt sich nicht an Cousin an, sondern neigt mehr zu Maine de Biran. Ein wunderbar gepflegter, feiner, zarter Geist, ein ebenso wissenschaftlich gebildeter Mensch als aufgeklärter Kunst-richter, hat Ravaisson, wie mir scheint, weniger darnach gestrebt, in der Philosophie einen möglichst hohen Ruhm zu erlangen, als in geschäftiger Ruhe die Studien zu verfolgen, die ihm lieb waren. Nach einem ersten hervorragenden, aber nicht beendeten Werke über die Philosophie des Aristoteles, deren Einfluss auf andere philosophische Lehren er prüft, ist er aus seiner Ruhe nur einmal herausgetreten, um die Geschichte der Philosophie unter dem zweiten Kaiserreich anzufertigen. Es ist dies ein ziemlich dürftiges Gebiet, das er zu erweitern und zu veredeln wusste, indem er Arbeiten hinzunahm, die diesen zehn Jahren, welche allein die officiellen Rahmen einschliessen sollten, vorangegangen waren. Man hat herausgefunden, dass Ravaisson in der Schilderung, die er von den Werken der philosophischen Bewegung dieser Zeit entwirft, der so fein und scharfsichtig alle Lehren verstand, nicht immer die Ausgedehntheit seiner Gliederungen dem Verdienste der Werke entsprechend gemacht hat. Hier ist er zu breit, dort zu spärlich; besonders staunt man über die Strenge, mit der er gegen Cousin verfährt, eine Strenge, gegen welche Vacherot sich auflehnen zu müssen glaubte, der aber, wie wir sehen werden, selbst kein sehr gelehriger Schüler seines Meisters blieb.

Jouffroy, Damiron, de Rémusat waren, trotz aller Verschiedenheiten, im Grund der Lehre Cousin's treu geblieben. Aber die zweite Generation seiner Schüler, wenigstens einige und darunter die hervorragendsten, schwuren nicht mehr auf das Wort ihres Meisters. Eine Zeit lang von seiner mächtigen Hand und gewissenhaften Macht zusammengehalten, fingen sie gar bald an, sich von

ihm loszusagen. Zwei Männer, die beide seine Stellvertreter in der Sorbonne gewesen, *E. Vacherot* und *Jules Simon*, gaben den Anstoss zur Unabhängigkeit.

Cousin zeigte bei der Wiederherstellung der Philosophie nicht allein persönlichen Muth; als er einen neuen Weg gebahnt, wählte er seine Gehülfen, die die Gegenden, welche er ausgewählt, genau erforschen und anbauen mussten, und er besuchte oft, wie Buffon, die Philosophie durch Gesandte. Er hatte übrigens in seiner Jugend das Beispiel zu diesen philosophischen Forschungen durch die Veröffentlichung der Werke des Proklus gegeben. Trotz dieser Forschungen oder vielleicht gerade um ihretwillen, schien es ihm, als sei die alexandrinische Philosophie nicht bekannt genug; desshalb liess er durch die Akademie für Philologie die Geschichte der alexandrinischen Schule als Preisaufgabe stellen. Vacherot trug den Preis davon. Seine umgearbeitete, erweiterte Arbeit ist ein hervorragendes Werk, es war ein bedeutender Tag für das Leben und den Ruhm Vacherot's. Zugleich war es auch eine Lossagung von seinem Meister. Einige Zeit nachher machte Vacherot einen zweiten, entschiedeneren Schritt: er gab seine »Positive Philosophie« (*Philosophie positive*) heraus. Von da an, besonders in der »Metaphysik und Wissenschaft« (*Métaphysique et la Science*), entfernt sich Vacherot mehr und mehr von der Lehre seines Meisters und streift leicht den Pantheismus, ohne ihm jedoch anheimzufallen.

»Vacherot,« sagt Ravaisson, »hat, indem er sich an den Ausgangspunkt des Ganzen stellte, erkannt, dass man den besondern Dingen, die so zu sagen das Einzelne des Universums bilden, einen Gott hinzufügen müsse; diesen Gott, dem er vor allen Dingen die Eigenschaft, ein Wesen schaffen zu können, abspricht, theilt er in zwei Theile: einerseits ist er über den Dingen die Vollkommenheit, welche der Endzweck ist; andererseits ist er im Grunde das absolute Wesen, welches wirkende Ursache ist und die absolute Ursache für sich beansprucht.«

Dieses Urtheil ist streng; hier ist noch ein anderes, gerechtes: »In der Metaphysik ist Vacherot ohne Zweifel vom Theismus weit entfernt, aber in der Psychologie und in der Weltlehre (Kosmologie) bleibt er den Meinungen der spiritualistischen Schule treu. Seine Weltlehre ist die des Leibnitz, seine Psychologie die des Maine de Biran; er formt seinen Stoff aus Kräften; auch die Seele ist für ihn

eine Kraft, aber von den andern gänzlich verschieden und von höherer Abkunft«¹⁾.

Jules Simon trat, wie Vacherot, mit einer Arbeit über die alexandrinische Schule auf. Sei es, dass diese Arbeit zur bestimmten Zeit nicht fertig wurde, oder dass er sich in den mehr oder weniger mit einem Programme belegten Rahmen nicht fügen wollte; sei es endlich, dass er, ohne sie zu fürchten, die Mitbewerbung eines Collegen zu vermeiden suchte, Jules Simon legte der Akademie für Philologie sein Werk nicht zur Beurtheilung vor. Diese beiden Werke haben merkwürdige Aehnlichkeit; sie unterscheiden sich nur in einigen Punkten. Die Geschichte von Jules Simon, die von geringerem Umfang, als die Vacherot's ist, ohne dabei etwas von dem metaphysischen oder theologischen Theil, der unumgänglich für den Stoff nothwendig war oder vielmehr seine Grundlage bildet, zu umgehen, geht mehr vom historischen Standpunkte aus.

Von da ab hat sich Jules Simon, ohne die Philosophie zu verlassen, mehr der Moral zugewandt. »In seiner »Natürlichen Religion« (*Religion naturelle*), in der »Freiheit« (*La Liberté*), in der »Pflicht« (*Le Devoir*), lauter Schriften, in denen er weniger darnach trachtete, die Grundsätze der natürlichen Moral zu ergründen, als die allgemeinen, daraus abzuleitenden Regeln des Betragens und noch mehr ihre Unabhängigkeit in Bezug auf die Lehren der wahren, offenbarten Religion zu zeigen, hat Jules Simon das Absolute der göttlichen Natur gegen die Ansichten, die jede Wirklichkeit in die Grenzen relativen Bestehens zwingen wollen, verfochten.« So ist die Ansicht Ravaisson's.

Als Vacherot seinen dritten Band über die Geschichte der Alexandrinischen Schule veröffentlichte, war er Director der Studien an der höheren Normalschule. In derselben Schule war als Prediger ein Mann von merkwürdig lebhaftem Geist, bedeutendem Wissen, hoher Phantasie, aber ein wenig wankelnüthig. Als ehemaliger, hervorragender Schüler der polytechnischen Schule, war er auf einem Wege zum Glauben gelangt, der selten dahin führt, nämlich durch die Mathematik. Der Glaube, der Hafen, wo seine grossartigen Bestrebungen stille standen, schien ihm mit der Philosophie nicht unvereinbar, und so widmete er ihm einen grossen Theil seiner geistigen Thätigkeit. Vacherot, der seinen Geschmack und sein massgebendes

¹⁾ Janet, Revue des Deux-Mondes, 1. Mai 1874.

Urtheil für hohe, metaphysische Fragen kannte, vertraute sich ihm über gewisse Punkte in seinem dritten Bande an, ehe er ihn herausgab. Welches waren seine vertraulichen Mittheilungen? Bis zu welchem Punkte ging Gratry auf die philosophischen Berechnungen ein, von denen Vacherot ihm einen Vorgeschmack gab? war es ein beiderseitiges Missverständniss? Es ist erwiesen, dass, als dieser dritte Band erschien, Gratry behauptete, das Buch sei nicht Eigenthum des Verfassers, die Ideen seien gestohlen. In seiner Studie über »Zeitgenössische Sophisten« (*Les sophistes contemporains*) nannte er sodann öffentlich Vacherot bei Namen und verfuhr ein wenig zu indiscret.

Der Abt *Gratry* hatte mit der Philosophie angefangen, er ging nicht davon ab, sondern verwandte seine ganze Kraft auf ein wichtiges Werk, in welchem sich, vereinigt und vermischt, die drei Studien, ich möchte fast sagen, die drei Leidenschaften seines Lebens: die Gottesvertheidigung, die Philosophie, Mathematik, die Erkenntniss Gottes und der Seele finden. »Ja, gewiss, das Buch von der Erkenntniss der Seele ist ein Gedicht! Es singt von den Prophezeiungen des Herrn, von der Verwandlung des Lebens, von den sanften Lüften des Spätsommers; es singt vom Herbst, vom Winter, vom Abend, vom Tode und von der Unsterblichkeit« ¹⁾).

Aber steht der Grund dieses hervorragenden Werkes wohl fest? Beruht dieses durch die Sterne verbündete Glück, welches der Verfasser zum neuen Paradies der Gerechten macht, nicht eher auf der erfindungsreichen Phantasie des Gratry, als auf christlichen Angaben? Ich fürchte es; aber unbestreitbar ist es, dass Gratry sich in diesem, wie in anderen Werken als gewandter, glänzender und ansprechender Schriftsteller erwiesen hat.

Der Abt *Gerbet*, der jetzt fast in Vergessenheit gerathen ist, hat Aehnlichkeit mit der Natur des Pater Gratry. Er besitzt lebhaft Phantasie, eine empfindsame Seele, aber mehr Ruhe und Standhaftigkeit als Gratry. Der Abt Gerbet hat sich auch in der Philosophie versucht, aber in einer ganz allgemeinen Philosophie. Er war der erste, der die gefährlichen Lehren eines Lamennais über die Gewissheit bekämpfte und hat über die Niederlage dieses grossen Geistes ebenso gerechte, als christlich betäubende Betrachtungen angestellt.

¹⁾ Saint-René Taillandier, Rede bei der Aufnahme in die Akademie.

Gerbet ist ein Schriftsteller; seine Skizze über das christliche Rom weist Blätter von glänzender Beredtsamkeit und seltener Gelehrsamkeit auf.

Neben diesen Philosophen, die von nah und fern in die von Cousin veranlasste Bewegung hineingezogen wurden, ist einer ihnen gänzlich entgangen. Zu der Zahl dieser Freidenker rechnen wir den Verfasser der Abhandlung über die »Gleichgültigkeit in religiösen Dingen« (*l'Essai sur l'indifférence en matière de religion*), von Lamennais. Schon beim Beginn dieser Entwicklung, die ihn nach und nach in den Abgrund der durch den florentinischen Dichter beschriebenen Hölle führte (die er so schlecht übersetzt hat), hat Lamennais die Skizze einer Philosophie entworfen. Im ersten Theil dieser Skizze, die von der theologischen Lehre von Gott handelt, in der Lehre von der Dreieinigkeit, schöpft Lamennais die Elemente, die ihm zu einer allgemeinen Erklärung als gut erscheinen, die Elemente der göttlichen Natur. Aber dieser strenge Glaubenseifer wird nicht bis zum Abschluss des Werkes durchgeführt. In dem vierten und letzten Band der Skizze, die im Jahre 1846 veröffentlicht wurde, erwähnt Lamennais weder Traditionen noch Theologie. Er sucht seine Erklärungen in der Philosophie, in der Fassungskraft des Geistes die Naturerscheinungen, in den Naturerscheinungen die Fassungskraft des Geistes und kommt bei dieser, von den Vordersätzen sehr verschiedenen Schlussfolgerung dahin, dass die Wissenschaft natürlich und geistig zugleich ist. Er ist nicht mehr orthodox, sondern bleibt Spiritualist.

In der »Skizze einer Philosophie« (*Esquisse d'une philosophie*) wie in den »Ereignissen von Rom« (*Affaires de Rom*) findet man das Talent des Verfassers über die »Gleichgültigkeit in religiösen Dingen« wieder. Sein Stil wird erst in den »Worten eines Gläubigen« (*Paroles d'un croyant*) schwächer.

Nach Lamennais, welcher, zuerst Christ, sich später dem Skepticismus zuwandte, kommen wir auf einen Mann zu sprechen, welcher längere Zeit Philosoph, durch Betrachtungen zum Christenthum und aus der Moral zur Religion übergegangen war.

Wenn der Character eines Moralisten seinen Grundsätzen Gewicht beilegen kann, so hat keiner aus unseren Tagen einen heilsameren Einfluss durch seine Schriften ausüben können als M. Droz.

Niemand hat ein besseres Beispiel gegeben, als der Verfasser

der »Moralischen Philosophie oder der verschiedenen Systeme über die Wissenschaft des Lebens« (*La philosophie morale, ou des différents systèmes sur la science de la vie*), ein Werk, welches im Jahre 1824 einen der Montyonpreise erhielt. Der Verfasser war ein praktischer Philosoph. Ein wenig Träumer, veröffentlichte er im Jahre 1825 »Die Anwendungen der Moral auf die Politik« (*Applications de la morale à la politique*), ein Werk, welches mehr seinen edlen Gefühlen als seinem politischen Sinne Ehre macht. Droz, ein stets weiser Philosoph, wurde ein christlicher Spiritualist und veröffentlichte 1829 unter dem Titel: »Gedanken über das Christenthum, Beweise seiner Wahrheit« (*Pensées sur le Christianisme, preuves de sa vérité*) das letzte Wort seiner Philosophie. Droz war in seinem Stil keineswegs so einfach wie in seinem Leben; seit seinem ersten Werk, eine »Abhandlung über die Kunst der Rede« (*Essai sur l'art oratoire*) ist »diese sanfte Feierlichkeit des Tones vernehmbar, der von da ab,« sagt Sainte-Beuve, »der gewöhnliche Rhythmus seines Gedankens ist.« Diesen Ton bewahrte er sogar in der Unterhaltung, und von ihm kann man mit Recht sagen, »er sprach wie ein Buch«. Er glaubte immer in der Akademie zu sein, in die er 1825 eintrat. Im Jahre 1832 erschloss sich ihm auch die Akademie für Philologie: das war sein rechter Platz, denn Droz ist kein Schriftsteller.

Das erste Werk Thierry's, »Die Eroberung Englands durch die Normannen« (La conquête de l'Angleterre par les Normands), ist sein bestes geblieben. Es ist darin die erste Flamme der Fassungskraft, das lebendige und natürliche Farbenspiel, welches wie die Frische und Natürlichkeit der Kindheit, sich niemals wiederfindet, aber durch andere, männlichere Eigenschaften ersetzt werden kann. So hat er dem Faden historischen Stöbers, den er so glücklich ergreifen, folgt, in unsern gallischen Umständen, in unsern alten Jahrbüchern kostbare Spuren entdeckt. Die »Merovingischen Erzählungen« (Les Mérovingiens) zeichnen sich durch kunstvollen, gründlichen Stil aus, der durch jene glücklichen Entdeckungen der Vergangenheit,

II.

Geschichtsschreiber: Augustin Thierry, — Michelet, — Lamartine, — Chateaubriand, — Salvandy. — Publicisten: Rossi, — Tocqueville, — E. Lermnier, — Armand, — Carrel, — Proudhon.

Es ist daraus ersichtlich, dass die Philosophie nicht unfruchtbar gewesen ist; obgleich weniger rein, war sie doch stets erfolgreich. Die Geschichte ist mit gleichem Glücke durchgeführt, nach Guizot finden wir *Augustin Thierry* und *Michelet*.

Augustin Thierry hat berichtet, wie die »Märtyrer«, von denen er einige Seiten gelesen, in ihm den Geschmack für alte Zeiten erweckt und seiner Phantasie den archäologischen Schwung gegeben hätten. Dieser Eindruck ist in der That in den Werken des scharfsinnigen Geschichtsschreibers zu erkennen. Jedoch ist neben diesem ersten Einfluss noch ein anderer bemerkbar, der, nach unserer Ansicht, nicht weniger mächtig auf ihn eingewirkt hat, neben Chateaubriand steht Walter Scott. Wenn Chateaubriand ihn mit belebendem Hauch erfüllt, der die Vergangenheit färbt und in's Leben ruft, so scheint es, als ob der englische Romantiker ihm jenes entsprechende Gefühl gegeben habe, welches, unter dem Schutt der Vergangenheit, in staubigen Chroniken, die unglücklichen Geschlechter, vergangene und ausgestorbene Völkerschaften hervorsucht, ihnen neues Leben verleiht und die Vergessenheit und Ungerechtigkeit der Geschichte wieder gut macht, die oft auch Mitschuld der Sieger war; für uns ist »Die Eroberung Englands durch die Normannen« mit *Ivanhoe* verwandt. Dieses Werk hat die Handlung, das Interesse, die malerische Färbung der Erzählungen und auch die Treue der Einzelheiten und der hervortretenden Charactere von Walter Scott.

Das erste Werk Thierry's, »Die Eroberung Englands durch die Normannen« (*La conquête d'Angleterre par les Normands*), ist sein bestes geblieben. Es ist darin die erste Flamme der Fassungskraft, das lebendige und natürliche Farbenspiel, welches wie die Frische und Natürlichkeit der Kindheit, sich niemals wiederfindet, aber durch andere, männlichere Eigenschaften ersetzt werden kann. So hat er, dem Faden historischen Stöberns, den er so glücklich ergriffen, folgend, in unsern gallischen Uranfängen, in unsern alten Jahrbüchern kostbare Spuren entdeckt. Die »Merovingischen Erzählungen« (*les Récits mérovingiens*) zeichnen sich durch kunstvollen, gründlichen Stil aus, der durch jene glücklichen Erforschungen der Vergangenheit, welche die Phantasie entzücken, die Wissenschaft belebt.

Die andern Werke Thierry's, »Die Briefe über die Gemeinden« (*les Lettres sur les communes*), »Die Briefe über die Geschichte Frankreichs« (*les Lettres sur l'histoire de la France*), seine »Abhandlung über den dritten Stand« (*Essai sur le Tiers-État*), seine »Zehnjährigen Studien« (*Dix ans d'études*), die jedoch nicht das Fesselnde der alten Aufstöberungen und Wiederherstellungen haben, bieten eine gründliche Belehrung.

Vielleicht hat Thierry den Stand der Gemeinden überschätzt. Dubos sah in unserer alten Geschichte nur das Königthum, sowie Ludwig XIV. es gemacht hatte; Bouloinvilleurs nur die Feudalität; Thierry sieht darin nur den dritten Stand: er verbessert zwei aussergewöhnliche Systeme durch eine andere Uebertreibung. Soll ich offen sagen, was ich denke? Indem ich mich besonders den »Merovingischen Erzählungen« zuwende, finde ich, dass, wenn Walter Scott die Geschichte in den Roman verpflanzt hat, Thierry den Roman in die Geschichte verflucht.

Michelet steht wenigstens auf gleicher Stufe mit Thierry, wenn er auch durchaus andere Eigenschaften hat. Als nach 1830 Guizot die Sorbonne mit dem Ministerium vertauschte, übergab er die Stellvertretung im Lehrstuhl der Geschichte an der wissenschaftlichen Fakultät einem noch sehr jungen Manne, der jedoch schon frühzeitig hervorragende Gaben verrieth. Ein Preis für die Rede, die er bei dem allgemeinen französischen Concours gehalten, eine glänzende Streitrede um die Doctorwürde, hatten ihn über Andere hinweg zu seinem Schüler gemacht; man erwartete von ihm einen Schriftsteller. In dem Schriftsteller hat man sich nicht getäuscht, was man aber

noch weniger von ihm erwartet hatte: er war ein Geschichtsschreiber. Da er mit lebhaftem Geist und sprühender Phantasie begabt war, glaubte man, dass er sich besonders jener Art widmen würde, in welcher solch bedeutende Eigenschaften ihre natürliche Anwendung finden.

Diese Vermuthungen wurden nicht erfüllt, aus Michelet erstand ein Geschichtsschreiber. Nach einem »Grundriss der neuern Geschichte« (*Précis de l'histoire moderne*) und einer »Einleitung zur Universalgeschichte« (*Introduction à l'histoire universelle*) unternahm er ein viel bedeutenderes Werk, »Die Geschichte Frankreichs« (*l'Histoire de France*); man sollte es nicht bedauern, dass er diese Richtung eingeschlagen hatte. Die ersten Bände dieses Werkes sind voll mächtigen Interesses, wenn sie auch nicht immer den der Geschichte gebührenden Ernst aufweisen, so dass sich der Dichter schon im Geschichtsschreiber verrieth. Michelet ruft mit so viel Anmuth und Wahrheit alle Erinnerungen des Mittelalters in uns wach: fleissige Klosterabende, die mystische Bauart der Kirchen, den erhabenen Character jener Bogen, die, sich in den Wolken verlierend, die Gedanken mit sich fortreissen und bis zum Himmel zu erheben scheinen! Für diejenigen, welche an den religiösen Character des Stückes geglaubt hatten, dauerte die Täuschung nicht lange. Mit dem Mittelalter verliert der Dichter seinen Glauben und berauscht sich in der Renaissance; mit der Reformation hat er sich ganz davon losgesagt. Indessen steht er einen Augenblick still und scheint sich auf der Schwelle der neuern Zeit zu sammeln, um in seiner Seele mit den Leiden Frankreichs den Heldenmuth einer Jeanne d'Arc zurückzurufen und zu schildern. Das ist sein letzter Gedanke, fast möchte ich sagen, da ist er zum letzten Mal ein bescheidener Geschichtsschreiber. Seitdem geht er von der Gerechtigkeit zur Anschwärzung, von der Geschichte zur Anekdote über. Er sucht solche anstössigen, unverschämten Anekdoten sogar in dem Boudoir und dem Alkoven der Könige und Königinnen und wo er sie nicht antrifft, vermuthet er sie und glaubt, sie zu errathen.

Wie war es möglich, dass man sich in Michelet so getäuscht sah, und dass er so schmähschändlich enden konnte, nach so schönem Anfang? Der Grund ist folgender: Michelet hatte sich schroff von seinem Werke »Ueber Louis XI.« losgesagt und sich zu Ludwig XIV., vom Königthum zur Revolution, der er sieben Bände widmete, hin-

gewandt. Er kam erst nach diesem langen, verhängnissvollen Zerwürfniß auf die Geschichte Frankreichs zurück. Die Revolution blendete ihn und beraubte ihn des wahren Eifers für sein erstes Werk; als er es wieder aufnahm, war er andern Sinnes geworden. Er war religiös, wenigstens aus künstlerischer Neigung gewesen, jetzt zeigte er sich als Freidenker; der Royalist war Republikaner geworden; und dennoch findet man in diesen so verschiedenen Phasen seines Sinnes und Talents, mitten in den Wunderlichkeiten seiner Phantasie und den Sonderheiten seiner Gelehrsamkeit, trotz seiner auffallenden Widersprüche und beklagenswerthen Missklänge, beim Lesen einen unwiderstehlichen Reiz. Das kommt daher, weil er in alle seine Werke seine Seele hineinschrieb, und zwar eine dem Mittelalter entsprechende Künstlerseele; die Seele eines Franzosen in Erwartung von Frankreichs Befreiung, bei dem Erscheinen einer Jeanne d'Arc, die Seele eines, der sein Vaterland liebt, als im Jahre 1789 diese Befreiung gelungen ist. Bei dem letzten Abschnitte, in den der Revolution besonders gewidmeten Bänden, welche Theilnahme, aber auch welche Täuschung! Mit welcher wunderbar lyrischen Gesängen begrüßt er jene Bündnisse, die in ihrer hohen, wenn auch vorübergehenden Begeisterung alle Franzosen zu einer Familie und alle Wünsche in einem Gedanken der Eintracht und Bruderschaft zu vereinen scheinen. Mit einem Worte, er ist ein geschickter Erzähler, naturwüchsiger Schriftsteller, lebendiger Maler von lebhaftem Colorit, ein Geschichtsschreiber, der zu viel Phantasie besitzt, aber ein mächtiger Berichterstatter über die Vergangenheit, die Trauer und den Jubel Frankreichs, über dessen Heldenthaten und Schwächen, die oft Grössen gleichkommen.

Von Michelet zu *Lamartine* ist der Uebergang leicht: sie sind beide dichterische Geschichtsschreiber.

»Ihr achtet euch vielleicht nicht genug in dem, was ihr schreibt. — Vielleicht kommt das von meiner beklagenswerthen Leichtigkeit. — Kaum hat man mir eine meiner Formen zerbrochen, so bilde ich aus des zerstückten Bildes Trümmern eine andere. Dazu machen mir die Herren der Akademie vielen Spass. Sie merken nicht, dass wir es sind, die die Grammatik zurecht machen«, fügte er mit stolzer Aufregung hinzu. So soll *Lamartine* gesagt haben, wenn man *Lacretelle* in seinen »Erinnerungen an *Lamartine*« (*Souvenirs sur Lamartine*) Glauben schenken darf. In der That liegt der Character

und das Unglück seines Talentes in »einer beklagenswerthen Leichtigkeit der Feder«. Die Lebendigkeit und Geschmeidigkeit eines Künstlers, jener überall in seinen Werken ersichtliche Mangel zeigt sich besonders in seinen historischen Werken und in dem unter ihnen am meisten hervorragenden »Die Girondisten« (*Les Girondins*). Da ersinnt Lamartine mehr, als er berichtet; er erschafft und bildet unter seinen mächtigen Händen Personen und Thatsachen. Er blendete sich selbst und gelangte durch seine Phantasie zu jener Unschuld oder Gleichgültigkeit des Urtheils, die das Böse von dem Guten nicht mehr unterscheidet. »Er hat die Guillotine vergoldet!« Das Wort ist wahr; er hat in leichter Künstlerlaune gethan, was Thiers wissentlich that, er verherrlichte die Revolution, entschuldigte und vertheidigte Diejenigen, welche eine blutige Rolle gespielt hatten. Uebrigens hat Lamartine das bereut und in ehrenhafter Weise seine Irrthümer und revolutionären, widersinnigen Behauptungen selbst missbilligt ¹⁾.

Am Eingang des 24. Gesangs der »Märtyrer« sagte *Chateaubriand*: »O Muse, die du mich für würdig erachtetest, mich auf einer so langen und gefahrvollen Bahn zu begleiten, kehre zurück zu deinen himmlischen Wohnungen! Ich sehe die Grenzen der Bahn, und um die Hymnen der Todten zu singen, bedarf ich deiner Hilfe nicht mehr. Ich rede nicht mehr von dem Lieben und den verführerischen Träumereien der Menschen; man muss die Leyer mit der Jugend zurücklassen. O Muse, ich werde deine Lehren nie vergessen! Mein Herz soll in jenen Höhen bleiben, zu denen du mich emporgezogen! Die Gaben und der Geist, die du vertheilst, schwinden mit den Jahren dahin; die Stimme verliert ihren Klang; die Finger erstarren auf der Laute; aber die edlen, von dir eingeflösten Regungen hallen nach, wenn andere Gaben längst verschwunden sind. Treue Gefährtin meines Lebens, wenn du dich wieder aufschwingst zu jenen lichten Höhen, lass, o lass mir die Selbstständigkeit und Tugend! Mögen sie kommen, die unerbittlichen Jungfrauen, mögen sie das Buch der Poesie verschliessen und die Blätter der Geschichte vor meinen Augen ausbreiten. Ich habe die Zeit der Träume, der lebendigen Schilderung der Lüge geweiht; ich

¹⁾ Kritik über »Die Geschichte der Girondisten«. Gesammelte Werke. 15. B., frz. Ausg.

werde die Zeit des Kammers dem Gemälde der Wahrheit widmen.« Er hat dieses Versprechen kaum zur Hälfte erfüllt; sein Werk »Studien oder Rede über den Fall des römischen Reiches« (*Etudes ou Discours sur la chute de l'empire romain*) ist eine Einleitung zur »Geschichte Frankreichs«; es ist nicht das erhabene Denkmal, welches er versprochen. Es erweckt das Bedauern darüber, dass er es nicht geprüft hat, denn in seinen »Studien« sind Seiten von solcher Kraft und gewisse Stellen, die der Feder eines Tacitus Ehre machen würden.

Ich habe schon bei Chateaubriand von *Salvandy* gesprochen und werde ihm denselben noch näher bringen.

Chateaubriand bildete natürlicherweise eine Schule; *Salvandy* war derjenige, in welchem er sich am ersten wiedererkennen konnte. *Salvandy* verband mit dem Feuer und der Liebe zum Stil die Leidenschaft für die Literatur. Ein Buch zu schreiben, welches dauernden Werth habe, war sein einziges Streben. Ist es ihm in »Johann Sobieski« gelungen? Ich weiss es nicht; auf alle Fälle hat er mehr gethan, als ein Buch geschrieben: er hat, wenn ich mich nicht irre, die Literaten beschützt und geehrt, stets war sein Herz von jener ritterlichen Hoheit erfüllt, die auch ein Ruhm und zwar ein seltenerer Ruhm ist als der, Schriftsteller zu sein. Auch darin gleicht er dem Chateaubriand.

Rosseeuw Saint-Hillaire hatte auch eine ergiebige Fundgrube, die für seinen Eifer und seine Begabung als Schriftsteller neu war; es ist dieselbe, in der die Phantasie *Salvandy's* neue Nahrung fand, nämlich Spanien. *Rosseeuw* hatte in einem langen, verständnissvollen, mit farbenreichem Stil ausgeführten Werke die ganze Geschichte dieses Volkes entworfen, welches ein Vergnügen daran findet, die Vermuthungen der Politiker und Beobachtungen der Philosophen durch jähe Revolutionen ausser Fassung zu bringen.

Nach den Geschichtsschreibern kommen die Publicisten; an ihrer Spitze steht *Rossi*. Er hat ein sehr bewegtes Leben hinter sich. Weil er an dem Unternehmen Murat's, des Königs von Neapel, theilgenommen hatte, wurde er trotz seiner Jugend gezwungen, sein Vaterland Italien zu verlassen und begab sich nach der Schweiz. In einem kleinen Landhause bei Genf verbrachte er die fleissigsten Jahre seines Lebens. In Coppet hatte er den jungen Herzog von Broglie kennen gelernt und durch ihn Guizot, der ihn am 16. November 1832 auf den erledigten Lehrstuhl der Nationalökonomie im

Collège de France berief. Ein eingebürgerter Franzose, wurde er im Jahre 1814 zum ordentlichen Professor des constitutionellen Rechtes, das an der Pariser Fakultät erschaffen worden, ernannt. Es war nicht sein erstes Auftreten als Professor und Publicist; in Genf hatte er den Stuhl des durch Burlamaqui verherrlichten römischen Rechts inne gehabt. Seit dem Jahre 1828 begründete er seinen Ruf als grosser Strafrechtslehrer durch seine »Abhandlung über das Strafrecht« (*Traité de droit pénal*). Er rechtfertigte sich bald wegen seiner angegriffenen doppelten Ernennung am Collège de France und an der Schule (*École*) durch seinen Cours über »Nationalökonomie« (*Cours d'économie politique*) und eine »Abhandlung über constitutionelles französisches Recht« (*Traité du droit constitutionnel français*).

Rossi war nicht allein bedeutender Publicist, sondern auch hervorragender Schriftsteller. Als Mitarbeiter an der »Revue française« bereicherte er diese durch ausgezeichnete Artikel; es ist darin, unter andern, ein Abschnitt über Napoleon, der das weiseste, wahrste, tiefgehendste aller Urtheile bleiben wird, welche über diesen Mann gefällt worden sind.

Auf dieses Leben in Wissenschaft und Arbeit, welches in politischen Bewegungen seinen Anfang genommen, sollte er zurückkommen und dabei sein Ende finden. Man weiss, dass er 1845 als bevollmächtigter Minister nach Rom geschickt wurde, aber die Februarrevolution rief ihn jählings von seinem Auftrag ab; und als er von den Italienern, die sich seiner erinnerten, zum Deputirten Bologna's ernannt und er von Pius IX. an die Spitze eines Ministeriums gestellt worden war, bezahlte er seine doppelte Treue gegen Freiheit und Papst mit dem Tode.

Obgleich Rossi mit Herz und Hand Franzose geworden war, so war er doch nicht ganz der Unsrige, denn Italien hat, nachdem er schon unser eigen, ihn zurückgefordert. Ein anderer Publicist, der übrigens auch Schriftsteller war, und mit Leib und Seele unser ist, ist *Tocqueville*. Bei dem ersten Streich gelangte Tocqueville mit doppeltem Recht zu einer Höhe, über die er seitdem nicht hinausgekommen ist. Als im Jahre 1835 sein Werk »Ueber die Volksherrschaft in Amerika« (*Sur la Démocratie en Amérique*) erschienen war, sagte Royer-Collard, dass er »seit Montesquieu nichts Aehnliches gesehen habe«. Im Jahre 1836 ertheilte die französische Akademie diesem Werke einen Preis, der nach dem Ausdrücke des

Berichterstatters Villemain »ihr nicht die Hoffnung liess, oft dergleichen zu krönen.«

Dieses Werk zerfällt in zwei Theile. Der erste hat den Zweck, den Einfluss zu zeigen, welchen in Amerika die Gleichheit der Stände auf die Einrichtungen, die Gesetze, die Parteien, den Gang der Regierung und das ganze politische Leben ausüben; der zweite bezweckt das Studium des Einflusses der Ständegleichheit auf den geistigen, sittlichen und socialen Fortschritt, auf die Ideen, die Sitten, den Geschmack der Amerikaner im Einzelnen und der demokratischen Nationen im Allgemeinen. Dieser letzte Theil, in welchem der Verfasser von dem ausschliesslichen Studium der Bewohner Amerika's absteht, enthält tiefgehende, neue Anmerkungen über die verschiedenartigsten Stoffe; er sucht darin zu zeigen, wie, abgesehen von der Verschiedenheit der Sitten, die andern Nationen von dem Beispiel der Amerikaner lernen können. Da die menschliche Gesellschaft unseligerweise der Demokratie verfallen sei, so wollte er beweisen, wie mit den beiden Grundlagen von Freiheit und Gleichheit — zwei Gedanken, zwei Kräften, zwei aus dem Christenthum entstandenen Empfindungen — die Nationen friedlich und glücklich leben könnten. Die Ansichten Tocqueville's sind bestreitbar und daher angegriffen worden; was man aber nicht bestreiten kann, ist die Offenherzigkeit und Begabung des Schriftstellers und Publicisten, die Hoheit, die Tiefe und Klarheit des Gedankens, der strenge Reiz des Stils. Man hat die »Volksherrschaft in Amerika« dem »Geist der Gesetze« gleichgestellt. De Tocqueville erinnert allerdings manchmal an Montesquieu, aber diese Annäherung macht nicht den Eindruck einer Nachahmung; der Verfasser ist in Stil und Entwurf er selbst; der Entwurf ist nicht so umfassend wie der vom »Geist der Gesetze«, aber klarer und folgerechter in der Ausführung; der Stil ist freier, wärmer, das Gefühl macht sich mehr geltend, als der Geist; die Sorgfalt, Anmuth und Feinheit tritt klar hervor.

Das zweite Werk Tocqueville's »Die ehemalige Regierung und die Revolution« (*l'Ancien Régime et la Révolution*), das auf den ersten Blick dem ersten Werke ganz fremd zu sein scheint (wie es in Wirklichkeit auch eigentlich ist), stellt sich indessen mit ihm in gleiche Linie durch den Gedanken, der sein Grundgedanke politischer Theorie ist: das Bewusstsein, dass die aus dem Christenthum hervorgegangene Freiheit und Gleichheit das Streben und die unvermeidliche

Zukunft der neuern Nationen sei. Seinem Rathe folgend, ist der Hauptcharacter der französischen Revolution die Leidenschaft für Gleichheit gewesen, nicht, dass etwa der Geist der Freiheit dem fremd sei, aber dieser Geist war noch neu und nicht so tief gewurzelt, als jene; daher die Verirrungen, die Missgriffe, die fieberhaften Wallungen, die unerfüllt gebliebenen Hoffnungen der Revolution, mit einem Worte, alle diese Uebertreibungen, die sie über das Ziel hinausgeschoben haben. Alles, was man die Eroberungen der französischen Revolution genannt hat, besass Frankreich im Jahre 1789 wenigstens schon zum Theil. Hinter dieser, in Auflösung begriffenen, aristokratischen Gesellschaft erschien eine andere, bereit, sie zu ersetzen, eine schon sehr mächtige, administrative Centralisation, die sowohl aus Körperschaften und Stadtobrigkeiten, als lehns herrlichen Gerichtsbarkeiten besteht. Einen Augenblick durch die Grundsätze von 1789 niedergeschmettert, hat die Centralisation ihre Macht bald wiedererlangt, um auf's Neue darüber zu triumphiren, muss man sie unaufhörlich an den guten Weg erinnern. In dem zweiten Theil seines Werkes hat Tocqueville uns diesen Weg zeigen und zu ihm hinleiten wollen, leider ist es zum grossen Theil nur Entwurf geblieben.

Unter den jungen Talenten, die sich nach 1830 am meisten hervorthaten, muss man auch *Lerminier* erwähnen. Beiderseits durch gute Studien und gründliche Kenntniss der deutschen Literatur erzogen und gekräftigt, verband er mit glühendem Eifer für das Studium einen lebendigen, sprühenden Geist. Er machte zuerst durch die »Briefe an einen Berliner« (*Lettres à un Berlinois*) auf sich aufmerksam, in welchen er mit grosser Ungezwungenheit über einige Schriftsteller urtheilte, welche sich durch die Juli-Revolution emporgeschwungen hatten. Als er bald darauf am Collège de France zum Professor der Geschichte der Gesetzgebung ernannt wurde, kam neben dem Gelehrten ein Redner zum Vorschein. Eine feurige Sprache, die klangvolle Stimme, die eines Tribunen würdige Haltung verschafften ihm unumschränkte Herrschaft über ein zahlreiches Auditorium. Er war glücklich, wenn er, der weniger ein Freund der von ihm vernachlässigten Popularität war, seine jungen Enthusiasten auf einem Wege, ohne sie dazu zu treiben, erhielt, auf dem er selbst, stillstehend, seinen eigenen Lehren untreu zu werden drohte. Er war nicht, wie Sainte-Beuve zu sagen pflegte, ein Anführer, der, wenn er sich zu weit vorgewagt, von seinen Soldaten verlassen wird; er

selbst war es, der zu einer gewissen, schlecht gewählten Stunde zum Rückzug mahnte, ein Rückzug, auf dem man ihm nicht folgte. Er musste demnach auf das Collège de France verzichten, das für ihn zum Schauplatz rauschender Triumphe und beklagenswerther Demüthigungen geworden. Das Studium hielt ihn in seinen schmerzlichen Reuestunden aufrecht. Seine Feder, die ebenso sprühend wie sein Wort war und durch das Studium noch mehr geschliffen und abgefeilt wurde, verschaffte ihm in der Presse dauernde Erfolge. Die »Revue des Deux-Mondes«, die »Assemblée nationale« nahmen seine Artikel auf, in denen sich Klarheit des Verstandes und logischer Gedankengang mit glanzvollem Stil und blühendem Ausdruck vereinigten.

Unter andern hat Lerminier hinterlassen: »Eine allgemeine Einleitung zur Geschichte des Rechts« (*Introduction générale à l'histoire du droit*); »Die Rechtsphilosophie« (*La philosophie du droit*) und »Die Geschichte der Gesetzgebungen und Constitutionen des alten Griechenlands« (*L'Histoire des Législations et des Constitutions de la Grèce antique*). Ferner »Studien der Philosophie und Geschichte« (*Études d'histoire et de philosophie*), »Eine Abhandlung über römische Geschichte, von Augustus bis Commodus« (*Cours d'histoire romaine, depuis Auguste jusqu'à Commode*), »Zehn Unterrichtsjahre« (*Dix ans d'enseignement*). Lerminier war als Redner und Schriftsteller hervorragend durch Lebendigkeit des Stils, die Kraft und den Glanz seines Bildes, Hoheit des Ausdrucks und die merkwürdige Macht der ernsten, zurückgehaltenen Leidenschaft. Es war ein bedeutender Schriftsteller; zuerst weitschweifig in den Ideen, etwas hochtrabend im Stil, der manchmal Germanismen aufwies, wurde er später deutlich, einfach, bestimmt und sicher.

Wie Lerminier, so hat auch Armand Carrel nicht seine eigentliche Bestimmung erfüllt. »Carrel,« sagt de Broglie¹⁾, »glänzte durch verdienstvolle, anmuthige Ausdrücke, die sich in der Folge nicht mehr bei derselben Feder finden sollten. Die Erinnerungen des Marschalls Gouvion-Saint-Cyr athmen einen, im Leben des getreuen Soldaten ungewöhnlichen Glanz; der feinste literarische Geist ist in dem Urtheil über Hernani von V. Hugo und über Othello von Vigny.« Man darf nicht darüber erstaunen. Die Natur Carrel's war litera-

¹⁾ Revue des Deux-Mondes, 1. Mai 1859.

risch. Als Schreiber des Augustin Thierry, der ihn mit historischen Arbeiten beschäftigte, verfasste er zwei Auszüge, einen über die Geschichte Schottlands und einen über die Geschichte des neuen Griechenlands. Eine Zeit lang war er auch Redacteur der *Débats*, die er (man hat wenigstens so gesagt) nur verliess, weil die damals so lebendige, sprühende Feder des Saint-Marc Girardin ihn etwas verdunkelte. Er ging zum »National« über, in welchem er, durch die Juli-Revolution in seinen Hoffnungen getäuscht, sowohl gegen die Menschen, wie gegen die neuen Einrichtungen jenen so verhängnissvollen Kampf begann. Von seinen, von Littre in fünf Bänden gesammelten Werken, enthält nur der letzte seine literarischen Leistungen und ist sein wahrer Adelsschild. Chateaubriand drückt sich über ein Werk Carrel's, in welchem dieser einige Erinnerungen an das militairische Leben in Spanien schildert, also aus: »Man findet darin eine entschiedene Art, eine bestimmte Wendung, etwas Freies und Muthiges im Stil; Beobachtungen eines abendlichen Kampfes im Scheine des Bivouakfeuers und der Sterne eines feindlichen Himmels, in Erwartung eines neuen Gefechts, das bei Mondesaufgang sich entspinnen wird.«

So war es auch mit *Proudhon*, der als Publicist eine so grosse Rolle gespielt hat. Wie bei Carrel ist es auch bei Proudhon mehr der Schriftsteller als der Publicist, den ich in's Auge fasse. Ich sage, dass Proudhon ganz einfach im Grunde weniger revolutionär war, als er es scheinen wollte; und, wie so viele Reformatoren, hat er sich von seinem System losgesagt, ehe er die bei seinem Werke sah, die es anwenden wollten; was hätte er gesagt, wenn er sie gesehen hätte? Er hätte sie missbilligend angesehen, wenigstens unserer Ansicht nach, denn Proudhon war weniger ein reformatorischer Socialist, der er scheinen wollte, als ein Schriftsteller. Was er auch seit seiner Auszeichnung gethan haben mag, sein Ruf beruht auf dieser ersten Rede, die von der Akademie von Besançon gekrönt und von seiner Geburtsstadt wie ein literarischer Pensionär nach Paris gesandt wurde.

Proudhon verdankt seinen Ruf als Philosoph und Publicist mehr kühnen als gerechten Paradoxen, fremden und wenig gerechtfertigten Hypothesen über die Zukunft der Welt und der Menschheit. Glaubt er selbst daran? man sollte es bezweifeln. Er belustigte sich mehr durch seine socialen Kühnheiten, als dass er daran Erfolg wünschte und hoffte. Er war Socialist mit der wunderlichen Klar-

heit gesunden Verstandes und Sinn für Ordnung; ein Revolutionär, der sich sehr schnell gegen die Unordnung gewendet haben würde, und dennoch ein mächtiger Geist, sicher ein hervorragender Schriftsteller. War er auch nicht solch ein Originaldenker, als man von ihm erwartet hatte, so war er im Grunde doch ein gelehrter Schriftsteller und scharfer Kritiker. »Ueber diese grosse literarische Schwelgerei (*Orgie*), die die letzten Jahre einer 18jährigen Regierung verkündet, über das grosse Marktschreierthum, das sich dabei in so unverschämter Weise entfaltet, über den zügellosen Ehrgeiz unter den Literaten, die sich alle selbst den ersten Preis ertheilen möchten und die industrielle Habsucht und Liebe zum Grossthun zur Schau tragen, irrt sich Proudhon nicht,« sagt Sainte-Beuve¹⁾. Hört ihn: »Die Literatur bringt nichts mehr hervor; Frankreich sinkt mit Windeseile. — Die antike, attische und klassische Literatur rafft sich wieder auf und erweckt einen Missgeschmack für den Romantismus.« Das ist die literarische Auffassung Proudhon's, wenn er nicht durch den Socialismus verwirrt ist.

So war es auch mit Proudhon. Seite 249, frz. Ausg. 1) J. Proudhon, (Grosse Rolle gespielt hat. Wie bei Gattel ist es auch bei Proudhon mehr der Schriftsteller als der Publicist, den ich in's Auge fassen. Ich sage, dass Proudhon ganz einfach im Grunde weniger revolutionär war, als er es scheinen wollte; und, wie so viele Reformatoren, hat er sich von seinem System losgesagt, ehe er die bei seinem Werke sah, die es anzuwenden wollten; was hätte er gesagt, wenn er sie gesehen hätte? Er hätte sie missbilligend angesehen, wenigstens unserer Ansicht nach, denn Proudhon war weniger ein reformatorischer Socialist, der er scheinen wollte, als ein Schriftsteller. Was er auch seit seiner Auszeichnung gethan haben mag, sein Ruf beruht auf dieser ersten Rede, die von der Akademie von Besancon gekrönt und von seiner Geburtsstadt wie ein literarischer Pensionär nach Paris gesandt wurde. Proudhon verdankt seinen Ruf als Philosoph und Publicist mehr kühnen als gerechten Paradoxen, fremden und wenig gerechtfertigten Hypothesen über die Zukunft der Welt und der Menschheit. Glaubt er selbst daran? man sollte es bezweifeln. Er belustigte sich mehr durch seine socialen Kühnheiten, als dass er daran Erfolg wünschte und hoffte. Er war Socialist mit der wunderlichen Klar-

An der Spitze Derjenigen, die dem Roman solchen Aufschwung gaben, steht, wie bei der Bühne, Victor Hugo. Seine ersten Romane »Hans von Island« (Hans d'Islande), »Der letzte Tag eines Verurtheilten« (Le Dernier jour d'un condamné), »schonungslos«, mit seinem dramatischen System übereinstimmende Szenen, versetzten die Gemüther weniger in Erstaunen als in Aufregung. Sein Erfolg schreibt sich von »Notre-Dame de Paris« her, ein Werk, das, ohne ganz mit diesem Abscheulichen, Häßlichen, welches die eintönige Lieblingstheorie Victor Hugo's bildet, zu brechen, einen bedeutenden Fortschritt zeigte; V. Hugo erreichte dadurch als Prosaiker den selben Ruhm, als er sich als Dichter erworben hatte. Ohne der

III.

Der Roman. — Seine verschiedenen Gattungen. — Vertrauliche Mittheilungen und Erzählungen. — Eine literarische Irrlehre.

In dieser Uebersicht, die wir soeben von der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts während des Kaiserreichs und der Restauration gegeben haben, sprachen wir von dem Roman noch nicht, weil er damals, mit Ausnahme von »Delphine« und »Corinna«, noch keine grosse Rolle spielte. »Die Mitgift von Suzette« (*La Dot de Suzette*) von Fiévée, »Adolphe« von Benjamin Constant und einige Romane von Frau Cottin, Frau von Souza vor und während des Kaiserreichs; während der Restauration einige Werke der Frau von Suras, der »Einsiedler« (*le Solitaire*) von d'Arlincourt, das waren, mit wenigem andern, die einzigen Leistungen im Roman. Die Uebersetzungen von Walter Scott genügten zur Unterhaltung. Indessen wurde einigen Werken, die dem Roman verwandt sind, die wohlverdiente öffentliche Aufmerksamkeit zu Theil. Der Bruder Joseph's de Maistre, Xavier de Maistre schrieb »Der Aussätzige in Aosta« (*Le lépreux de la cité d'Aoste*), eine ebenso tiefgehende als feine Schilderung moralischer Freuden, die, mitten in der traurigsten Hülfslosigkeit und unter dem verächtlichen Mitleid der Menschen, eine durch religiöses Gefühl aufrecht erhaltene Seele empfinden kann.

Unter dem Könige Louis Philipp hingegen nahm der Roman in dem geistigen Leben eine bedeutende Stelle ein. In keinem Genre zeigte die Literatur so viel Fruchtbarkeit, so viel Reichthum der Phantasie, so viel Feuer und neue Schönheiten des Stils. Der Roman ist fast eine Literatur für sich, aber sie rief auch in keinem Gebiete so viel Unordnung, Zügellosigkeit und Verderbniss hervor.

An der Spitze Derjenigen, die dem Roman solchen Aufschwung gaben, steht, wie bei der Bühne, *Victor Hugo*. Seine ersten Romane »Han von Island« (*Han d'Islande*), »Der letzte Tag eines Verurtheilten« (*Le Dernier jour d'un condamné*), scheussliche, mit seinem dramatischen System übereinstimmende Scenen, versetzten die Gemüther weniger in Erstaunen als in Aufregung. Sein Erfolg schreibt sich von »Notre-Dame de Paris« her, ein Werk, das, ohne ganz mit diesem Abscheulichen, Hässlichen, welches die eintönige Lieblingstheorie Victor Hugo's bildet, zu brechen, einen bedeutenden Fortschritt zeigte; V. Hugo erreichte dadurch als Prosaiker denselben Ruhm, als er sich als Dichter erworben hatte. Ohne der Erinnerungen Walter Scott's etwas zu verdanken, verstand er es, in seinen Gebräuchen, Denkmalen, in seinem so mannigfachen, male- rischen Leben die Vergangenheit wieder entstehen zu lassen; das Interesse für menschliche Regungen, das Spiel der Leidenschaften, den Gegensatz der Situationen und Charactere mitten in vielleicht zu kleinliche und übertriebene, aber stets lebendige, glänzende Schil- derungen zu verflechten; und endlich das feine, neue Bild der Schönheit inmitten der schmutzigen Strassen von Paris und des bunten Gewirrs des Wunderhofes zu schildern, ohne sie zu schänden.

Balsac hat sich ebenfalls, wie Victor Hugo, im Roman einen Namen erworben und, nach dem Urtheil Einiger, sogar einen höhern, unserer Ansicht nach mit Unrecht. Seine »Menschliche Komödie« (*Comédie humaine*) entbehrt offenbar eines freien Lachens und ernst- haften Interesses, er schreibt mit seinem Verstand und seiner phy- sischen Leidenschaft. Von der Welt, die er beschreibt, hat er nur die am wenigsten gute, am wenigsten schöne Seite gesehen; seine Beobachtung ist eher körperlich denn geistig. Er zeichnet sich durch Einzelheiten aus, versteht es besser, ein Bild zu entwerfen als aus- zuführen. »Pater Goriot« (*Père Goriot*) fängt gut an und endet schlecht. Mit einem Worte, Balsac war ein fleissiger Schriftsteller, der trotz seiner Fruchtbarkeit mit einem ungesunden Sensualismus einen nicht weniger gefährlichen Mysticismus verband.

Unter dem Pseudonym »*George Sand*« erwarb sich eine Frau gleichen Ruhm, wie jene Schriftsteller. Aber bei ihr ist der Roman stets ein moralischer Aufstand, eine socialistische und philosophische Predigt, eine Idylle. In »*Valentine*«, in »*Lella*«, in

»Indiana« ist es ein sittlicher Aufstand, in »Consuelo« eine socialistische Predigt. »George Sand,« schreibt Proudhon, »ist ganz auf unsere Ideen eingegangen.« Ein philosophischer Stoff findet sich in »Fräulein von la Quintinie« (*Mademoiselle de la Quintinie*), endlich eine Idylle in »Der Pfuhl des Teufels« (*La Mare au Diable*), »Die kleine Fadette« (*La petite Fadette*) u. s. w. George Sand zeichnet sich besonders durch ihren Stil, die Ordnung und Pracht ihrer Erzählungen, sowie durch das Licht und Leben, welches sie über ihre Gestalten ausbreitet, aus; dieses geistige Vorrecht besitzt sie im höchsten Grade.

Wir kommen jetzt zu *Frédéric Soulié* und *Eugène Sue*, Beide von untergeordneter Bedeutung, die noch in der letzten Stunde durch den Erfolg politischer Deklamationen verleitet wurden, ihr Glück zu versuchen; auch von dem Letztern hat Proudhon gesagt: »Die Romanschriftsteller und Feuilletonisten, so z. B. Sue, geruhen unsere Ideen (die socialistischen Ideen) zur Mode zu machen, indem sie sie ausbeuten.«

Den fruchtbarsten Romanschriftsteller, den Verfasser der »Musketiere« (*Les Musquetaires*), von »Der Graf von Monte-Christo« und so vielen andern Werken, haben wir noch nicht erwähnt, der, wenn man hinwegthut, was ihm nicht angehört, dennoch buchstäblich der reichste Schriftsteller bleibt. Selten schrieb Jemand mit solchem Eifer, oder wenn ich mich genauer ausdrücken will, *Dumas* schreibt nicht, er erfindet; keinen Schriftsteller liest man lieber, die Satz- bildung ist leicht, freie Wendungen, lebendiger, geistvoller Dialog machen den Stil zu einem wunderbaren Französisch.

Ganz verschieden von dem Vorhergehenden hat *Charles de Bernard*, der jetzt vergessen ist und schon bei seinen Lebzeiten nicht den Ruhm erlangte, den er verdiente, bedeutende Werke hinterlassen. »Der Gordische Knoten« (*Le Noeud Gordien*), »Gerfant«, »Der Landedelmann« (*Le Gentilhomme campagnard*) verbinden mit grosser Klarheit des Stils eine lebendige, ungezwungene Haltung, ernste Parthien und eine Kenntniss der menschlichen Gesellschaft, die Balsac, sein Freund, nicht besass.

Emil Souvestre hat viel weniger Erfindungsgabe und Originalität, aber er zeigt eine philosophische Richtung, die das Siegel zu allen seinen Werken ist, unter welchen man »Ein Philosoph in der Dachstube« (*Un Philosophe sous les toits*), »Die Bekenntnisse eines Ar-

beiter« (*Les Confessions d'un ouvrier*), »Am Herdfeuer« (*Au coin du feu*), »In der Laube« (*Sous la tonnelle*) unterscheidet; Werke, denen eine ansprechende Philosophie, die stets von einer natürlichen Einfachheit und sie gefällig machenden Gefühlen begleitet ist, zu Grunde liegt.

Octave Feuillet hat in der »Geschichte eines armen jungen Mannes« (*l'Histoire du jeune homme pauvre*), in »Sybille« ein feines Gefühl bei der Schilderung seiner Leidenschaften entwickelt; warum hat er sich in seinen letzten Romanen in einer Weise moralisch vergangen, dass man, wenn die Rede auf ihn kommt, an *Rétif de la Bretonne* erinnert wird?

Jules Sandeau hat in dem »Dr. Herbeau«, in »Fräulein von la Seiglière« (*Mademoiselle de la Seiglière*), in dem »Hause von Penarvan« (*Maison de Penarvan*) einen gewandten Schriftsteller und scharfen Beobachter gezeigt.

Alfred de Vigny hat sich durch seine Romane und Dichtungen keinen geringeren Ruhm erworben. Sein »Cinq-Mars«, eine freie und gelungene Nachahmung von *Walter Scott*, ist ein einfaches und zum Schluss drängendes Drama von reinem, edlem Stil, welches *Sainte-Beuve*, obwohl noch jung, streng beurtheilt hat ¹⁾.

»Stello«, das freisinnigste aller Werke, ist mehr durcharbeitet als »Cinq-Mars«, erreicht jedoch seinen Stil nicht. Das Meisterwerk *Alfred's de Vigny* ist »Grösse und Dienstbarkeit« (*Grandeur et Servitude*).

Alfred de Musset hat uns sein »Bekenntniss« (*Confession*), wenn auch zu offenherzig, in dem eines Kindes des Jahrhunderts enthüllt.

Der Verfasser der »Cameliendame« (*La Dame aux Camélias*) ist ein Erzähler von der Natur, wie *Alfred de Musset* sie schildert, der Maler einer Welt, die in unserer Literatur eine grössere Stelle einnimmt als ihr zukommt.

Unter den Romanschreibern müssen wir zwei berühmte Schriftsteller erwähnen: *Sainte-Beuve* und *J. Janin*.

Der Verfasser der »Lundis« trat als Prosaiker durch einen

¹⁾ »Ich selbst hatte in dem »Globe« einen scharfen Artikel über den *Cinq-Mars* des Herrn *Vigny* veröffentlicht, dessen falsche historische Kenntnisse mich unangenehm berührten.« *Sainte-Beuve*, Biographie S. 34.

Roman »Wonnegefühle« (*Volupté*), ein, wie das Werk selbst, zweideutiger Titel, der abwechselnd die Schilderung schmachvoller Verirrungen und erhabener Gefühle in sich trägt; es ist eine moralische Analyse und eigene materialistische Anschauung zugleich, ein Gemisch von Sensualismus und Mysticismus, ein leicht zu errathendes Bekenntniss der Irrthümer von *Joseph Delorme*, sowie das Erzeugniss einer glühenden Phantasie und einer heftigen, innern Krise.

Ich hätte Jules Janin neben Victor Hugo anführen sollen, »Der todte Esel und die guillotinierte Frau« (*L'Ane mort et la femme guillotiné*) neben »Die letzten Tage eines Verurtheilten«. »Man hat nie recht gewusst,« hat ein Kritiker gesagt, »ob »Der todte Esel und die guillotinierte Frau« eine literarisch ernste Abhandlung oder ein Schwank von Janin sei.« Es war eine ernste Abhandlung, aber gleichzeitig auch eine Parodie; J. Janin zielte darin auf die damals besonders durch Victor Hugo stark in die Mode gekommenen Leichengeschichten. Der »todte Esel« ist durch den Stil lebendig geworden. Andere Romane: »Das Bekenntniss« (*La Confession*), »Barnave«, »Der Weg der Widerwärtigkeit« (*Le Chemin de Traverse*), »Die Fromme von Toulouse« (*La Religieuse de Toulouse*), haben dieses glückliche erste Auftreten unterstützt und in J. Janin einen talentvollen Inszenesetzer gezeigt, den er in der Uebersetzung oder vielmehr in der Zurückführung von *Clarisse Hatlowe* bewiesen hat.

Neben diese, durch Form und Grundzug zu den Romanen gerechneten Werke stellen wir andere, ihnen ähnliche, die aber andere Namen tragen, und zwar zuerst »Die vertraulichen Mittheilungen« (*Les Confidences*) von *Lamartine*, »Raphael«, »Graziella«, Schilderungen, bei denen Wahrheit und Dichtung in einander verwoben sind, dass man sie mit Vorsicht lesen muss.

Eugénie de Guérin, »Reliquiae!« Dieser Titel zeigt uns, dass wir aus dem Bereich des Romans, der Bekenntnisse und Erinnerungen, der Erzählungen, dieser für das Publikum und zum Publikum gesprochenen Plaudereien ausscheiden; wir treten in eine andere Welt: dort sind vertrauliche Unterhaltungen der Seele mit Gott, Selbstgespräche (*soliloques*), wie sie der heil. Augustin so treffend

¹⁾ Deum et animam scire cupio, quae quoniam cum solis nobis loquimur, soliloquia vocari et inscribi cupio.

Soliloquiorum libri I, VII.

bezeichnete. Der Grundsatz ist sehr einfach und klar. Zuerst spielt noch keine Liebe, Eugénie lebt verbannt auf dem Lande in einer alten Burg, ohne jegliche Zerstreuung, nur pflegt sie täglich die Blumen des Gärtchens. Sonntags geht sie zur Kirche in's nachbarliche Dorf und besucht die Armen; das ist der schmale Weg, der finstere Himmel, wo Eugénie de Guérin lebt und athmet. Wenn irgend welche Familienpflichten oder gesellschaftliche Anforderungen sie einen Augenblick davon entfernen, so kehrt sie freudig erregt dahin zurück. »Stille, Ruhe, Einsamkeit, da lebt mein Geschmack wieder auf!« Und man begreift, dass es ihr hier gefällt, denn der geringste Umstand, das geringste Ereigniss in diesem beschaulichen Leben ruft Entzücken in ihrer Phantasie hervor: »Es gab eine Zeit, in der ich mit Begeisterung die allergeringsten Dinge aufzeichnete: vier Schritte hinaus, ein Streifzug durch Feld und Wald im Sonnenschein gaben mir viel zu denken.« Warum ist diese Begeisterung dahingeschwunden? Weil damals ein frommes und sanftes Gefühl, eine zwiefache Zuneigung — »ich war mehr Mutter als Schwester« — die Gegend und ihre Seele verschönte. Die Sonne ist verschwunden, finstere Wolken haben sich am Horizont gelagert und über die Natur ausgebreitet: dieser Bruder, den sie mit viel reinerer Liebe als die Lucile's war, den sie mit mütterlicher Sorgfalt pflegte, ist ihr hinweggerissen. Er starb im Alter von 29 Jahren.

Dieser Bruder, *Maurice de Guérin*, ist auch berühmt gewesen, und Sainte-Beuve hat, wie er zu sagen pflegt, zu seinen Gunsten »die Glocken geläutet«. Warum so viel Geräusch? Weil er in dem Verfasser des »Centauren« (*Centaure*) den André Chénier als Pantheisten begrüßen zu müssen glaubte. — »Wunderbare, herrliche Zusammenstellung,« ruft er aus, »wo alle ursprünglichen Kräfte natürlich gefühlt, ausgedrückt, mächtig personificirt, mit Geschmack und Mässigung geschildert sind, und wo sich auf den ersten Blick der Meister verräth. Jene grossen, ursprünglichen Einrichtungen, an die man durch Lucrece glaubte und an die Guérin, in dem der Genius des Menschen sich mit der noch unbezeichneten, thierischen Macht vereinigt und mit ihr Eins zu werden scheint, dem die kaum aus den Gewässern hervorragende Natur von zügellosen, langwierigen Bewegungen durchlebt, ergriffen oder wenigstens eingehüllt, ihm als ein Bildhauer oder ebenso fähiger Zuhörer erschien, der ihm daraus das Geheimniss aufdecken sollte, uns fest glauben lässt. Er stellt

sich vor, dass der letzte Centaure von der Höhe des Berges herab, vom Rande seiner Höhle, in seiner melancholischen Altersschwäche von einem neugierigen Sterblichen, diesem Diminutif von Centauren, das man Mensch nennt, befragt, ihm die Freude seiner Jugend erzähle: denn der Mensch, wenn man ihn in dieser fabelhaften, grossartigen Perspective erblickt, sei nur ein verkleinerter, auf seine Flüsse gestellter Centaure. Nichts list hinreissender als jene Träumerei auf einigen Seiten, nichts vollkommener und musterhafter in der Ausführung«¹⁾).

Ich bin weit entfernt davon, in dem »Centaure« von Maurice de Guérin alles das zu erblicken, was Sainte-Beuve darin sieht. Im Sinne des Verfassers war nicht, so glaube ich wenigstens, dieses pantheistische Streben, welches Sainte-Beuve darin gefunden; es ist einfach ein Spiel der Phantasie, eine jener poetischen Dichtungen, in welchen Virgil, gerade wie Lucrèce, jene Zeiten unvollkommener Schöpfungen, cosmogonischer Abhandlungen, Zeiten, auf welche sich diese ungeheuerlichen Bündnisse beziehen, wo

Proetides implerunt falsis mugitibus auras.

Es mag sein, dass sich bei dem Verfasser, und das will schon viel heissen, ein Sinnbild jener glühenden Begierden und Thorheiten findet, die in unserer Zeit so viele junge Gemüther verwirren und sie in der psychischen wie in der socialen Ordnung unmögliche und schuldbeladene Freuden suchen liessen; von da bis zur öffentlichen Erklärung des Pantheismus ist aber noch weit. Uebrigens, kurz und gut, wenn es wahr ist, dass Maurice de Guérin mit Sainte-Beuve dem Pantheismus ein Loblied singt, so hätte er bedauert, dass er aus dem Centauren ein Mensch geworden und »auf seine Füße gestellt« worden sei. Was uns betrifft, so sind wir lieber zu Fuss als zu Pferde.

Die Gedichte Maurice's de Guérin, die fünf Jahre nach den Werken seiner Schwester veröffentlicht wurden, thaten seinem Ruhme eher Schaden, als dass sie ihn erhöht hätten.

Auch den Verfasser der Stücke »Clara Gazal«, »Columbus« rechnet man zu den Schriftstellern. »In der vollen Blüthe des Jahrhunderts, als die Trunkenheit des Frühlings sich aller Gemüther be-

¹⁾ Lundis, B. XV, S. 33, frz. Ausg.

mächtigte, zu einer Zeit, in der mit der Lyrik und der Metapher solch grosser Missbrauch getrieben wurde, gelangt es fast nur Mérimée, die Ueberlieferung der einfachen, aber strengen Kunst zu bewahren. Das ist ein Muster in des Wortes reinsten und höchster Bedeutung ¹⁾. »Mérimée hat wirklich diese natürliche Gabe besessen und war verständig genug, sich dieselbe nicht zu verderben. Das zeichnet ihn aus und wird ein dauernder Reiz bei ihm bleiben. Die Eroberung der Schanze' (*l'Enlèvement de la redoute*), sechs Seiten, die zu den schönsten Erzeugnissen unserer Literatur gerechnet werden dürfen, zeigten die Vollkommenheit des Stils« ²⁾. Vielleicht ist es ganz nützlich, als Milderungsmittel hinzuzufügen: »In der Prosa grenzte diese Mässigkeit in den letzten Jahren an Trockenheit« ³⁾.

Mérimée war in der französischen Akademie der Nachfolger Nodier's gewesen. Das Glück, welches ihm in seiner literarischen Laufbahn stets lächelte, erwies ihm noch zuletzt seine Gunst. »Ein wohlwollender, geistvoller Lobredner wollte ihm die Eigenschaften eines Schriftstellers, die er kaum dem Scheine nach besass, verleihen und verlieh sie ihm auch wirklich. Nodier hat sich in allen Arten versucht und, gerade herausgesagt, in keiner etwas geleistet. Mérimée verstand das besser als irgend Einer, auch hat er bei seinem Vorgänger den wunden Fleck berührt: »Es genügt nicht,« hat La Rochefoucauld gesagt, »glänzende Eigenschaften zu haben, man muss auch damit umzugehen wissen; er hat sie überall auseinander gesprengt und nirgends gesammelt. Mit einem Worte, das ist ein übertheuerter Ruhm; und Mérimée hat nicht richtig prophezeit, wenn er sagt, dass die Gunst, die in heutiger Zeit seinen Werken hold sei, sich nie von ihnen abwenden werde.«

Ueber de Nodier und neben Mérimée muss man Edmond About erwähnen, der sich in seinen ersten Werken, die so voll feinen und geistvollen Feuers sind, als wahrer Maler und lebendiger, fesselnder Erzähler verrieth. Wir trafen unter den Prosaikern Schriftsteller, die den »Chor« der Poesie leiteten: V. Hugo, Alfred de Vigny, Alfred de Musset, Lamartine, und bei dieser Gelegenheit steigt in mir ein Zweifel, ich fürchte fast, ein literarischer Irrthum

¹⁾ J. Sandeau, Antwort auf die Empfangsrede des Herrn de Loménie.

²⁾ De Loménie, 8. Januar 1874.

³⁾ Paul de Saint-Victor, *Barbares et Bandits*.

auf: sind jene grossen Dichter weniger grosse Prosaiker? Noch grössere, wage ich kaum zu sagen. Ist z. B. V. Hugo in »Notre-Dame de Paris« nicht eben solch ein Meister der Sprache als in seinen Gedichten? Er faltet sie, ohne sie zu brechen, führt sie, ohne ihr Schaden zu thun, in alle Falten, alle Träumereien seiner Phantasie; er bezähmt, besänftigt und färbt sie, ohne sie ihrer Kraft, Anmuth und Frische zu berauben.

De Lamartine bereichert und pflegt sie mit so wunderbarem Fleisse, dass man unmöglich in seinen zahlreichen, stilistischen Schöpfungen ein Haschen nach neuen Worten oder etwas dem Aehnliches finden könnte. Wenn das Wort neu ist, ist es so wohl in den Satz verflochten, es schmiegt und pflanzt sich so schön in die alte Wendung hinein, dass es niemals unangenehm berührt. De Lamartine verändert in sehr natürlicher Weise, bei ihm sind alle Worte so zufällig getroffen und niemals gesucht. Unserer Meinung nach hat Niemand nach Rousseau und Bernardin de Saint-Pierre für die beschreibende Prosa mehr Quellen, Farben und verschiedener gewandt behandelte Schattirungen gefunden, als er. Wenn auch manchmal der Satz ein wenig eintönig, so ist er doch gewöhnlich abgerundet, klangvoll, harmonisch; der Silbenfall ist natürlich, er ist Musik wie seine Poesie.

Beide bewahren demnach in der Prosa bei gleichem Reichthum des Stils den verschiedenen Character, den wir in ihrer Poesie hervorhoben.

Alfred de Vigny hat als Prosaiker eine ganz andere Art der Haltung, denn als Dichter; in der Prosa ist er lebendiger, ungezwungener, er hat mehr Ausdruck, Kraft und Deutlichkeit, als in seinen Versen. »Der Binsenstock« (*La Canne de jonc*) ist eine reizende Erzählung. Auch Alfred de Musset scheint uns in der Prosa mehr in seinem Element und seinem seiner Natur behagenden Bereich zu sein, als in der Poesie. Die Wendungen und Ausdrücke sind dann neu, munter, fesselnd, lebendig, in Anmuth und Leichtigkeit strahlend.

Diese vier Dichter sind nebenbei vier Prosaiker. Auch haben in verschiedener Art mehrere andere Dichter unserer Zeit diesen doppelten Ton, die Fähigkeit zweier Sprachen besessen; es wird genügen, noch *de Laprade* und *E. Legouvé* zu nennen.

Man kann ohne Zaudern zu den »Vertraulichen Mittheilungen« nun noch die »Briefwechsel« zählen, welche auch oft die natür-

lichste und wahrste Gestalt haben. Die Briefwechsel haben dem 19. Jahrhundert nicht gefehlt und besonders nicht in dieser letzten Hälfte. Es wird hinreichen, die Briefe von De Lamennais, von Frau von Swetchine, Frau von Toqueville, von Lacordaire und jene lebendigen, natürlichen Briefe von Ampère, der, noch jung und mit seinem Genius unbekannt, für die Zukunft auf eine bescheidene Lehrstelle rechnete. Vergessen darf man nicht die Briefe an die von ihm gewählte Lebensgefährtin. Das sind reizende, vertrauliche Mittheilungen, die gewiss nicht den berühmten Gelehrten verriethen, dem wir die »Abhandlung über die Philosophie der Wissenschaften« (*Essai sur la philosophie des sciences*) verdanken, aber aus denen man schon den seitdem bekannten »Zerstreuten« herauslas.

Die alte Wendung hinein, dass es niemals unangenehm berührt. De Lamartine verändert in sehr natürlicher Weise, bei ihm sind alle Worte so zufällig getroffen und niemals gesucht. Unserer Meinung nach hat Niemand nach Rousseau und Bernardin de Saint-Pierre für die beschreibende Prosa mehr Quellen, Farben und verschiedene gewandt behandelte Schattierungen gefunden, als er. Wenn auch manchmal der Satz ein wenig eintönig, so ist er doch gewöhnlich abgerundet, klangvoll, harmonisch; der Silbentall ist natürlich, er ist Musik wie seine Poesie.

Beide bewahren demnach in der Prosa bei gleichem Reichthum des Stils den verschiedenen Charakter, den wir in ihrer Poesie hervorgehoben.

Alfred de Vigny hat als Prosaiker eine ganz andere Art der Haltung, denn als Dichter; in der Prosa ist er lebendiger, unzwungener, er hat mehr Ausdruck, Kraft und Deutlichkeit, als in seinen Versen. »Der Binsstock« (*Le Ganne de jonc*) ist eine reizende Erzählung. Auch Alfred de Musset scheint uns in der Prosa mehr in seinem Element und seinem seiner Natur behagenden Bereich zu sein, als in der Poesie. Die Wendungen und Ausdrücke sind dann neu, munter, fesselnd, lebendig, in Anmut und Leichtigkeit strahlend. Diese vier Dichter sind nebenbei vier Prosaiker. Auch haben in verschiedener Art mehrere andere Dichter unserer Zeit diesen doppelten Ton, die Fähigkeit zweier Sprachen besitzen; es wird genügen, noch de Laprade und E. Leconte zu nennen.

Man kann ohne Zaudern zu den »Vertraulichen Mittheilungen« nun noch die »Briefwechsel« zählen, welche auch oft die natür-

Völker schieden, und wenn er auch nicht die Geßässigkeiten ver-
scheuchte, so vermischte er doch die Ideen. Besonders Fran von
Stael hatte in ihrem Werk über Deutschland die Verschiedenheit der
französischen und deutschen Bühne hervorgehoben. Nach dieser
Seite wandte sich auch die spätere Aufmerksamkeit der Literatur.
Ein Unternehmen, zu welchem sich einige schon damals bekannte,
andere seitdem bekanntgewordene Männer vereinigten: »Die Samm-
lung fremder Bühnenstücke« trug nicht wenig dazu bei, den Geschmack
für diese neuen Eröffnungen zu gewinnen und zu verbreiten.

De Barante gab im Jahre 1821 die Uebersetzung der drama-
tischen Werke von Schiller heraus, und in der Sammlung auslan-

IV.

Poesie: Die Anfänge der Romantischen Literatur. — Die Vorrede Cromwell's. —
Alfred de Vigny. — Gebrüder Deschamps. — Joseph Delorme. — Rückkehr
zu Lamartine und V. Hugo, — Alfred de Musset. — Die Halb-Romantik. —
G. Delavigne. — Viennet.

Hier ist für die dritte Epoche das Bild der Prosa in Philo-
sophie, Moral, Geschichte, Politik. Wir wollen sehen, was uns die
Prosa bietet.

Als wir in der vorhergehenden Periode die Geschichte der
dramatischen Poesie nochmals erwähnten und die Hauptleistungen,
in welchen sich schon ein freierer Geist, ein neues Verständniss
für die fremde Bühne kundthat, hervorhoben, haben wir nichts von
einer grossen theatralischen Reform, die sich ankündigte und ange-
sichts der klassischen Tradition ihr Banner hochflattern liess, er-
wähnt: es ist die Romantik¹⁾, jene Romantik, die nicht mit der
literarischen Neuerung, deren wahre Beförderer Bernardin de Saint-
Pierre und Chateaubriand waren, verwechselt werden darf.

Auch trug der Frieden, welcher mit der Rückkehr der Bour-
bonen einzog, viel dazu bei; er brach die Schranken, welche die

¹⁾ Wenn ich mich nicht irre, ist das Wort »romantisch« mit Rousseau
in der französischen Sprache zuerst aufgetaucht. »Les rives du lac de Bienné
sont plus sauvage et plus romantiques que le lac de Genève.« Für ihn ist
romantique mit romanesque gleichbedeutend: »Als ich aus langen süßen Träu-
men erwachte, sah ich um mich her Grün, Blumen, Vögel und liess meine Augen
über die »romantischen« Ufer streifen, die ein weites kristallklares Wasserbecken
einschlossen und verflocht all die reizenden Dinge in meine Träume.

Völker schieden, und wenn er auch nicht die Gehässigkeiten verscheuchte, so vermischte er doch die Ideen. Besonders Frau von Staël hatte in ihrem Werk über Deutschland die Verschiedenheit der französischen und deutschen Bühne hervorgehoben. Nach dieser Seite wandte sich auch die spähere Aufmerksamkeit der Literatur. Ein Unternehmen, zu welchem sich einige schon damals bekannte, andere seitdem bekanntgewordene Männer vereinigten: »Die Sammlung fremder Bühnenstücke« trug nicht wenig dazu bei, den Geschmack für diese neuen Eröffnungen zu gewinnen und zu verbreiten.

De Barante gab im Jahre 1821 die Uebersetzung der dramatischen Werke von Schiller heraus, und in der Sammlung ausländischer Bühnenstücke übersetzte er mehrere Dramen, darunter Hamlet. *De Saint-Aulaire* übersetzte »Die Schuld« von Müllner, »Emilia Galotti« von Lessing und Goethe's »Faust«. Er stimmt für eine freie Uebersetzung: »Wenn man versucht, der Uebersetzung die Originalfarbe zu erhalten, so hat sie eine ganz andere Wirkung. Man gibt so leicht einem Ausdrucke, der im Deutschen natürlich und fliessend ist, ein fremdes Ansehen.«

De Rémusat übersetzte mit *Guizot* Goethe's Dramen.

Ueber diesen Arbeiten steht *Benjamin Constant*, der 1803 nach Weimar flüchtete, wo er mit Goethe, Wieland und Schiller verkehrte und aus ihren Unterhaltungen die Idee zu einer Uebersetzung der Trilogie »Wallenstein« fasste. Es ist eine schätzenswerthe und gewissenhafte Uebersetzung, bei der mehr Farbe und poetisches Feuer erwünscht wäre.

Im Jahre 1824 veröffentlichte *Guizot*, der sich schon ganz den historischen und literarischen Arbeiten widmete, die vollständigen Werke Shakespeare's, indem er mit *Pichot* die Uebersetzung *Letourneur's* verbesserte. Er schrieb dazu eine Einleitung, in welcher er von der Ansicht ausging, dass die literarische Kritik den Platz gewechselt habe und sich nicht mehr in den engen Grenzen bewegen könnte, die sie früher eingenommen. Er prüfte die Natur der Poesie in ihren Beziehungen mit der Civilisation der Völker und sprach von der Nothwendigkeit, dass man von der klassischen Form ausgehen müsse.

Später hat *Guizot* noch einmal seine Meinung über diese Frage ausgesprochen: »Der Streit der Klassiker und Romantiker,« sagt er, »ist, wie alle Streite, die Gelegenheit zu phantastischen Behauptungen

und kindischen Uebertreibungen gewesen; aber er enthüllte in Europa dem menschlichen Geist eine neue Welt und in Frankreich einen tiefen Kummer des Nationalgeistes. Die Literatur des Kaiserreichs hatte uns einen zu wenig in Betracht gezogenen, grossen Dienst geleistet; sie hatte die Literatur aus der Unordnung und den revolutionären Marktschreiereien herausgerissen und unter die Gewalt der Tradition, des Verstandes und Geschmacks zurückgeführt, aber wenn auch die Tradition, der Verstand und Geschmack richten und regeln, so begeistern sie doch nicht; zum Geist der Arbeiten sind, wie bei den Schiffen auf dem Ocean, sowohl Wind wie Compass nothwendig. Der belebende Hauch fehlte unserer Literatur, als die romantische Schule in neuen Quellen, in der ausländischen Literatur und in der Freiheit nach ihm suchte«¹⁾.

Den eigentlichen Ursprung der Romantik muss man auf *Frau von Staël* zurückführen. »Sie vereinigte Takt, Freiheit und Zärtlichkeit des Herzens ihres Geschlechts mit dem männlichen Gedanken und malerischen Talent eines so grossen Schriftstellers und machte dadurch Frankreich mit Deutschland bekannt. In ihrem Buch, das die Oberflächlichkeit der Plauderei und zugleich den Glanz eines Gedichtes aufweist, läuft Alles auf einen Punkt hinaus; glückliche Citate, kunstvoll zusammengestellte Einzelheiten, unerwartete und freundliche Wendungen, tiefe Gedanken, dichterische Begeisterung, Alles dies strebt dahin, das deutsche und französische Volk einander näher zu bringen, sie gegenseitig sich schätzen zu lehren, sich gegenseitig durch die Eigenschaften anzuregen, wo das möglich ist«²⁾.

Ein Blatt, welches in kurzer Zeit, unter geschickter und kräftiger Leitung, eine grosse literarische Bedeutung gewann, der »Globe«, von einem Manne geleitet, der in der Literatur wie in der Philosophie gleich förderlich einwirkte, trug auch viel dazu bei, die ästhetischen Ideen Deutschlands zu verbreiten. *P. Dubois* war ein tiefer Denker, ein Mann von Begeisterung, und hatte alle Eigenschaften eines Schriftstellers und die nöthige Initiative. Es gibt wenig Schriftsteller, die so viel Originalität und Geisteskraft, so viel reiche und neue Ideen, mehr Talent und Sorgfalt des Stils aufzuweisen hätten: Seine Unterhaltung bot noch mehr geistiges Feuer als seine Feder. Obgleich

¹⁾ Guizot, Mémoires, 3. B., S. 118.

²⁾ E. Lermnier.

manchmal ein wenig durch den Gedankenreichtum beeinflusst, war seine Rede gefärbt, lebhaft, malerisch, bewegt von der Erregung der Seele und dem Feuer der Phantasie. Alle diese Befreiungsgedanken der Neuerung zogen in die Phantasien ein, weit und trügerisch, wie alle die Neuerungen der Reform, als ein mächtiger Geist, der in seinem Genius ebenso viel Stolz und Kühnheit aufwies, nämlich *Victor Hugo*, sie vereinigte, aufklärte und in der Vorrede zu *Cromwell* in Formeln brachte.

V. Hugo unterscheidet drei Altersstufen des Menschengeschlechts: die Urzeiten, die bis zu Homer reichen, die alten Zeiten von Homer bis zu Christus und die neuere Zeit von Christus bis auf unsere Tage; die Poesie ist lyrisch bei der ersten Stufe, episch in der zweiten, dramatisch in der dritten.

So sind also Ode, Epos, Drama die fast ausschliesslich aufeinanderfolgenden Formen des poetischen Geistes. Die Alten, besonders die Dramatiker, hatten die Natur hauptsächlich nur von einer Seite kennen gelernt und Alles verworfen, das nicht an eine besondere Schönheitsform erinnerte; sie kannten das Drama nicht, aber »das Christenthum führt die Wahrheit im Gefolge: Wie dieses, wird die neuere Muse die Dinge mit höherem und weiterem Blick betrachten. Sie wird empfinden, dass in der Schöpfung nicht Alles menschlich schön ist, dass das Hässliche neben dem Schönen fortbesteht, die Ungestalt neben der Anmuth, das Grossartige bei dem Erhabenen, das Böse bei dem Guten, der Schatten zur Seite des Lichts. Sie wird fragen, ob die begrenzte und relative Vernunft des Künstlers gewonnenes Spiel über die unumschränkte Vernunft des Schöpfers habe; ob es dem Menschen zusteht, Gott zurecht zu weisen, ob eine wohl gepflegte Natur dadurch schöner würde; ob die Kunst das Recht habe, den Menschen, das Leben, die Schöpfung in zwei Hälften zu theilen, als ob jedes Ding besser ginge, wenn man ihm sein Vorbild, seine Triebfeder entzöge; ob endlich unvollkommen sein harmonisch sein hiesse. Also wird die Poesie, das Auge fest auf die sichtbaren und zugleich furchterlichen Dinge gerichtet, unter dem Einfluss christlicher Melancholie und philosophischer Beurtheilung, die wir soeben bemerkten, einen grossen Fortschritt machen, einen Schritt, der, ähnlich dem Rütteln eines Erdbebens, die ganze Oberfläche der geistigen Welt ändern wird. Sie wird versuchen, es wie die Natur

zu machen, ohne sie in Unordnung zu bringen in ihren Schöpfungen, Licht in den Schatten zu verweben, das Grossartige mit dem Erhabenen zu verschmelzen, mit anderen Worten, den Körper mit der Seele, das Thier mit dem Geist zu vermählen.«

Das ist die Poetik, ich möchte sagen der Grundsatz aller Werke V. Hugo's: eine Lehre, die mehr originell durch die Form, als durch den Grund ist; ein sonderliches Gemisch von Wahrem und Falschem, wo unter hochtönenden Worten einige nicht neue Wahrheiten verborgen liegen. Diese Klassificirung der Arten nach den verschiedenen Altersstufen der Menschheit ist nicht genau. Die Bibel, die er anruft, beginnt mit dem epischen Theil, mit der Genesis. Die lyrische Poesie kommt erst nachher: geistliche Lieder, Psalmen, Prophezeihungen. In Griechenland ist das homerische Epos durch mehrere Jahrhunderte hindurch der lyrischen Poesie vorangegangen; und was das Hässliche anbetrifft, das in den Werken eine Rolle spielen soll (das durch V. Hugo hervorgehobene Groteske), das haben die Griechen in dem satyrischen Drama verwerthet, für die Tragödie jedoch das Erhabene und Schöne aufgespart. Dadurch, dass er Tragödie und Drama mit einem Worte bezeichnet, macht Victor Hugo eine Verwirrung, die die Griechen nicht gekannt haben. Das Hässliche und Schöne, das Grossartige und Erhabene, Schatten und Licht, Thier und Geist, Alles versteht V. Hugo, der Dichter, der Schriftsteller, der Mensch; da sind unumgängliche Gegensätze in seinen Oden, seinen Dramen und Romanen, drei verschiedene Ansichten, aber durch das Talent vereinigt.

Alfred de Vigny bekannte sich zu denselben Theorien in seiner Vorrede zu Othello, und zwar in einem ebenso hochtrabenden Stil, als sein Meister, ohne jedoch etwas Bemerkenswerthes hinzuzufügen.

Alle Dramen V. Hugo's sind eine Anwendung dieser Theorie. Alle seine Helden und Heldinnen, Haupt und Nebenfiguren, Charaktere und Gefühle sind nach demselben Muster zugeschnitten. Der Gegensatz ist ihr Grundzug. In seinen Bühnenstücken zieht er das Königthum in den Staub, befleckt den Priester, bringt Höfling und Diener wieder zu Ehren, entstellt die Geschichte, sucht in seiner Phantasie nach Characteren und in seinem Hirn nach Gefühlen. »Der König belustigt sich« (*Le roi s'amuse*) ist der Triumph des Narren über den Kriegermann, des Krüppels über den Edelgeformten, der Narrenkappe über die Krone, des Bürgers über den Edelmann. In

»Marie Tudor« hat uns der Dichter zeigen wollen: »eine Königin, die eine Frau, gross als Königin, wahrhaftig als Frau war;« und ferner hat er »auf der Bühne in ihrer ganzen schrecklichen Wirklichkeit seine furchtbare Dreiheit auseinandergelegt, die so oft in der Geschichte vorkommt: eine Königin, ein Günstling, ein Henker.« »Lucrezia Borgia« beginnt mit dem Nachtessen zu Ferrara; und »Ruy-Blas« mit dem Moment, da ein erster Minister das Taschentuch eines Lakaien aufhebt; in »Hernani« steht der König dem Räuber gegenüber.

Ob V. Hugo endlich Dank dieser Bündnisse oder vielmehr der ungeheuerlichen Gegensätze zur Tragödie gelangt? Nein, das dramatische Talent lässt ihn gänzlich im Stich. »Cromwell« ist ein Selbstgespräch, »Lucrezia Borgia«, »Marie Tudor«, »Angelo« sind Melodramen; »Hernani«, »Marion Delorme« (übrigens beklagenswerth) und »Le roi s'amuse« sind nur Gespräche; »Ruy-Blas« ist der letzte Seufzer der romantischen Tragödie, die mit den Burggrafen ausstarb. Wahrheit, Vernunft, Seele und wahrhaftige Empfindung gingen V. Hugo ab; er besitzt eigentlich nur Talent zur Gegenüberstellung und zur Uebertreibung.

Der Wind strich über die Romantik dahin. *Alexandre Dumas* liess sich darin gehen, versuchte jedoch, sich ihm nicht ganz hinzugeben. Obgleich ein Schüler Shakespeare's, schwört er doch nicht auf das Wort des Meisters und sucht in seinen für das Theater günstigen Reformversuchen einen Weg, auf dem er allein zu gehen im Stande wäre. »Heinrich III.«, 1828 im Théâtre-Français aufgeführt, war ein Triumph. »Christine« unter dem Titel: Stockholm, Fontainebleau und Rome, besser als »Heinrich III«, erschien erst später; es ist ein klassisches, mit romantischem Gewande bekleidetes Stück, welches auch Erfolg hatte; »Antony« desgleichen. »Antony« war einer der damals ganz an der Tagesordnung stehenden Angriffe auf einige sociale Einrichtungen. Es ist auch, wie man sagt, dasjenige, in welchem A. Dumas sich am meisten selbst geschildert hat. »Die Unsterblichkeit von Antony,« sagt de Loménie, »liegt mehr in den Situationen, als in der Idee oder Sprache: sie ist noch mehr falsch als unmoralisch.« Was man einmal von einer Rede Mirabeau's an den König sagte, er habe zu viel Drohungen für so viel Liebe und zu viel Liebe für so viel Drohungen, lässt sich sehr wohl auf Antony anwenden; und so kann man sagen, da ist zu viel Laster-

haftes neben so viel Tugend und zu viel Tugend neben so vielen Lastern.«

Das hervorragendste Werk von Alexandre Dumas ist auch ein Denkmal einer anmuthlosen Sittenlosigkeit ohne Poesie; es ist wie »Marie Tudor« und »Lucrezia Borgia« eine dramatische Missgeburt. Dennoch versteht Dumas entschieden die Bühne besser als V. Hugo, er baut das dramatische Gerüst ziemlich sicher auf; sein in Scene setzen geht schnell, kräftig und mit Munterkeit vor sich, aber er schildert mehr die Wollust als die Leidenschaft; mit mehr Fieberhast als natürlicher Wärme vereinigt er mehr Weitschweifigkeit, als Tiefe und weniger Gedanken als Worte.

In dieser Lage, in welcher man 1828 versuchte, die Tragödie wieder zu Ehren zu bringen, hatte man sich nicht nach Deutschland an Schiller, sondern nach England an Shakespeare gewandt.

Alfred de Vigny und nach ihm die Gebrüder Deschamps begannen das Werk. 1828 übersetzte de Vigny »Othello«, der am 22. Oktober 1829 aufgeführt wurde; ebenso übersetzte er auch den »Kaufmann von Venedig«. Es war seinerseits eine Uneigennützigkeit und verdienstvolle Ergebenheit gegen die neuen literarischen Lehren, denn von Natur war Alfred de Vigny freier, originaler Dichter.

Als einfacher Linienhauptmann hatte Vigny unter dem Zelt in seinen Musestunden verschiedene Gedichte angefertigt; hauptsächlich »Dolorida«, »Moses«. »Moses ist eine herrliche Personificirung des Geistes, im Kampfe mit dem unwissenden Gehorsam«, sagt G. Planche; »Dolorida« ist eine rührende Schöpfung, bei der man die allzu häufige Anwendung der poetischen Periode beklagen muss und ein mehr natürlicher, freier Ausdruck erwünscht wäre.

Die Perle Vigny's ist »Eloa«. »Dieser Stoff, der sich im Keim in allen Geschichten und allen Dichtungen findet, der unerschöpflich durch alle Zeitalter hindurchgewandert und durch den Reiz der Einzelheiten der Ausführung verjüngt worden ist;« diese »Eloa« gehört zur Familie des verlorenen Paradieses und der Messiade, jedoch mit dem Unterschied, dass der religiöse Geist der beiden ersten Dichter durch eine unklare Träumerei, eine herrliche Philosophie und eine sittliche Ruhelosigkeit ersetzt wird, die weder ein Milton noch ein Klopstock kennt.

Eloa ist das urgründliche Geheimniss der Menschheit; wo stammen wir her? wo gehen wir hin? wo ist unser Anfang, wo das

Ende? Aber statt der Lichtengel zu sein, der über der Welt schwebt, um sie aufzuklären, ist sie oft der böse Geist, ein Keim, der auf dem Wasser schwimmt, eine der Eonen, die in Menge aus dem Gehirn der Gnostiker entsprangen.

Glücklicher Weise hat sich Alfred de Vigny nicht immer in solchen Höhen bewegt. In »Symatha« und »Das Bad einer Königin« (*le Bain d'une reine*), durch welche er ein wenig an André Chénier erinnert, zeigt er eine Anmuth, die ihm nicht stets geläufig ist. Original im Gedanken, gewandt im Ausdruck, ist er auch manchmal hochtrabend und gesucht; auf alle Fälle »sui generis«; obgleich er sich weder an Lamartine noch an V. Hugo anlehnt, ist er dennoch ein Dichter zweiten Ranges.

»Die Geschicke« (*les Destinées*), ein hinterlassenes Gedicht, sind gewissermassen ein Anhang zu »Eloa«. Der Dichter scheint an Probleme geheftet zu sein, über die er in diesem letzten Werk seine Gedanken niederlegte; und so kommt er — ein leicht voraussehender Fall — zum Pantheismus, der ihn durchaus nicht begeistert hat. Man hat, als man »die Geschicke« veröffentlichte, weder dem Rufe des Denkers, noch dem Ruhm des Dichters einen Dienst erwiesen. Die romantische Reformation hatte nicht allein die Bühne zum Gegenstand gehabt; sie beeinflusste auch die Poesie im Allgemeinen und die kaiserliche Dichtung insbesondere. Sie bezweckte, die Formen des französischen Versbaues, der ihrer Ansicht nach zu begrenzt war, durch Zerbrechen zu erweitern. Alfred de Vigny hatte sich diesem zweiten Unternehmen gewidmet und hier ebenso wie bei dem ersten geholfen. Niemand befasste sich jedoch so eifrig damit, als ein seitdem berühmter Schriftsteller, welcher damals ein glühendes Mitglied des Vereins war und unter dem Pseudonym *Joseph Delorme* ein Beispiel gab, die Reform auszubreiten. Indem er Ronsard's Rhythmen, sein Metrum, seine Uebergänge dadurch wieder zu Ehren brachte, dass er mit den Ausnahmen brach, glaubte er das Geheimniss der poetischen Neuerung gefunden zu haben. In diese neue, vergrösserte Form pflanzte er einen neuen Keim, die Melancholie, die er wenigstens als solchen betrachtete; nicht jene schon krankhafte, aber auch rührende Schwermuth René's, sondern eine ungesunde Melancholie, die auf eine schwindsüchtige Affectation hinauslief: so zeigte sich Joseph Delorme in seinen »Gedanken« (*Pensées*). Er erhob sich höher und stärkte sich dadurch, dass er sich läuterte. Die

»Erinnerungen an den August« (*Pensées d'Août*) und besonders die »Tröstungen« (*Consolations*) stehen weit über den »Pensées«; trotz ihrer Fehler zeigen diese Werke glückliche Seiten. Joseph Delorme und die »Tröstungen« enthalten den Keim von Wollust, ebenso die »Pensées d'Août«. Diese wurden im Jahre 1837 veröffentlicht, hatten aber keine bedeutenden Erfolge. Sainte-Beuve sagt uns, welches seiner Meinung nach die Ursache dieses Schiffbruches war ¹⁾).

Unter denen, die sehr an der neuen romantischen Bewegung arbeiteten und vielleicht viel leisteten, muss man auch die Gebrüder *Emile* und *Antony Deschamps* erwähnen.

Emile Deschamps veröffentlichte im Jahre 1828 »Die französischen und ausländischen Studien« (*les Études françaises et étrangères*). Unter seinen Uebersetzungen sind hervorragend »Die Braut« von Goethe, Uebersetzungen aus Macbeth, Romeo und Julie. Ausserdem hat er noch einen Macbeth, eine Nachahmung von Shakespeare geschrieben; aus Romeo und Julie machte er eine musikalische Symphonie (Musik von Berlioz).

Emile Deschamps sah in seinen letzten Tagen den Zauber verschwinden, der seinen Namen und seine Dichtungen verschönt hatte; zuerst zu sehr für ihn eingenommen, ist das Publikum nachher zu streng gegen ihn verfahren: er hat durch den Untergang der Romantik gelitten. Ein gewandter Dichter von seltener Vielseitigkeit des Talents hat er sich mit Erfolg in mehreren Arten versucht; sein einziger Fehler war seine zeitweise Zerstreuung.

Antony Deschamps sein Bruder, war auch Uebersetzer und Dichter. Er hat 24 Gesänge von Dante's göttlicher Komödie in Versen übersetzt; als eigene Arbeiten schrieb er »Letzte Worte« (*Dernières Paroles*), »Resignation« und Dichtungen, in denen sich nicht ohne Anmuth finstere Ideen spiegeln, die lange Zeit seine Phantasie beschäftigten; es war ein in seiner Schwermuth anmuthvoller Dichter.

¹⁾ Seit 1830 gehörte ich nicht mehr zu dem engen Dichterkreis; ich war Kritiker geworden in der *Revue des Deux-Mondes*. Ich schreibe nicht ausschliesslich diesen verschiedenen Gründen den geringen Erfolg der *Pensées d'Août* zu; sicherlich aber galten sie etwas bei der feindlichen und wilden Aufnahme, die sich bei dem Empfang, der sich durch kunstvolle, wenn auch noch unvollkommene, so doch neue und aufrichtige Versuche empfahl, geltend machte.

Sainte-Beuve, *Ma Biographie*.

Während diese Schüler, die ihrerseits auch Meister geworden, die literarische Welt beschäftigten und unterhielten, blieben V. Hugo und Lamartine nicht unthätig. Wir sahen schon, mit welchem Feuer V. Hugo die Erneuerung der dramatischen Bühne betrieb, doch geriethen bei diesem Unternehmen die andern Dichtungsarten nicht in Vergessenheit. Seiner schon so reichen lyrischen Ernte fügte er neue, glänzend gefärbte Garben hinzu, und die schönste derselben ist: »Die innern Stimmen, Gesänge bei Abenddämmerung« (*les Voix intérieures, les Chants du crépuscule*); später kommen die »Betrachtungen« und die »Legende der Jahrhunderte« (*la Légende des siècles*). Aber schon macht sich eine Veränderung, ein Sinken geltend. Die zu viel benutzte Metallscheibe gibt nur noch einen schwachen, dumpfen Laut. Ich spreche nicht mehr von den poetischen Productionen V. Hugo's, die dessen dritter Periode angehören. Hier erkennt man noch hin und wieder, aber abgeschwächt, fast möchte ich sagen beschmutzt, die Trümmer eines Dichtertalentes.

Auch de Lamartine verliert in der zweiten Periode seines poetischen Schaffens, doch fällt er nicht so tief, wie in der Politik: »Die neue Folge der Harmonien« (*les Secondes Harmonies*), die hinter der ersten zwar zurücksteht, ist des Sängers der »Betrachtungen« noch würdig. »Jocelyn« ist die herrliche Episode eines grossen, unfertigen Gedichtes, aber ein »Gefallener Engel« (*Un Ange déchu*) ist ein Rückschritt. Nicht, dass in diesem letzten Werke das Talent des Dichters gelitten hätte, aber die Politik streitet in ihm gegen die Muse, die Prosa gegen die Verse, die er nur noch in jenen seltenen Augenblicken nachlässig, zur Hälfte fertig und sogar manchmal hinkend hinwirft. Selbst jene letzten, so lieblichen Dichtungen, jene Betrachtungen verdirbt er dadurch, dass er sie erklären will, indem er sagt, an welchem Tage, zu welcher Stunde, bei welcher Gelegenheit er sie niedergeschrieben; so verdunstet ein Wohlgeruch, indem er sich zersetzt, so verliert das Geheimnissvolle seinen Reiz, sobald es sich aufklärt. Wer kennt heutzutage noch Elvire?

Indessen wuchs ein Dichter heran, der die enthusiastische Bewunderung der Jugend theilen und sie ihnen streitig machen sollte. Diesen Dichter verstand Lamartine zuerst nicht. Man staunte darüber, aber da er nichts in den Dichtungen *Alfred's de Musset* fand, das besonders seine Aufmerksamkeit gefesselt hätte, konnte ihm auch die Art jener Dichtungen nicht sehr gefallen. Auch später,

als Lamartine vor ihm zu Kreuze zu kriechen schien, erkannte er es nicht offen an. In der That, welche Beziehungen bestünden auch zwischen dem Verfasser der »Betrachtungen« und dem Verfasser von »Mardoche«, »Rolla«, »Namouna«? zwischen christlichen und mystischen Träumereien und jener sinnlichen Trunkenheit, welche, selbst vom Uebermass ermüdet, den nagenden Wurm, der aus dem Herzen der Wollüstigen emporwächst und an dem übersättigten Herzen frisst, nicht zu verscheuchen vermag! Vergebens ruft der Dichter aus, indem er sich an Lucrezia ¹⁾ erinnert:

Au fond des vains plaisirs que j'appelle à mon aide,
Je trouve un tel dégoût, que je me sens mourir!

Es gelingt ihm nicht, jene Mattigkeit der Wollust zu überwinden, die Gedanken und Seele gefangen hält. Man hat bei »Portia« einige Seiten finden wollen, welche mitten in der Leichtfertigkeit der Jugend und dem Spott des Scepticismus eine Erregung der Seele bekundeten; doch nein, da ist er noch der Dichter des Vergnügens, und obgleich er in andern Stücken einen reinern, weitem Gesichtskreis sucht, können seine Augen dieses neue Licht doch nicht aushalten; sie wenden sich wieder der Erde zu und fürchten das Licht, das sie kaum gesehen haben.

In der »Hoffnung zu Gott« (*l'Espoir en Dieu*), in der »Erinnerung« (*le Souvenir*), »in diesen Gewitterstunden und schmerzvollen Todesängsten, die ihn aber befähigten, in einigen Nächten Laute auszustossen, die das Herz schneller schlagen machen und die keine Zeit vernichten wird,« sieht man zuerst einen spiritua-
listischen Lichtstrahl aufleuchten, der sich jedoch bald in der Nacht des Zweifels verliert. Man verspürt darin nichts von dem frischen, reinen Windhauch, der die Wangen des florentinischen Dichters fächelt, der, nachdem er die Pforten der Hölle durchschritten, diese verlässt, um in's Fegfeuer zu wandern. Vielleicht aber liest man das Erwachen der lange entschlafenen Seele in den Stanzen, die Alfred de Musset in dem Landhause eines seiner Freunde schrieb: »Diese Verse,« sagt Sainte - Beuve, »haben erst

¹⁾

..... Medio de fonte leporum

Surgit amare aliquid mediis quod floribus angit.

ihre volle Bedeutung, wenn man weiss, dass sie von dem Dichter in einer Nacht der Niedergeschlagenheit und bittersten Reue geschrieben und ihm dann ohne sein Vorwissen von Freunden geraubt wurden.«

J'ai perdu ma force et ma vie,
Et mes amis et ma gaieté.
J'ai perdu jusqu'à la fierté
Qui faisait croire à mon génie.

Quand j'ai connu la vérité,
J'ai cru que c'était une amie;
Quand je l'ai comprise et sentie,
J'en était déjà dégoûté.

Et pourtant elle est immortelle
Et ceux qui se sont passé d'elle
Ici-bas ont tout ignoré.

Dieu parle, il faut qu'on lui réponde
Le seul bien qui me reste au monde
Est d'avoir quelquefois pleuré.

Wie dem auch sei, Alfred de Musset nahm von Tag zu Tag an Bedeutung zu. Der Anführer der letzten, neuen poetischen Schule ist weder Lamartine noch V. Hugo, es ist Alfred de Musset. Ist dieses eine verdiente Gunst? Sicherlich; denn A. de Musset hatte bedeutende dichterische Eigenschaften, aber nicht ganz diejenigen, welche man ihm gewöhnlich andichtet: Gemüthstiefe, Kraft, Feuer; er besitzt Anmuth, Zartgefühl und manchmal Originalität und hat sich selbst besser beurtheilt, als alle seine Bewunderer:

Mon verre n'est pas grand, mais je bois dans mon verre ¹⁾).

Er hat in der That die poetische Ader, aber nicht beständige Wallung. Er geht nicht über seine Inspiration hinaus; wenn sie ihn verlässt, so steht er still, und er hört auf zu singen, sobald er zu fühlen aufhört. Uebrigens hat er nicht mit der Zeit gewonnen; »seine Frühlingsblüthe haben die Einflüsterungen von seiner Reife beeinträchtigt. Musset hat die Geziertheit und das Hochtrabende der Nachlässigkeit; er hat wunderbares Talent zur Nachahmung. Man könnte von der Mehrzahl seiner hübschen, kleinen Stücke und Melo-

¹⁾ La Coupe et les Lèvres.

dramen sagen, sie seien übersetzt und man wisse nicht woher, aber das Uebersetzte macht Eindruck« ¹⁾. Was Musset in der That entbehrt, ist Originalität; da er sich im Anfang nach Lamartine und V. Hugo richtete, ist er nie, was er auch geschrieben haben mag, aus sich herausgetreten. Wo steckt denn aber nun das Geheimniss der wachsenden Gunst, die höher ist, als der Ruhm eines Lamartine und Victor Hugo? Wir müssen uns wieder an Sainte-Beuve's Urtheil wenden: »Es ist wahr, in dem Erfolg Musset's ist Wahrheit und übertriebene Gunstbezeugung. Es ist nicht nur das Ausgezeichnete und Feine, das man an ihm liebt. Diese ausschweifende Jugend betet bei Musset den Eindruck ihrer eigenen Laster an« ²⁾. Sollte Sainte-Beuve wahr gesprochen haben? Ich fürchte es fast.

Im Augenblicke, als die romantische Literatur in ihrer vertrauensvollen Jugend der klassischen eine herrliche Herausforderung überbrachte, hatte diese geglaubt, dass man, um zu leben, um die öffentliche Gunst zu bewahren, sich mässigen, auf den zu feierlichen Pomp des Alexandriners und auf das beständige Mittel der klassischen Tragödie verzichten müsse; dass ferner, um das tragische Scepter aufrecht zu erhalten, einige Freiheiten in das Gesetzbuch des Aristoteles einzuführen und die tragische Ausdrucksweise des Sophokles ein wenig zu mildern sei.

Lebrun hatte in »Marie Stuart«, *Soumet* und *Guirard* hatten in ihren besten Werken in diesem Sinne einige Schritte gemacht. Als Victor Hugo später seine Theorien durch seine Dramen unterstützt und seine Vorreden zur Handlung gebracht hatte, glaubte die alte Tragödie ein wenig weiter gehen zu müssen, und sie wagte sich unter den Schutz eines Mannes, der, wie wir bereits wissen, unter der Restauration glänzende Erfolge an der Bühne erlangt hatte. Dieser Mann war *Casimir Delavigne*.

Vielleicht hat kein zeitgenössischer Ruf jemals so grosse Wechselfälle erlebt. Geliebkost, zu seinem ersten Auftreten aufgefordert und durch den Hauch der Popularität unterstützt, stand Delavigne von allen Dichtern im höchsten Ansehen, als die Revolution von 1830 ausbrach. Als gekrönter Verfasser der »Vêpres Siciliennes« und des »Paria«, Stücke, die zwar in antike Form gefasst, aber gute

¹⁾ Vitet, Rede bei der Aufnahme von Laprade an Musset's Stelle.

²⁾ Lundis, XI. B., S. 466, frz. Ausg.

Abnahme und Aufnahme fanden, hatte er, wie es scheint, nur den einmal gebahnten Weg beizubehalten, auf dem er neue, glänzende Farben ausgestreut hatte. Welche Frische in dieser scheinbar abgenutzten Form, welch jugendliche Phantasie! vielleicht wenig Originalität des Stils, aber welche Eleganz und Klarheit, welches Licht! Doch die romantische Woge überfluthet und stört den friedlichen und glücklichen Lauf dieser poetischen Ader:

Doris amara suam non intermisceat undam.

Casimir Delavigne liess sich davon hinreissen und überliess sein Schifflein dem Strom der Neuheit, das bis dahin so glücklich und klug gewesen; dennoch wagte er sich nicht in's offene Meer, sondern schaukelte in der Nähe des Ufers, das wurde sein Unglück. Hätte er alle Segel dem Winde der Romantik preisgegeben, so hätte er vielleicht weniger auf's Spiel gesetzt. Er nahm auf jeden Fall das schlechteste Theil, denn er nahm ein Halbtheil. Halb klassisch, halb romantisch, verlor er seine angeborenen Eigenschaften, ohne etwas durch diejenigen zu erlangen, welche die neue Lehre denen zuertheilen konnte, die sich ihr offen hingaben. Die Romantiker rechneten es ihm nicht besonders hoch an ¹⁾ und die Klassiker verziehen ihm nicht.

»Don Juan d'Autriche«, »Die Kinder Eduard's« und »Ludwig XI.« bezeichnen seinen Uebergang aus der ersten in die zweite Art. Selbst das Publikum, welches bisher so wohlwollend gewesen, wurde ihm sehr streng gesinnt. Delavigne wurde davon schmerzlich ergriffen. Ein feinführendes Gemüth, ein gewandter Geist, auf die öffentliche Gunst begierig und ihrer würdig, durch die Sorgfalt, die er seinen Werken angedeihen liess, verdiente er weder diese Gleichgültigkeit, noch diese Strenge; das ist aber in der Literatur das Schicksal unbestimmter Talente, wie in der Politik dasjenige

¹⁾ »Dieser arme Teufel (Casimir Delavigne), der seinen Sack geleert hat und nur noch klares Wasser zu Tage fördert, sucht sich von allen Seiten mit Lebensmitteln zu versehen. Da die Ballade in der Blüthe stand, gab er seine »Messenier« auf und machte auch einmal italienische Balladen; gerade wie er für seine Tragödie Marino eingenommen ist, schreibt er auf einmal mit grossen Buchstaben: Melodrama; — das ist alles Romantik an der Oberfläche, Mangel an Ueberzeugung.«

unentschlossener Character; wenn sie zwischen zwei Revolutionen kommen, so sind sie verloren. Die Pflicht der Kritik ist es, an die Verweigerung der Rechtspflege zu appelliren. Sagen wir es: Casimir Delavigne ist in zweiter Linie der erste Dichter unter seinen Zeitgenossen. Streicht, wenn ihr wollt, die Romantik von ihm ab, nehmt ihn nur als den Dichter junger Jahre und ihr werdet entzückt sein von so viel Anmuth, Reinheit und wohlgetroffenen Ausdrücken, von so viel Natürlichkeit der Gefühle, so viel Wahrheit der Character; und wenn ihr den Menschen sehen wollt, so sucht ihn in seinen verschiedenen Poesien auf: in ihm steckt etwas von Ducis in Bezug auf den Reiz der Versification und zarter Gefühle der Seele.

Im Gegensatz zu Casimir Delavigne, hat *Viennet* in seinem Alter die Volksthümlichkeit wiedergefunden und seine Lorbeeren wieder grünen und neue Triebe bekommen sehen. Doch erblühte sein poetischer Ruf, der gelitten hatte, nicht da wieder, wo er es am liebsten gesehen hätte. Vergebens zeigte sich Viennet unter der Restauration liberal; nichts konnte ihn in seinem tragischen Sturze aufhalten; weder »Clovis« noch »Arbogaste«, das nur einmal aufgeführt wurde, fanden Gnade vor dem Publikum. Schon während der Juli-Monarchie vergalt man ihm reichlich die satirischen Pfeile, die er gegen die Legitimisten wahrlich nicht spärlich geschleudert. Das zweite Kaiserreich (sollte man es glauben!) sah in Viennet als Dichter die Volksthümlichkeit wieder erstehen. Der unglückliche Liebhaber Melpomenens erlangte in einer bescheidenen Art, die durch La Fontaine geheiligt worden war, nämlich in der Fabel, bedeutende Erfolge. Darin hatte Viennet, besser als in seiner Epistel »Ueber die Pantoffeln des Don Miguel« (*Aux Mules de Don Miguel*), wenn auch zögernd, so doch endlich seine zwiefache Neigung erkannt. Seine Fabeln sind ein Gemisch von Satire und Politik, die der Lehrfabel ein Salz und etwas Fesselndes verleihen, das er nicht kannte; da sie zum grössten Theil in den akademischen Sitzungen gelesen wurden, so nahm man sie mit besonderer Gunst auf, sowohl um ihrer selbst willen, als wegen der in ihnen enthaltenen Anspielungen, sie fielen auf wohl vorbereiteten Boden, und das Korn der Opposition, das darin enthalten, wuchs fröhlich auf. Uebrigens ertrug er die Censur mit Langmuth und Geduld; er hatte — eine in Frankreich seltene Umkehr — schliesslich die Lacher auf seiner Seite; er, der zuerst Verspottete, war selbst Spötter geworden.

Die Komödie verfiel, was Würde anbetrifft, wenn auch nicht in Bezug auf Anmuth und Geist. Wir können zu ihren Habseligkeiten nur noch einige Proverbes von Alfred de Musset hinzufügen: »Das Schauspiel in einem Sessel« (*le Spectacle dans un fauteuil*), »Die Laune« (*le Caprice*), reizende Stückchen, die den feinern Gemüthern ein Vergnügen bereiteten, das ihnen die Bühne seit langer Zeit nicht mehr geboten hatte.

Das zweite Kaiserreich.

I.

Rückkehr zu den Schriftstellern der Restauration: Das Konsulat und das Kaiserreich. — Erinnerungen zu der Geschichte unserer Zeit. — Erinnerungen an Verstorbene. — Die Frauen des 17. Jahrhunderts von M. Cousin. — Zeitgenössische Erinnerungen von Villemain.

Wir haben jenen Theil der dritten Periode der Literatur, die von 1830 bis 1848 währte und Philosophie, Geschichte, Werke der Phantasie und Poesie umfasste, vorgeführt. Die Literatur ist gefördert und ihre Erzeugnisse durch die Bewegung der Restauration vermehrt worden. Wir kommen zur vierten Periode, betreten jedoch einen Weg, der uns zwingt, einige Schritte rückwärts zu machen und uns zu den berühmtesten Verfassern der letzten Jahre der Restauration führt.

Die Juli-Revolution hatte verschiedene Schriftsteller zu hohen Staatsämtern emporgehoben: Thiers, Guizot, Villemain, Cousin; das Jahr 1848 gab sie sich selbst zurück:

Le flux les apporte, le reflux les remporte.

Auf den Strand nur niedergesetzt, nicht gescheitert, fanden sie sich als das wieder, was sie einst gewesen, Freunde des Studiums und der Literatur, welche ihr politisches Wohlergehen begründet hatte und die sogar der Schiffbruch ihnen nicht rauben konnte. Du stolzes Heiligthum der Musen! Du schöner Zufluchtsort! Dort hinein flüchteten sie, stolz und glücklich und bewiesen, dass der Verlust ihrer

Macht, ihrer Reinheit, Ruhe und Kraft keinen Eintrag gethan hatte. Munter und wie neuverjüngt betraten sie die Laufbahn wieder, die ihnen als Ausgangspunkt gedient und wo sie den rettenden Hafen gefunden hatten. So traten Thiers, Villemain, Guizot, Cousin vor unsere Augen und nahmen in erneuter Weise die selbst im Schooss der Ehren und politischen Aemter von ihnen schmerzlich vermissten wissenschaftlichen Arbeiten wieder auf.

Wenn wir diese Arbeiten in chronologischer Reihenfolge unter dem zweiten Kaiserreich anführen, so brauchen wir nicht zu erwähnen, dass wir letzterem kein Verdienst zuzuschreiben beabsichtigen, es ist ein frisches Aussehen, das ihm zu Gute kam, und keine Blüthe, die es für sich beanspruchen darf.

Miraturque novas frondes et non sua poma.

Zuerst tritt uns Thiers entgegen. Schon vor der Revolution von 1848 war Thiers zu der Literatur zurückgekehrt. In seiner Rede bei der Aufnahme in die Akademie hatte er gesagt: »Ich danke Ihnen dafür, meine Herren, dass Sie mich in dieses Asyl des freien und ruhigen Gedankens eingeführt haben. Wenn schwere Pflichten mir gestatten werden, hier zu verweilen, oder wenn das Geschick das auf mir lastende schwere Joch auf andere Häupter legen wird, so werde ich mich glücklich schätzen, hier häufig mit gerechten, wohlwollenden, gedankenreichen Gesinnungsgenossen zusammen zu sein. Die schöne Literatur, die ich als mein Geburtsland betrachte, stelle ich mir jetzt als ein Asyl des Friedens vor. Erlauben Sie mir, treue und beständige Freunde der Wissenschaft, in Ihrer Mitte auszurufen: Glückliche mögen sich Diejenigen schätzen, die an den Werken unserer Tage Theil nehmen! glücklich Diejenigen, welche zu diesen Arbeiten zurückkehren und sich an dem wissenschaftlichen, historischen und sittlichen Werke, das unserer Zeit hervorzubringen vorbehalten ist, betheiligen dürfen!« Das Ministerium vom 29. October liess ihm die nöthige Zeit. Von 1840 bis 1844 nahm er an den parlamentarischen Debatten weniger thätigen Antheil und widmete sich gänzlich der Geschichte des Consulats und des Kaiserreiches.

Als Thiers die Geschichte des Consulats schrieb, hatte er gerade einen reichen, lohnenden Stoff gefunden. Die letzten Spuren der unglücklichen Bürgerkriege waren vertilgt, Frankreich hatte nach Innen Sicherheit, nach Aussen wieder seine frühere Stellung

eingenommen; in Sitten und Einrichtungen war die Ordnung zurückgekehrt, die Kirchen standen wieder offen und Ruhe war in die Gemüther eingezogen. Die Aufgabe, alles jenes zu preisen, war wahrlich eine leichte, und er entledigte sich derselben auf glänzende, glückliche Art. Aber bei dem Kaiserreich ändert sich alles. Im Innern wüthet Despotismus, nach Aussen jene Kriege, die zu einer schrecklichen Katastrophe führen müssen. Schon durch das Consulat für das Kaiserreich günstig gestimmt, hat sich Thiers von Anfang an nicht genug für die Ueberraschungen, die ihm sein Held verschaffte, vorgesehen. Er ist noch immer von ihm bezaubert, und dieser Zauber wird nicht gelöst werden. Vergeblich mag er Fehltritte begehen, mögen diese Fehltritte Rückschläge nach sich ziehen; der Glaube Thiers' an Napoleon wird nicht erschüttert werden: sein Kaiser ist für ihn unfehlbar.

Nichts kann diese gute Meinung des Geschichtsschreibers erschüttern. Nicht dass Thiers hier und da, wenn er die Wolken sich thürmen, den Himmel sich verdunkeln sieht, nicht auch einige Vorstellungen zu machen gewagt hätte, das sind aber immer nur schwache Versuche und so angefüllt von Vertrauen und Lobreden auf das Talent des Kaisers, dass sie eher einer Billigung ähnlich sahen. Mit einem Worte, bei Moskau und Waterloo, bei Wagram und Marengo hat der Kaiser nicht gefehlt.

Ich würde dem Geschichtsschreiber noch seine napoleonische Nachsicht verzeihen, wenn er mit den Opfern eines solchen persönlichen Ehrgeizes noch einiges Mitleid fühlte, aber im Gegentheil, die Gefühllosigkeit des Helden scheint sich auch dem Geschichtsschreiber übertragen zu haben, und so geht es fort mit der Beschreibung, bis zum Untergang des Kaiserreichs. Und mitten durch diese europäischen Kriegszüge führt uns Thiers in Napoleons Fusstapfen dahin. Was wird aus Frankreich? Wie denkt, was duldet es während dieser beständigen Kriegszüge? Seine Befürchtungen wandern zum Schlachtfeld, seine Seele ist nicht dort; die Siege machen es sogar erzittern; es fühlt, dass das Unglück nahe ist. Welche Aufregungen, welcher Schmerz herrscht bei diesen Triumphen im Herzen Frankreichs! welcher Ueberdruß des Despotismus! Das zeigt aber der Geschichtsschreiber niemals.

Schon aus dramatischem Interesse hätte er wissen müssen, dass die moralischen Schilderungen den materiellen Beschreibungen, die

er vervielfacht, den kleinlichen Einzelheiten, die er aufhäuft ¹⁾, viel voraus haben. In der That, als er in seinen letzten Bänden zu dem Kampfe Napoleons gegen den Papst Pius VII. kommt, zu diesem Kampfe der Macht gegen das Recht, schildert er den ruhigen, festen Widerstand des Pontifex gegen den Kaiser, und seine Erzählung zeigt grosse Wärme und Antheil für die Sache. Welches dramatische Gemälde rollt sich vor unsern Augen auf! Das kommt daher, weil über der Macht noch etwas Höheres, nämlich das Gewissen steht. Auch erscheint der Papst in seiner rührenden, unbeugsamen Resignation grösser als der Meister, der einen Augenblick über ihn zu triumphiren scheint, jedoch bald durch die sittliche Macht, die er verkannt hat, niedergeworfen wird, und sein Geschichtsschreiber manchmal mit ihm.

Ich bin weit entfernt davon, Herrn Thiers die herrlichen Eigenschaften abzusprechen, die er in diesem hervorragenden Werke entfaltet hat. Tiefgehendes und genaues Forschen, geduldiges Streben, beständiges, wissbegieriges Studium aller allgemeinen und besonderen Schriftstücke, die grosse Sorgfalt, die er auf das Einzelne verwendet, und endlich »diese Klugheit«, die er überall aufweist und mit der er die Thatsachen zusammenstellt und die Ereignisse an ihrem Platze in klarer Ordnung vorführt, sind hervorragende Eigenschaften.

Ich bewundere die schöne Fassung der Zusammenstellung, die weitlaufenden Linien, die unbegrenzten Rahmen der Schlachtfelder, wo in schönster Ordnung zehn Jahre hindurch, wechselseitig siegreich und besiegt, die Armeen von zwanzig Völkern sich bewegen, sich entfalten und sich angreifen. Das sind grossartige Scenen, in denen, wie bei den Gemälden Horace Vernet's viel Luft, Raum, Leben, aber nicht immer genug Einheit herrscht.

Um diese Prüfung zu schliessen und sie nochmals durchzusehen, fügen wir ein Urtheil Sainte Beuve's an:

»Wenn man diese Geschichte, die ohne Zweifel ihre Schattenseiten, ihre Wiederholungen und Weitschweifigkeiten hat, in der jedoch nichts vergessen ist, liest: wo alle die zeitgenössischen Quellen

¹⁾ Thiers weiss Alles, spricht von Allem, urtheilt über Alles. Er wird uns zugleich sagen, auf welcher Seite des Rheins der nächste grosse Mann erstehen wird und wieviel Nägel an einer Kanone sitzen.

sich zu einem weiten, unendlichen Strom vereinigen, wo sich, scheinbar so leicht, eine so mächtige Arbeit vor unsern Augen entrollt; wo alles natürlich gedacht und natürlich gesagt ist; so herrlich an Klarheit und Ausdehnung, im Einzelnen Züge der glücklichsten Feinheiten aufweisend; wo sogar der Stil, an den doch weder Geschichtsschreiber noch Leser denken, stellenweise so fließende und um so reizendere Parthien aufzuweisen hat, wird die Nachwelt gestehen, dass er die letzten fruchtbaren Jahre seiner gänzlichen Reife zu nichts Besserem hätte verwenden können, als ein solches Denkmal zu errichten«¹⁾.

Auch Guizot ergriff die Feder wieder und verfasste seine »Erinnerungen«; wie Napoleon die seinigen in St. Helena zum Besten der zukünftigen Geschichte und für sich selbst geschrieben, so schrieb auch Guizot sie für sich selbst, und das ist jedem gestattet, der wie Guizot so lange in politischen Aemtern gestanden hat. Man muss ihm übrigens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er sich zwar nicht vergisst, aber sich auch nicht hervorzuheben scheint. Er fühlt sich ganz behaglich, wenn er von sich selbst spricht; dieselbe Reinheit, die ihn bei den verschiedenen Ministerien und seinen verschiedenen Entlassungen nicht verliess, besitzt er auch, wenn er davon erzählt; Reinheit für sich und seine Handlungen, für seine Gegner Gerechtigkeit, und mit Höflichkeit gepaartes Wohlwollen. Ist er stets in seinen Beweggründen, den Entschuldigungen oder Erklärungen, die er in seiner innern und äussern Politik gibt, im Recht? Hat er genügende Thatkraft für die Gegenwart und Scharfblick für die Vergangenheit; hat er es verstanden zur rechten Zeit vorzubeugen und

¹⁾ Uebrigens ist Sainte-Beuve mehr als zu streng gegen Thiers; seiner Ansicht nach würde der Geschichtsschreiber des Consulats und Kaiserreichs nur ein provisorischer, kein definitiver Geschichtsschreiber sein, weil er nicht das Ganze eines grossen Mannes aufzufassen gewusst; er fügt hinzu: Ich weiss nicht, ob ich meine Ansicht recht ausdrücke; sie ist einmal nicht anders und die Kritiken, die Ihr so lebhaft äussert und die Ihr eher, als jeder Andere zu äussern das Recht habt, sind Allen fühlbar geworden und rechtfertigen sich täglich mehr und mehr, wenn man die Originale, aus denen der Geschichtsschreiber geschöpft, zur Hand nimmt, die er nicht so benutzt und ausgenutzt hat, als er wohl gekonnt. Er hatte das Wasser des Styx, hat aber weder seinen Stil, noch sein Schwert damit befeuchtet; auch wird es eines Tages klar werden: »Was nicht geschrieben ist, währt nicht lang.«

nachzugeben? Alle diese Fragen habe ich hier nicht zu erläutern. Welches auch die Einwendungen sein mögen, die die Geschichte gegen seine »Erinnerungen« erhebt, sie werden zu seinen Gunsten schwer in die Wagschale fallen. Diese einfachen, mit Kraft und Mässigung geschriebenen Memoiren sind die Rechtfertiger seiner Politik und entwickeln die immer schon im Voraus von ihm zurechtgelegten politischen Ansichten, nach welchen er beurtheilt sein will, sie sind hervorragend durch einen wahrhaft liberalen Geist, ein hohes Gefühl für Mässigung, die Achtung für die verschiedenen Meinungen, eine beständige und etwas stolze Genugthuung, die Nachbarin eines geheimen Unfehlbarkeitgefühls ¹⁾).

Guizot entsagte diesen zeitgenössischen Stoffen, in denen er, trotz seiner Ruhe, noch Spuren jener Leidenschaften und Interessen fand, die er zu bekämpfen hatte, um sich mit andern Gedanken zu befassen und zwar mit solchen, bei denen die Gefahr ihm grösser, die Hülfe nöthiger schien. Erschreckt von der Zügellosigkeit der Gemüther und jener herrschenden Freiheit der Irreligiosität, die zu einer Freiheit des Kaiserreichs zu werden schien, widmete er die Ueberreste eines Eifers, der nicht zu erlöschen schien, der Vertheidigung der religiösen und sittlichen Prinzipien. Er hatte stets den grossen Problemen des menschlichen Geschickes alle Aufmerksamkeit zu Theil werden lassen. Zwar hat er nicht die eigentlich metaphysischen Fragen berührt, hat sich jedoch stets mit dem Studium des Menschen beschäftigt, der eine andere Bestimmung, als die menschliche Gesellschaft im Allgemeinen hatte und jenseits dieses irdischen Lebens eine andere Welt suchte. Das sind die beständigen Betrachtungen, welche Guizot in seinen »Frommen Betrachtungen« (*Méditations religieuses*), die Frucht seiner blühenden, erzeugnissreichen Jugend, ausgearbeitet und zusammengefasst hat. Wenn er die religiösen Fragen behandelt, so hebt er so zu sagen einen ernsten, wahren Unterschied zwischen Rationalismus und Glauben hervor. Seine »Betrachtungen« weisen eine grosse Kraft der Beweisführung

¹⁾ Nach einem jener Artikel in der Revue des Deux-Mondes, in welchen Guizot seine Vergangenheit lobt und sich unaufhörlich mit wachsendem Vertrauen und vergnügt beglückwünscht, fragte man Frau von Boigne, was sie davon halte: »Was wollen Sie,« sagte sie, »Guizot war zufällig an jenem Morgen mit sich selbst zufrieden.«

und erhabene Gedanken auf. Er ist ein beredter überzeugender Sittenprediger.

Ist er ein grosser Schriftsteller? Gewöhnlich spricht die Kritik ihm diese Eigenschaft ab; Edmond Schérer sagt rund heraus: »Guizot ist niemals ein Schriftsteller gewesen, oder wenn das besser gefällt, er ist nur der Erste der Schriftsteller gewesen, die die Sprache nicht kennen.«

Sainte-Beuve sagt, zwar mit Vorbehalt, im Grunde jedoch dasselbe, wie Schérer: »Alles, was Guizot schreibt, ist bestimmt und genau, von höherer Mittelmässigkeit; das kostet keine Mühe, keine Anstrengung; das ist seine Kunst; verlangt nicht mehr von ihm, weder Tiefe, noch lebendige Originalität, noch neue Wahrheit. — Seinen Schriften fehlt das Feuer, sogar auf den besten Seiten; er hat es nur auf der Tribüne durch Widerspruch, in der Begeisterung dramatischer Rede besessen¹⁾: Man muss gestehen, dass Guizot nicht die meisterhaften Seiten eines Schriftstellers, erhabenen Ausdruck, lichtvolle Schilderungen, Biagsamkeit und Feuer aufweisen kann; aber durch Uebung der Feder hat er ein bedeutendes Talent erlangt. Unklar, peinlich, verlegen in seinen ersten Werken, ist sein Stil klar, ungezwungen, vornehm und sogar manchmal farbenreich geworden; zu allererst hatte sein Stil keinen Zusammenhang, auf dem Marmor der Tribüne hat er ihn gefeilt.« Dieser Fortschritt ist aus den Bildern ersichtlich, die einen grossen Reiz seiner Memoiren, und der Antwort auf die Rede Lacordaire's, bei dessen Aufnahme in die Akademie bilden. Seitdem hat Guizot's Feder die Klarheit, Hoheit und Bestimmtheit, die zusammen gewiss die französische Sprache ausmachen, nicht wieder abgelegt, und wenn er auch nicht der erste der Schriftsteller ist, so ist er doch derjenige, der ihnen am meisten gleicht.

Nach den Memoiren von Guizot kommen in natürlicher Reihenfolge andere lange versprochene, die oft durchgesehen und verbessert, wieder überlegt und manchmal ein wenig beschädigt worden, es sind die Memoiren *Chateaubriand's*. Endlich erschienen diese »Memoiren Verstorbenen«, die so oft angekündigt worden waren: sie erschienen zu einer sehr ungelegenen Zeit, am Morgen nach der Revolution von 1848, inmitten all der Verwirrung, die sie in den Gemüthern hervorgerufen, und um das Unglück voll zu machen, erschienen sie

¹⁾ Anmerkungen und Gedanken, Lundis.

zerstückelt als Feuilletons, mitten in so lebhaften Vorurtheilen, die die Gemüther erregten und quälten. Dieses erste Missgeschick ist ihnen schädlich gewesen und selbst heutzutage hat man ihnen nicht die volle verdiente Aufmerksamkeit und Gerechtigkeit zu Theil werden lassen. Freilich ist die Persönlichkeit des Verfassers viel daran schuld, und was er uns über sich selbst sagt, macht diesen Fehler nicht wieder gut: er lässt zu sehr seine Vorurtheile, seine persönlichen und politischen Gehässigkeiten, seine Grillen und manchmal kindischen Eitelkeiten durchblicken, und zeigt unbegreifliche Unachtsamkeiten gegen diejenigen, die er den Gegenstand seines monarchischen Cultus nennt. Das gebe ich Alles zu; aber oft zeigt sich auch der grosse Schriftsteller darin. Er ist es in den Schilderungen seiner Kindheit, seines einsamen traurigen Lebens, seiner väterlichen Ritterburg. Wir erlauschen die Träumereien des Königs René und überraschen ihn auf seinen einsamen Spaziergängen auf dem sandigen Ufer, in den unbebauten Steppen, wo er umherirrte und seine krankhafte, mächtige Einbildung nährte, durch die er sich auf seine Wanderungen durch die malerischen Wälder der neuen Welt vorbereitete. Endlich kommt er, der manchmal feudale Ritter, noch in den letzten Bänden zur Erkenntniss, wenn er uns von seinen Besuchen bei dem alten verbannten Königthume erzählt. Diese Memoiren werden unzweifelhaft zu dem hohen Rang gelangen, den sie unter den Werken Chateaubriand's einnehmen; spannend durch anziehende Einzelheiten, sind sie es auch durch Bemerkungen über Menschen und Dinge, welche erdichtet sind, aber dennoch Urtheile bleiben werden.

Thiers, der die Geschichte des Consulats und Kaiserreiches beendete und Guizot, der seine Memoiren schrieb, welche als Geschichte seiner Zeit gelten sollten, folgten ihrer früheren Bahn und nahmen nur ihre natürliche Richtung wieder auf; gross war jedoch das Erstaunen, als Cousin die Philosophie verliess, um sich der Literatur zuzuwenden, und von Plato auf Frau von Longueville überzugehen. Was konnte wohl die Ursache eines solchen Wechsels sein?

Fühlte Cousin wohl, dass die Philosophie ihre Blüthezeit gehabt hatte und dankte er ab, um nicht entthront zu werden? Für diejenigen, welche Cousin lange gekannt, hatte dieser Wechsel nichts Erstaunliches; es war eher eine Rückkehr zur Literatur, wie er sie stets geträumt, als eine Untreue gegen die Philosophie. Wirklich

waren die ersten Studentenerfolge Cousin's literarische Erfolge gewesen; er war zur Literatur bestimmt; und als er die erste Hochschule betrat, wurde er in die literarische Abtheilung aufgenommen. Bald hörte er auf Schüler zu sein und wurde Repetent der lateinischen Literatur. Ein Kritiker hat behauptet, dass der Vorsitzende der Schule seine Ernennung hintertrieben habe, ich weiss das nicht; jedenfalls meinte Guérout es redlich, als er sich dem widersetzte. Hier ist eine rechtskräftige Zuschrift, die er dem Grossmeister der Universität, damals Fontanes, zusandte: »M. Cousin ist ein hervorragender Geist und zu Allem zu gebrauchen, nur nicht für die Philosophie.«

Ich sage nicht, dass diese Beschreibung in allen Punkten genau sei; jedenfalls zeigt sie, dass damals Niemand von all den Schülern Cousin's in ihm den zukünftigen grossen Philosophen sah. Wusste Cousin selbst etwas davon? Wenn es der Fall war, so war es noch ein sehr unbestimmtes Gefühl, das sich, wie wir noch zeigen werden, erst zufällig darthat. Wie dem auch sei, er studirte von da ab die grossen Schriftsteller und besonders die des 17. Jahrhunderts, mit lebhaftem Eifer, und in den Repetitionen, welche er leitete, hat er viele Schönheiten gezeigt und die Zusammenstellung mit geschmackvoller Kraft zergliedert; Bossuet, Pascal, Fénelon und Corneille wählte er am liebsten zum Gegenstand seiner beredten Unterhaltungen.

Der erste Beruf Cousin's war demnach die Literatur. »Cousin gehört noch mehr der Literatur als der Wissenschaft an; er ist vor Allem ein Schriftsteller, Redner, Kritiker, der sich mit der Philosophie beschäftigt hat. Man begreift, dass er das Talent, welches er auf die Philosophie verwandte, sehr wohl einer andern Sache hätte widmen können, dass die Philosophie bei ihm eine Wahl und keine Nothwendigkeit war« ¹⁾. Renan hat besser gesehen, als Planché, der behauptete, dass Cousin bei seiner philosophischen Ernennung viel Widerstand von Seiten Guérout's, dem damaligen Chef der Hochschule angetroffen hätte. Es ist wahr, dass Guérout, wie wir auch bereits erwähnt, nicht Cousin's Talent als Geschick zur Philosophie ansah, und Cousin selbst hatte zuerst keine Ahnung davon. Auf folgende Weise gelangte er dazu. Im Jahre 1815 aufgefordert,

¹⁾ Revue des Deux-Mondes.

Cardaillac, den Lehrer der Philosophie am College Bourbon zu vertreten, fand er Geschmack daran und sagte nach einigen Lehrstunden: »Gewiss, wenn ich zu etwas Lust habe, so ist es die Philosophie.« In der That widmete er sich von jetzt ab der Philosophie ganz. Aber man sieht, dass sie ihn nicht zuerst, nicht unwiderstehlich hinriss.

Soll ich noch hinzufügen, dass die, obgleich lange liegen gelassene Literatur ihm stets am Herzen lag? Er zeigte das darin, dass er ein Buch über Pascal herausgab, welches eine philologische Revolution hervorrief. Er bewies es noch deutlicher in den literarischen Fragmenten und Erinnerungen und in seinen Erklärungen über den Stil Rousseau's, die er der Volksausgabe beifügte, welche er von dem Glaubensbekenntniss des savoyardischen Vikars herausgab.

Sei es drum, wird man sagen; von Rousseau zu Pascal heisst, wie man begreifen wird, noch philosophiren, weil man dabei wieder auf die Literatur zurückkommt. Aber woher diese Studien über die Frauen des 17. Jahrhunderts? Cousin sagt es uns: »Wenn ich etwas gelte, so ist es um der Bewunderung des Schönen willen; und diese zärtliche und tiefe Bewunderung für das, was es nächst einem grossen Manne Schöneres gibt, d. h. eine Frau, die des Platzes an seiner Seite würdig ist, wollte ich zeichnen und wiedergeben, wenn es möglich ist, wie sie durch alle Quellen der Kunst und einer mässigen und gewählten Gelehrsamkeit ansteckend wirkt. Diese Kunst wäre die Buchdruckerkunst und Kupferstechkunst, das schöne Folioformat, rechtskräftige Bilder, vor meinen Augen mit einem treuen Meissel entworfen: Frau von Sévigné würde die Königin dieser Galerie bilden. Da würde auch Frau von Grignan, sowohl wegen ihrer Mutter, als wegen ihres Vaters und um ihrer selbst willen eine Stelle finden, jene Frau, die mit einer stolzen Seele noch kühner, als die der klugen Marquise, einen freien, hohen Verstand, einen originalen Geist und einen, in seinem mässigen Ernst vollkommenen Stil verbindet¹⁾. Mag er doch Jacqueline, Pascal und Frau von Grignan bewundern, wird man sagen: sie sind es nicht, von denen er spricht, die ihn beschäftigt haben. Er hat euch darin getäuscht; dieser Philosoph richtet seine Ehrenbezeugungen an die

¹⁾ Pascal, Jacqueline.

Schönsten und Lieblichsten, an Frau von Longueville zu allererst, »dieses entzückende Geschöpf, so voll Hoheit und Sehnsucht, mit dem blonden Haar und den blauen Augen;« ferner an Frau de la Sablière und an Fräulein Hautefort. Dies von Frau von Sévigné zu sagen, hätte er sich wohl gehütet, denn er liebte sie nicht. In dieser Beziehung stimmte er mit de Maistre überein: »Wenn ich zwischen Mutter und Tochter zu wählen hätte, so würde ich die Tochter heirathen und mich bemühen, die Briefe der ersteren zu erhalten. Ich weiss wohl, dass es an der Tagesordnung liegt, Frau von Grignan zu verdammen, aber durch den alleinigen Empfang der Briefe der Mutter, gelesen, wie man sie lesen muss, scheint mir die Ueberlegenheit der Mutter über die Tochter (in Allem, was wesentlich ist) klar am Tage zu liegen¹⁾. Aber Frau von Maintenon? Was die betrifft, so hob er sie hervor, und stellte sie als Schriftstellerin mindestens in dieselbe Reihe mit Frau von Sévigné, ohne jedoch irgend eine Sympathie für »dieses kalte und ernsthafte Gesicht« zu empfinden. Demnach ist Cousin in seinen Studien mehr Platoniker gewesen, als man glauben mag. Er sucht und liebt das Schöne, er ist ebenso sehr Künstler als Philosoph: er erinnert sich an das Gastmahl von Plato. Aber diese Studien haben nicht allein eine künstlerhafte, sondern auch eine besonders lehrreiche und fesselnde literarische Seite. Man hat über das 17. Jahrhundert bessere, beurtheilende Blätter geschrieben, als diejenigen, welche sich in den der Frau von Longueville und Frau de la Sablière gewidmeten Bänden vorfinden. Der Stil Cousin's hat hier die Reinheit, den Glanz und das Mass, die das Zeichen der Schriftsteller des 17. Jahrhunderts sind. Diese Studien über die Frauen und die Gesellschaft des 17. Jahrhunderts muss man dem herrlichen Stücke über französische Kunst, das den Band beendigt, beifügen, das über das Wahre, das Schöne und Gute handelt. So befriedigte Cousin seine doppelte Neigung zum Künstler und Schriftsteller, und wie er seiner unerschöpflichen Geistesthätigkeit ein entsprechendes Nahrungsmittel verschaffte, fand er auch für seinen Körper eine heilsame Uebung. Ein Bildniss, einen Kupferstich, eine Skizze der Zeit zu suchen, die treulich die Züge seiner Heldinnen widerspiegelte, die am meisten mit dem Ideal

¹⁾ Briefe und kleine Schriften.

übereinstimmte, das er sich davon machte, war die immerwährende süsseste Beschäftigung seines unermüdlichen Strebens. Er hat sich in seinem Lebensherbst mit jenen lachenden Bildern umgeben, die ihn in Entzücken versetzten, aber nicht ohne einige Gewissensbisse über die Vernachlässigung der Philosophie, der er sich immer wieder widmen wollte, ein Vorhaben, das sich aber nicht bewerkstelligen liess. »Die Beweisgründe Plato's« sind nicht fertig geworden; doch darf auch »Diotime« nicht unerwähnt bleiben. Welche Werke Cousin's werden wohl eher unsterblich sein, die philosophischen oder die literarischen? Vielleicht könnten es die letzteren sein, wenn man das Buch »Ueber das Wahre« u. s. w., welches soeben erwähnt wurde, ein eigentlich mehr literarisches als philosophisches Werk mit einbegreift. Villemain, der wie Guizot, Thiers und Cousin, aber noch früher als sie, dem Privatleben wiedergegeben wurde, hatte auch seine früheren Arbeiten wieder aufgenommen. Vielleicht war er darin niemals fruchtbringender gewesen. »M. de Narbonne«, »Die hundert Tage« und »M. de Chateaubriand« folgten kurz nach einander. Die »Erinnerungen« Villemain's bieten schätzenswerthe Aufschlüsse über den Geisteszustand während des ersten Kaiserreichs und der Rückkehr zur Restauration. Der Verfasser hatte einen guten Standpunkt gehabt, um die Dinge und Menschen zu sehen und richtig beurtheilen zu können. Alle Säle, die der Opposition und der Legitimität, standen ihm offen. »Man muss Villemain zu jener Zeit gekannt haben, in der er seinen Erfolg errang, in der er fühlte, dass er durch seinen Geist eine höhere Stellung einnehmen werde, als er jemals erhofft, und dass er auch noch steigen konnte. Er hatte günstigen Wind und schiffte mit vollen Segeln; damals hatte er schöne Tage, herrliche, wunderbare Abende, an denen er die Beredtsamkeit in der Unterhaltung geltend machte,« wie Salvandy sich ausdrückte, »ohne über das Maass hinauszugehen.« Sainte-Beuve, der Villemain jenes Zeugniß gibt, sagt anderswo mit Unrecht: dass man nur mit der grössten Vorsicht Alles, was Villemain über die Unterhaltung zwischen Narbonne und Napoleon gesagt, aufnehmen müsse. Allerdings sind diese Unterhaltungen mit Politur übertüncht und theilweise mit Phantasie vermischt; Villemain ordnet und stellt sie zusammen, aber er erfindet nicht, und vielleicht ist das in dem dem Chateaubriand gewidmeten Bande ausgesprochene Urtheil über Napoleon und das Kaiserreich das beste der Urtheile.

Das waren nicht Villemain's einzige Werke in dieser Spät-Jahreszeit. Er gab Abhandlungen über das Genie Pindar's und die lyrische Poesie heraus, eine Studienwahl über zeitgenössische Literatur etc. »Die Schilderung der christlichen Beredtsamkeit im vierten Jahrhundert« (*Tableau de l'éloquence chrétienne au quatrième siècle*), vielleicht sein bestes Werk, nahm er wieder vor und verbesserte und vergrösserte es. Villemain, in dem man manchmal nur einen eleganten, geistvollen, glänzenden Geist erblickt, ist auch originell, ein Neuerer in Bezug auf Kritik. Er hat sie nicht allein erneuert, als er sie zum Studium der Sitte und des Geschmacks machte, er hat auch ihr Gebiet erweitert und vergrössert, besonders nach einer Seite hin, wohin sich zu wagen das Vorurtheil ihm verboten hatte. Die christliche, griechische und lateinische Literatur war uns fast ganz unbekannt. Wer hätte daran gedacht, die Beredtsamkeit bei den Kirchenvätern zu suchen? Villemain hat uns diese Beredtsamkeit in den »Bekenntnissen des hl. Augustinus«, in den »Briefen des hl. Hieronymus«, wie in den »Busspredigten des Johann Chrysostomus« und den »Reden Gregor's von Nazianza« enthüllt. Er hat uns gezeigt, dass vor Rousseau und Bernardin de Saint-Pierre, und vielleicht mit derselben Macht als sie, Basilius die Schönheiten und Harmonien der Natur empfunden habe und damit den »Betrachtungen« Lamartine's zuvorgekommen sei.

»Er hat gemacht, er macht noch und wird stets Gregor VII. machen« sagte Royer-Collard. Diese Prophezeiung hat sich nur zur Hälfte erfüllt. Es ist wahr, dass Villemain sich Zeit dazu genommen hat; er las beständig sein Werk wieder durch und erwartete immer den günstigen Augenblick, in dem er es erscheinen lassen könnte. Dieser Augenblick schien ihm niemals gekommen und da er es stets wieder zurücklegte, so überraschte ihn der Tod, ehe er es der Oeffentlichkeit übergeben konnte. Es ist erst nach seinem Tode auf Antrag seiner Familie herausgegeben worden.

»Gregor VII.« schien in der Briefftasche alt geworden zu sein. Die Fragen, welche Villemain darin behandelt, wären zu anderen Zeiten lebendig und interessant gewesen; heute verschwinden sie neben den Ereignissen, die das Papstthum so tief bedrängt haben. Trotz dieses Anachronismus wird die Geschichte Gregor's VII. lehrreich und angenehm zu lesen sein. Sie ist jener Feder, die das »Bild christlicher Beredtsamkeit« gezeichnet, nicht unwürdig.

Das waren nicht Villermains einzige Werke in dieser Spätzeit. Er gab Abhandlungen über das Geringe Pindars und die lyrische Poesie heraus, eine Studienwahl über zeitgenössische Literatur etc. Die Schilderung der christlichen Botschaft im vierten Jahrhundert (Tabl. de l'époque chrétienne au quatrième siècle), vielleicht sein bestes Werk, nahm er wieder vor und verbesserte und vergässerte es. Villermain, in dem man manchmal nur einen eleganten geistvollen, glänzenden Geist erblickt, ist auch originell, ein Neuerer in Bezug auf Kritik. Er hat sie nicht allein erneuert, als er sie zum Studium der Stile und des Geschmacks machte, er hat auch ihr Gebiet erweitert und vergässert, besonders nach einer

II.

Die Philosophie in und ausserhalb der Universität, — Die Moralisten, — Paul Janet, — Der Abbé Bautain, — Frau Swetchine, — Prevost, — Paradol.

So kommen wir endlich zum zweiten Kaiserreich, wo sich im Guten und Bösen, besonders im letzteren ein neuer Geist verräth. Beginnen wir mit dem Guten.

Wir haben erwähnt, dass die zweite philosophische Generation, die aus der Schule des Meisters hervorging, sich weit von derselben entfernt und mit dem Eklekticismus gebrochen hatte. Dennoch hatten nicht alle Jünger das Joch abgeschüttelt und sich zu einer anderen Philosophie bekannt. Die grössere Anzahl, es sind die, mit denen wir es jetzt zu thun haben, blieben dem Meister und der spiritualistischen Lehre treu.

In erster Linie steht *Saisset*. Dieser hat besonders versucht, die Hauptsysteme der Philosophie unserer Zeit von dem zu befreien, was er die Mutteridee des Pantheismus nennt, deren Fehler und die Beweisgründe hervorzuheben, die, im Gegensatz zu den Systemen des Pantheismus, welche Gott mit der Natur und Menschheit in Zwiespalt bringen, ihm das Dasein eines höheren Wesens, in welchem sich vollkommene Klugheit und Willen findet, festzustellen scheinen. »Er hat besonders den Glauben an einen persönlichen Gott gegen Alles vertheidigt, was er mehr oder weniger gegen diesen Glauben in den Systemen eines Spinoza, eines Kant, eines Hegel und sogar Decartes, eines Malebranche und Leibnitz vorzufinden glaubte. Als einer der Meister der eklektischen und kartesianischen Schule, hat er die Sache des Spiritualismus gegen die Versuche des Pantheismus und deutschen Materialismus, sowie gegen die Eingriffe des

Mysticismus und des erneuerten Voltairianismus mit lauter Stimme vertheidigt.

Die Werke Saisset's sind, obgleich er mitten in seiner Laufbahn aufgehalten wurde, zahlreich; wir erwähnen die »Abhandlungen über die Philosophie und Religion im 19. Jahrhundert«, »Vermischtes über Moral und Kritik«, »Abhandlung über religiöse Philosophie«. Wir verdanken ihm auch eine feine, getreue Uebersetzung der »Gottesstadt« vom h. Augustin, mit bedeutendem Vorwort. Neben einem scharfsichtigen und geistvollen Philosophen ist Saisset auch ein geschickter Schriftsteller. Sein Stil ist elegant, kraftvoll und mässig.

Nach Saisset hat keiner der Schüler Cousin's mit so mächtiger Hand das Banner des Spiritualismus wieder emporgehoben, wie *Paul Janet*.

Janet ist der Dialektiker der Schule. Seine Abhandlung über die Dialektik von Plato und Hegel, mit welcher er auftrat, hat ihn als solchen gekennzeichnet. Er ragt besonders durch ein deutliches, tiefes, geistvolles und feines Urtheil hervor, er schreibt und denkt, indem er schreibt. Besonders hat er es sich zur Aufgabe gemacht, Schritt für Schritt die Physiologie zu verfolgen, sie mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen und die Beweise für den Spiritualismus da zu zeigen, wo man die Negation zu finden glaubt.

Caro hat, wie Saisset, in seinen neuesten Theorien den Pantheismus bekämpft. Ferner hat er zu der Frage der göttlichen Persönlichkeit die der Unsterblichkeit der menschlichen Seele hinzugefügt. In der »Gottesidee« und den »Neuen Kritiken« hat er besonders zeigen wollen, wie viel Ueberflüssiges, Irrthümliches und sogar Widerspruch in den, aus dem Positivismus hervorgegangenen Lehren zu finden sei, die durch natürliche Formen, mehr oder weniger dem einfachen Stoff verwandt, den Gott des Spiritualismus zu ersetzen suchen. »Dieses Buch, in welchem alte Irrthümer des Materialismus und der Sophistik, durch Hegel mit mehr Feinheit erneut, nochmals zerstört sind, ist gleicher Weise eine elegante Exposition spiritualistischer Philosophie und reiner Aesthetik, genügend als Methode, überzeugend für das Herz und von hoher Geisteskraft¹⁾.

Caro ist neben dem Philosophen auch Literat. Einige haben

¹⁾ Villemain, Concoursbericht von 1865.

mit Schmerz gesehen, wie er bei seinem ersten Auftreten in der literarischen Laufbahn die Literatur, zu der er doch berufen schien, verliess; das war in Wahrheit nicht der Fall, und in seiner Arbeit über Goethe's Philosophie hat er gezeigt, dass er die Literatur mit der Philosophie in Einklang zu bringen suchte. Die französische Akademie hat sich auch beeilt, ihn der Akademie für Philologie streitig zu machen.

Lévêque, Spiritualist und Platoniker, leitet in seinem Werk über die »Endursachen« (*les Causes finales*) die Beweise des Spiritualismus mehr aus der Seele, als aus dem Verstande ab.

Charles Waddington hat in dieser spiritualistischen Schule einen besonderen Charakter: »Durch Verstand und Thatsachen die Wahrheit und wesentliche Uebereinstimmung des philosophischen und christlichen Spiritualismus zu zeigen, ist das Ziel, das sich Waddington in seinem Werke »Gott und das Gewissen« (*Dieu et la conscience*) gesteckt hat. Er kommt darin zu diesem Schluss: »Der christliche Spiritualismus ist in Frankreich und im westlichen Europa die Wiege des philosophischen Spiritualismus gewesen. Beide sind hier solidarisch; ihre Bestimmungen, sowie die der neueren Civilisation sind unaufhörlich in einander geknüpft.«

»Von der menschlichen Seele« (*De l'âme humaine*), eine andere Abhandlung Waddington's, ist gleicher Weise dazu bestimmt, den Spiritualismus zu beweisen und zu befestigen. Das Verfahren des Verfassers besteht darin, die Wissenschaft der Seele durch ihre Geschichte und die Uebereinstimmung der Meinung mit dem Unterrichtsverfahren des grössten Philosophen zu erklären.

Doch nicht nur als Metaphysiker, sondern auch als einen der geschicktesten Dialektiker, ja, ich kann sagen als einen der besten Schüler des Aristoteles hat sich Waddington, und zwar in seiner »Abhandlung über Logik« (*Essai de Logique*), erwiesen. Er hat auch eine bedeutende Arbeit über die »Psychologie des Aristoteles« geliefert, und dadurch andere Werke angeregt, die der Wissenschaft von Vortheil gewesen sind. Waddington ist endlich auch der Verfasser einer bedeutenden Monographie: »Ramus, sein Leben, seine Schriften und Ansichten« (*Ramus, sa vie, ses écrits et ses opinions*).

Zu der Zahl der Schüler Cousin's, die die ächtesten und treuesten des Meisters waren, haben wir Bautain schon gerechnet; was wir von ihm gesagt haben, soll hier vervollständigt werden.

Als Bautain seine Laufbahn als Lehrer der Philosophie an der wissenschaftlichen Facultät zu Strassburg beendete, erschien er zufolge der Aufforderung, die der unglückliche Sibour an ihn hatte ergehen lassen, wieder in der Sorbonne auf dem Lehrstuhl der Moral und erwies sich als vollendeter Professor.

Aus diesem sogenannten ausgedienten Unterricht gingen Werke hervor, in denen die Wissenschaft des Philosophen sich mit der christlichen Philosophie vermischt, oder in denen letztere ihnen besonders ihr Siegel aufdrückt: eine Theologie und Sittenlehre, mit der Metaphysik verbunden und sie beherrschend, unter andern: »Die Philosophie der Gesetze« (*la Philosophie des lois*) und »Das Gewissen« (*la Conscience*).

Neben dieser philosophischen Bewegung, die besonders von der Universität ausging, und die bei ihrer freien Haltung etwas von der Disciplin bewahrt hatte, die die Gewohnheit des Unterrichtens dem Geiste aufprägt, selbst wenn er sich davon frei zu machen sucht, hatte sich eine andere Philosophie gebildet, ausgedehnt und stärker, wenn nicht gerechter die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt und besonders der, die es nicht war und doch zu sein strebte und die, da sie mehr begierig auf die Wissenschaft, als im Stande war, das Falsche vom Wahren zu unterscheiden, besonders dazu neigte, die Lehren, welche ihrer argen Unwissenheit, sowie ihren Leidenschaften schmeichelten, in günstiger Weise zu sammeln.

Wir haben die politischen, socialistischen, ökonomischen Schulen erwähnt, die unter den Namen P. Leroux, Fourier, Jean Reynaud, Comte, Saint-Simon, 40 Jahre hindurch einen so bedeutenden Einfluss auf die Gemüther ausgeübt haben. Beginnen wir, einer hervorragenden Arbeit Ravaisson's¹⁾ folgend, mit der Schule, welche besonders mit dem Glücke des Menschen beschäftigt, ihm hat zeigen wollen, dass er das Glück hienieden finden könne. Das Glück! Auch die alte Philosophie hatte gezeigt, dass es auf der Erde zu suchen sei; es war auch dem Menschen so nah wie möglich, jedoch unsichtbar; er brauchte sich nur zu bücken, um es aufzuheben. Ein wenig Wasser aus dem fliessenden Bach genügt für den Durst, für den Hunger einige Waldfrüchte; der Stoicismus verlangte nicht mehr für das Glück eines Menschen. Der St.-Simonismus fasste das anders

¹⁾ Bericht von dem Fortschritt der Philosophie in Frankreich, 1858.

auf. Seiner Anschauung nach hatte »das Christenthum im Namen eines ganz geistigen Gottes das Fleisch mit ungerechtem Fluch getroffen; das Mittelalter hatte es verachtet, unterdrückt; aber Gott ist zugleich Fleisch und Geist. Das Mittelalter hatte nur die verherrlicht, welche sich mit dem Geiste beschäftigten und hatte, in die Verachtung für das Fleisch, für den Stoff, die mit einbegriffen, welche in der Vereinigung der Gesellschaft, den materiellen und fleischlichen Dingen gleichsam angeheftet, doppelt leibeigen waren.« Demnach kam es der neuern Zeit zu, das Volk und Fleisch dadurch wieder zu Ehren zu bringen, dass sie das Schicksal der zahlreichsten und ärmsten Klasse mildert. Das ist in ihrer Allgemeinheit die Lehre des St.-Simonismus.

Charles Fourier, der Verfasser des Systems von dem Gemeindehaus (*phalanstérien*) steckte sich dasselbe Ziel, wie St.-Simon, nämlich für Alle in diesem Leben das Glück zu befestigen, welche das Christenthum in jenem Leben für seine Auserwählten vorbehält. Nur sucht Fourier nicht auf denselben Wegen dahin zu gelangen, wie Simon. Dieser will den Grundsatz der Autorität, jener den der Freiheit, St.-Simon gründet eine Religion, Fourier erbaut den Tempel des Vergnügens: Simon's Gemeindehaus ist eine Abtei von Thélème.

Freiheit, unbegrenzte Freiheit, d. h. Befriedigung ohne jeglichen Zwang der Leidenschaften, ist der Grundsatz Fourier's. So wie in der physischen Welt die Anziehungskraft alle Theile der Materie zufolge ihrer Affinität an sich zieht und vereinigt, so wird in der moralischen Welt die Anziehungskraft der Leidenschaft alle mit ähnlichen und übereinstimmenden Neigungen versehenen Menschen einander nähern, zu freien, friedlichen Bewohnern eines Gemeindehauses machen. Alles Elend, alle Fehler sind die Folge der feindlichen Leidenschaften, man lasse Allen einen freien Lauf, so wird das Glück durch ihre Uebereinstimmung kommen: die Zufluchtsstätte wird der Frieden sein. Dies ist die bequeme Lehre Fourier's.

Pierre Leroux war ernster. Er nahm die Lehre St.-Simon's wieder auf, mässigte sie jedoch. Simon hatte die Gesellschaft in drei Klassen getheilt: Arbeiter, Künstler, Gelehrte, und wollte es versuchen, sie auf dieser dreifachen Grundlage zu erneuern. Pierre Leroux unterschied bei der menschlichen Natur drei grosse, dem Gewerbefleiss, der Kunst und der Wissenschaft entsprechende Theile, nämlich: die Empfindung, das Gefühl, die Kenntnisse, ein Gedanke,

dessen Entwicklung zum grossen Theil seine »Widerlegung des Eklekticismus« ausfüllt (*Réfutation de l'eclectisme*). In seinem Buch »Von der Menschheit« (*De l'Humanité*) entwickelt er die erste Idee der drei Haupteigenschaften, die den Menschen zu einem vollkommenen und zwar unbegrenzt vollkommenen Wesen machen und bemüht sich, zu zeigen, dass, wenn er das Glück erreichen soll, es nicht in der Weise sei, wie es das Christenthum in einem himmlischen, ganz übernatürlichen Leben lehre, sondern dass es, wie St.-Simon sagt — auf dieser Erde und in den Verhältnissen, in welchen wir leben, zu suchen sei. Aber sich von diesen, dem Menschen anhaftenden Bedingungen der Existenz zu befreien, gibt es kein Mittel, und auch gibt es keine einzige Nothwendigkeit dafür: Die Unsterblichkeit sollte nur in einem Wiedererwachen desselben Lebens nach dem Tode in den zukünftigen Generationen bestehen, die nach und nach für alle Ewigkeit diese Erde bewohnen werden: das ist der berühmte *Circulus*; übrigens eine Erinnerung an Plato.

Pierre Leroux wollte gewissermassen den Himmel zur Erde hinabziehen, wenigstens das zukünftige Leben vom Thron stürzen; Jean Reynaud wollte die Erde ausbreiten und bis zum Himmel erheben; beide gleichen sich in ihren Träumereien. Pierre Leroux hielt das zukünftige Dasein für eine unbegrenzte Wiederholung, ohne persönliche Identität und ohne Erinnerung an irdisches Dasein, Jean Reynaud träumte nach dem Leben in dieser Welt eine unendliche Zahl anderer Leben auf anderen Welten, ohne dass sich jemals die Persönlichkeit und die Erinnerung verlieren; das ist der Grundzug des Werks unter dem Titel: »Erde und Himmel« (*Terre et ciel*), ein Gespräch zwischen einem Theologen und Philosophen, ein Werk voll lebendigen Glaubens und hoher Verstandeskraft, aber übertrieben mystisch.

Ein Schüler St.-Simon's, *August Comte*, hatte sich dem Plane seines Meisters, auf den Trümmern der feudalen Gesellschaft eine neuere Gesellschaft zu gründen, die zur Grundlage den Gewerbeleiss und als alleinigen Zweck das irdische Glück hatte, angeschlossen, doch mit dem Unterschied, dass Comte, als aufgeklärter Mathematiker, die oberste Stufe für die Wissenschaft beansprucht, während St.-Simon diese für die Klasse der Beschützer materieller Ordnung beanspruchte; er unterschied sich auch noch in einem anderen Punkte

von ihm, nämlich in der Religion. St.-Simon warf ihm vor, in seinem »System über positive Politik« zu einem »trockenen Atheismus« gekommen zu sein, der wirklich der hervortretende Character in August Comte's Philosophie ist.

Den Vermuthungen der Theologie und Metaphysik positive Kenntnisse entgegen zu stellen, war einmal der Grundsatz St.-Simon's gewesen; Comte machte ihn sogar zur Grundlage seines Lehrgangs über positive Philosophie: »Die Sociologie« (*la Sociologie*), eine Lehre, die in Frankreich und England bald eine Menge Anhänger zählte, daraus die Einen als Schlussfolgerung den Materialismus, die Anderen den Skepticismus zogen.

Indessen war August Comte, der seinen ersten Weg verliess, nach und nach von seinem ursprünglichen Positivismus zu einer Metaphysik und christlichen Religion gekommen. Als er in seiner encyclopädischen Arbeit über das allgemein Wissenswürdige aller Wissenschaften von der Betrachtung der unorganischen Dinge zu der Beurtheilung der Dinge der lebendigen Ordnung überging, that er einen grossen Schritt vorwärts, oder sah vielmehr, dass sich ihm eine neue Bahn erschloss, die ihn zu einem Punkte führen sollte, der fast ganz dem bisher eingeschlagenen entgegengesetzt war, und ihn von seinem geometrischen Materialismus nach und nach zu einer Art von Mysticismus leiten sollte. Verschiedene Umstände seines Lebens trugen dazu bei: Eine glühende Sinnlichkeit, die sich seiner bemächtigte, bewog ihn, dem Gefühlsleben sogar über das thätigste Geistesleben ein grosses Uebergewicht zu geben und das Schlusswort der Wissenschaft in der Liebe zu suchen. In seinen letzten Jahren liess er nur noch von der angestregten Arbeit manchmal ab, um italienische und spanische Dichter und noch häufiger die »Nachfolge Jesu-Christi« zu lesen.

So endete der berühmteste jener wissenschaftlichen Sophisten, jener Verfasser von Systemen, die mehr oder weniger an der Grenze des Pantheismus hinliefen und sich fast alle darin verloren.

Gehen wir von der Metaphysik zur Sittenlehre. In der Reihe der Moralisten finden wir zuerst den Abbé *Bautain*.

Zu predigen und zu lehren war nicht das einzige Talent und auch nicht das einzige Streben des Abbé's Bautain. Obgleich er viel auf's Sprechen gab, und sogar »Die Kunst, öffentlich zu reden« (*l'Art de parler en public*) herausgegeben hatte, eine Abhandlung,

in welcher man den Redner, der alle Geheimnisse der Beredtsamkeit und die Kunst, einem zahlreichen Publikum verständlich zu sein, besitzt, herausliest, so liebte er es doch besonders, sich mit der Seelsorge zu befassen. Er hat uns von seinen geistlichen Arbeiten unter dem Titel »Die Christin unserer Zeit« (*la Chrétienne de nos jours*) ein herrliches Zeugniß hinterlassen. Es sind die Briefe, welche er Denjenigen schrieb, die ihn über ihre religiösen Skrupel befragten und ihn baten, sie sicher die rechte Bahn zu leiten. Man findet darin bei den besten Rathschlägen merkwürdige Rauheiten, um nicht zu sagen Rohheiten der Sprache. Man begreift diese Rauheiten, wenn man bedenkt, dass sie Privatcorrespondenzen des Seelsorgers sind. Das christliche Urtheil lässt Bilder zu, die Miniaturausgaben von Lastern sind. Bourdaloue hat sie nicht unbeachtet gelassen, aber Bautain legt zu viel Gewicht darauf; der Tadel gleicht manchmal sehr der Satire; ein wenig beissend zu sein, war ein Zug seines Geistes, vielleicht auch seines Characters.

»Die schöne Zeit auf dem Lande« (*la Belle Saison à la campagne*) ist der Titel eines anderen Werkes von Bautain, das sich auf den ersten Blick nicht dem ersten anzuschliessen scheint; und dennoch ist es die Seelsorge, die Bautain dabei im Auge hat; es sind fromme Rathschläge, wie man nützlich und wohlthätig seine Musestunden auf dem Lande zubringt, indem man die Kranken, die Armen, die Schulen, die Kleinkinderbewahranstalten etc. besucht: das ist der Grundzug des Buches. Aber hätte er diesen Gedanken allein hingestellt, so wäre er Gefahr gelaufen, Niemanden zu fesseln; er hat ihn deshalb in verführerische, mit anmuthig frischen Beschreibungen vermischte Schilderungen verflochten. Man erkennt daraus manchmal, wie bei Cousin, den Einfluss Rousseau's, der sich übrigens in der ganzen ersten Generation des 19. Jahrhunderts geltend machte.

Es war auch eine Seelsorgerin, jene Frau, die Sainte-Beuve die »älteste Tochter de Maistre's und die jüngste Tochter des h. Augustinus« genannt hat, »die eine Rednerbühne im Hintergrunde ihres Salons hatte, und in deren Werken ein Kritiker ein Handbuch zur Seelsorge« findet. Diese Frau ist Frau Swetchine. In Moskau 1782 geboren, seit 1818 in Paris, machte Frau Swetchine Frankreich zu ihrem Geburtsland und die französische Sprache zu ihrer Muttersprache. Durch Eigenschaften des Geistes und Gemüthes hervor-

ragend, errang sie sich bald einen Platz in der Pariser Gesellschaft. Ihr Salon wurde eine zweite Abbaye-aux-Boix, literarische Berühmtheiten entstanden hier, wie bei Frau Récamier, man verliess sie als Akademiker. Lacordaire, de Champagny, de Montalembert und de Carny haben ihre Salons besucht.

Wie Frau Récamier eine Königin der Schönheit war, so herrschte Frau Swetchine durch Geist. Ihr Ruf wurde jedoch erst nach ihrem Tode über Frankreich durch *de Falloux* verbreitet.

Unter den hervorragenden Männern, die sie in ihrem Salon zu fesseln und zu vereinigen wusste, war einer der regelmässigsten Besucher Herr de Falloux; auch war er ihr am treuesten und weihte ihr ein ewiges Andenken. Er war es, der, wenn ich mich so ausdrücken darf, ihr einen Ruf verschaffte; ihr Verlagsbuchhändler und zugleich ihr Biograph, hat er ihr Leben mit reizvollem Stil und sittlicher Sympathie des höchsten Interesses gezeichnet, und offen gestanden, hat er, indem er sie feierte und verherrlichte, sich seinen eigenen Ruf als Schriftsteller gegründet. Bis dahin vermuthete man mehr sein Talent als man es sah. »Die Geschichte Ludwig's XVI.« (*l'Histoire de Louis XVI*) und später »Die Geschichte des h. Pius« (*l'Histoire de St. Pie*) machten seine politischen und religiösen Ansichten bekannt; sie bezeichneten ihn nicht als jenen feinen, geistvollen, zartfühlenden Schriftsteller voller Gedanken und Reize, die wir von jetzt ab in anderen Verhältnissen kennen lernten, und die er in den verschiedenen Stücken, die als Vorwort zur Erklärung und zur Zierde der verschiedenen Werke der Frau Swetchine dienen sollten, bewiesen hat.

Der Lobredner hat, wenn er auch zum Ruhme der Frau Swetchine beitrug, denselben doch nicht geschaffen: es war da schon ein sicherer Boden. Sainte-Beuve bewundert in den »Gedanken« diese sittliche Wissenschaft, die so viel feine und scharfsichtige Bemerkungen einflösst und sie in einiger Beziehung zu dem Gegenstück des geistvollen Joubert macht. »Sie war ausgezeichnet in der schwierigen Kunst, die unglaublich feinen Unterschiede, der durch den Sinn sich am nächsten stehenden Worte festzustellen und zwar in einer Weise, dass sie den Gedanken verdoppelte, indem sie ihn theilte.« Schérer sieht in ihren Schriften »ein Denkmal der französischen Sprache, darin nichts ist, was nicht edel und rein wäre.« Ihre Briefe, sagt J. Janin, sind ein besonderes Werk, in feinem,

ungekünsteltem Stil, der ein strenges, reizendes Leben, ein hohes, sich selbst unbekanntes Genie verräth, das ohne Mühe und ohne viel Geräusch die schönsten und schwierigsten Werke mit hoher Klugheit zu Stande bringt.

Bei allen diesen Urtheilen (man braucht es kaum hinzuzufügen) ist etwas Uebertreibung; Frau Swetchine ist überschätzt worden; wenn man jedoch das wegnimmt, was man zu viel hinzugethan hat, so wird noch stets ein hohes Geistesprodukt und ein Werk übrig bleiben, das seinen Werth und hohen Werth hat. Ihre Abhandlungen über das »Alter«, über »Resignation« sind voll ergreifender Inbrunst; man kann sie, wie auch ihre »Gedanken«, nicht ohne tiefe Rührung lesen.

Aus ihrer Correspondenz mit Pater Lacordaire gibt es schöne Briefe, die unter andern über Klöster handeln und gewissermassen ein Bild des ehemaligen Lebens sind, das den Luxus für das Haus, die Einfachheit für besondere Fälle beanspruchte. Mit einem Worte, ihr literarisches Werk ist eines der ausgezeichnetsten unserer Zeit: Geist und Gemüth, Wohlwollen und Mitleid vereinigen sich darin zu schönster, rührendster Harmonie.

Janet, den wir unter den spiritualistischen Philosophen bereits erwähnt, ist auch bedeutender Moralist. Sein letztes Werk »Die Sittenlehre« (*la Morale*) ist eine hervorragende Arbeit. Sie besteht aus drei Theilen: das Glück oder das Ziel, das Gesetz oder die Pflicht, die Sittlichkeit oder die sittliche Kraft. Janet gibt diesem Werke einen Namen, der seinen Character genugsam kennzeichnet: »Man könnte es,« sagt er, »eine Art rationellen Eudämonismus nennen, einestheils dem die Nützlichkeit bezweckender Eudämonismus, andernteils dem sehr abstracten Formalismus eines Kant entgegengesetzt und sie beide vereinigend.« Nicht Alles ist in dem Werke Janet's unbestreitbar, aber es steckt Kraft und Neuheit darin.

Paul Janet hat niemals die Moral von der Wissenschaft und auch nicht von der Politik geschieden; er hat es sich angelegen sein lassen, ihre nothwendige Vereinigung in seiner »Geschichte der moralischen und politischen Philosophie im Alterthum und den neueren Zeiten« (*Histoire de la philosophie morale et politique dans l'antiquité et les temps modernes*), in seinem Buch »Ueber politische Wissenschaft in ihren Beziehungen zu der Sittenlehre« (*la Science politique dans ses rapports avec la morale*) beweisen zu wollen. Auch hat er

einen reizenden Band über die »Philosophie des Glücks« verfasst. Vor ihm hatte schon Droz die schwierige Kunst, glücklich zu sein, gelehrt.

Ein Magistrat, ein Mann mit Geschmack und Beobachtungsgabe, *de Latena*, hat uns unter dem Titel »Studium über den Menschen« (*Étude sur l'homme*), ein Werk hinterlassen, das an die »Betrachtungen« Joubert's erinnert. Wie dieser, besitzt er eine zartfühlende, geistvolle Feinheit, einen spiritualistischen Verstand; aber er ist auch ebenso wenig glücklich, wenn er in den dunklen Reichen der Metaphysik schwebt, als wenn er Bemerkungen niederschreibt, die ihm der Verkehr der Welt und ein Insichgehen eingeflösst haben. Streng über den Werth eines Menschen urtheilend, hält er mehr von La Rochefoucauld, als von La Bruyère.

Prevost-Paradol muss nothwendiger Weise zu den Moralisten gezählt werden. Neben einer grossen Anzahl der Artikel, in denen sich sein Scharfsinn, seine feine Beobachtungsgabe kundgibt, verleiht ihm seine »Abhandlung über die französischen Moralisten« eine besondere Stelle. Niemand ist so weit in der Philosophie Montaigne's und mit mehr Geschick in die Wendungen und Umwege dieses wogenden Geistes, dieser neuen Phantasie, in diese Falten und Doppeltfalten, in denen sich neben der Weisheit die Eigenliebe des Verfassers der »Essai's« kundgibt, weiter vorgedrungen, als er. Niemand hat diese Vertheidigung von Johann II., in der sich unter einer gefälligen Widerlegung, unter dem Schutze einer freiwilligen Verachtung der ganze Skepticismus Montaigne's verbirgt und kurz zusammengefasst ist, besser verstanden. Keiner verstand es besser, von Montaigne's Freunden, von La Brétie, zu sprechen. Dennoch hat ihn diese freie Natur nicht so sehr angezogen, als La Rochefoucauld und Vauvenargues; der erste ruft durch das Verbergen und Verfolgen der Eigenliebe in den Ecken und Eckchen, jenes feine Forschen und die ganze Gewandtheit des Philosophen hervor; in der zweiten steckt etwas von Paradol selbst. Er ist eine feine Natur, ein sprühender Geist, besitzt eine Neigung zur Thätigkeit, einen unersättlichen Ehrgeiz, der aus Kummer darüber, dass er ihn nicht befriedigen kann, zu Grunde geht. Am Schluss dieser »Abhandlung über die Moralisten« (*Essai sur les moralistes*) hat Prevost-Paradol einige zerstreute Kapitel veröffentlicht, darin sich das geheime Bangen seiner Seele kundgibt. Ehrgeiz — Trauer — Krankheit und Tod;

wenn man sie liest, so fühlt man etwas von der Vorahnung seines tragischen Endes heraus.

Unter dem Titel »Literarische und sittliche Gespräche« (*Conversations littéraires et morales*) hat *Rigault* ein angenehmes, fesselndes, geistvolles Werk hinterlassen, eine Sammlung von Artikeln, die in dem Feuilleton der *Débats* erschienen waren, in denen das Pariser Leben mit klarem Verstand, mit Feinheit und Geist aufgefasst und wiedergegeben ist; es ist ein Werk nach dem Muster Addison's.

Prevost-Paradol war auch hervorragender Publicist. Ich spreche nicht von dem Verfasser dieser durch politischen, täglichen und periodischen Streit so bedeutend gewordenen Artikel, in denen er so thätig und munter war; ich habe hier nur jenes Werk im Auge, welches gewissermassen eine Prophezeiung war: »Das neue Frankreich (*la France nouvelle*)«, welches uns vielleicht viel Unglück erspart hätte, wenn man ihm etwas Aufmerksamkeit hätte zu Theil werden lassen. Wer aber hatte damals Augen zu sehen und Ohren zu hören? Man war taub gegen Ermahnungen:

Ora dei jussu, non unquam credita Teucris.

III.

Neuere Geschichte: H. Martin, — A. Trognon, — C. Dareste, — Guizot, — Nette-
ment, — A. Poirson, — Filon, — Wallon, — Vulabellc, — de Viel-Castel,
— de Lamartine und Andere.

Die Bewegung, die dem historischen Studium durch die gelehrte Hand und den philosophischen Geist Guizot's zu Theil geworden, von A. Thierry und Michelet unterstützt, blieb in dieser letzten Periode dieselbe. Geduldige und geschickte Arbeiter nehmen die Arbeiten über unsere vaterländischen Annalen wieder auf und vervollständigen sie. Guizot und Thierry hatten, der Eine in glaubwürdiger, der Andere in glänzender Weise, lehrreiche, herrliche Perioden geschildert. Doch waren das nur schöne Bruchstücke. Es blieb noch die ganze Geschichte Frankreichs zu bearbeiten. Michelet hatte, wie wir sahen, damit angefangen, hatte sie dann bei Seite gelegt und Anderes dazwischen vorgenommen; als er sie endlich wieder zur Hand nahm, hatte er sie durch Träumereien verdorben, die wir bereits erwähnten. Das Werk blieb demnach noch zu vervollständigen oder auf's Neue zu machen. *H. Martin* befasste sich damit.

Ein Mann mit methodischem Geist, ein genauer Forscher, der sich gleich an die Quellen wandte, ohne sich von seinem Ziel abzuwenden, mit einer Geduld und einem Eifer, die sich 30 Jahre hindurch nicht verläugneten, errichtete Martin das regelmässige, hervorragende Denkmal unserer Geschichte Frankreichs. Diese mit Gewandtheit geschriebene Geschichte, deren verschiedene Theile geschickt im Verhältniss stehen, macht dem Talent, der Gelehrsamkeit und dem Patriotismus des Verfassers zugleich Ehre. Es wäre vollkommen, wenn H. Martin nicht wie Sismondi und Michelet von einer be-

stimmten Idee beherrscht würde. Sismondi hat, wie wir wissen, die »Geschichte der Franzosen« im Geiste des 18. Jahrhunderts geschrieben; in den Zeiten vorher sah er nur Unwissenheit, Aberglaube, Fanatismus und Vorurtheile, er war genau in den Thaten, aber blind für ihre Würdigung. Bei Michelet herrscht ein anderer Irrthum; zuerst bezaubert ihn das Symbol, dann verwirrt ihn der revolutionäre Geist; seine Geschichte beginnt mit einer religiösen Hymne und schliesst mit einem republikanischen Gesang. Auch H. Martin hat einen Fehler begangen, überall sieht er Spuren und den hundertjährigen Einfluss des Druidismus. Dieser ist für ihn die Grundlage und Erklärung der Sitten, Tugenden des Nationalcharacters und der verschiedenen guten und bösen Zufälle in Frankreich. Seine in den ersten Bänden durch diese druidische Färbung unklare Geschichte, durch die er Alles betrachtet, klärt sich mit der Zeit auf. Beim Beginn der neueren Zeit ist er unparteiisch und klar; und beim 17. Jahrhundert beweist sein Stil das literarische Meisterwerk, das er uns gegeben hat.

Während in Frankreich diese historischen Arbeiten voranschrritten und zu Ende geführt wurden, lehrte ein Franzose, der noch jung, als Professor der Universität neben Guizot, dessen Stellvertreter er an der wissenschaftlichen Fakultät gewesen war, lebhaften Antheil an der Erneuerung der Studien genommen hatte, als freiwilliger Verbannter auf Englands Boden, seinen königlichen Schülern jene Geschichte Frankreichs, die ihre Vorfahren theilweise gemacht hatten. Diese Lehren sind ein Werk geworden, das von der französischen Akademie gekrönt worden ist.

A. Trognon hat ohne Ziererei den ersten Seiten seines Werkes ein religiöses Gepräge gegeben und war dadurch nicht allein seinem Glauben, sondern auch einem gerechten Gefühl treu geblieben. Die Hand der Bischöfe ist allerdings wie ein Siegel der Religion auf unsern Uranfängen. Von diesem Gesichtspunkte aus geschrieben, ist das Werk dennoch kein Parteiwerk. Als er den Erzählungen eine religiöse Färbung gab, hat er nur den Eindruck zurückgegeben, den unsere sorgfältig von ihm geprüften, alten Chroniken auf ihn gemacht haben; es ist dies ein glücklicher Griff, der seinem Werke ein Siegel der Freiheit und Sympathie aufdrückt, das sich auch dem Leser mittheilt. »Dieses Gefühl wächst, je mehr der Verfasser sich dem Lichte nähert. Er forscht mit Gewissenhaftigkeit, erzählt gemüthvoll und

beurtheilt mit klarem Verstand die unklugen Kriege Frankreichs, seine Bürgerkriege, die glänzende, aber unglückliche Regierung Franz I., die folgenden Unruhen und das nach so viel Unheil erstandene Wiederherstellungstalent Heinrichs IV. Bei der Schilderung dieses Zeitraums ist die Geschichte, die mehr politisch geworden und mit Ereignissen, Problemen und Zeugnissen mehr belastet ist, von dem neuen Schriftsteller geschickt zusammengefasst. Er spannt die Aufmerksamkeit, indem er abkürzt, er schildert mit den wahren Farben der Vergangenheit und urtheilt mit Erfahrung . . . Die Fronde und Mazarin, den socialen Zustand Frankreichs, seine Macht nach Aussen, die in ganz anderem Sinne bedeutend ist, als sein innerer Wohlstand, sind mit mächtiger Wahrheit geschildert und die so vorbereitete neue Regierung bietet, durch die Wichtigkeit der Ereignisse, durch die Arbeit des Fürsten, durch seine Diplomatie und seine Gesetze, durch die Triumphe des Kriegs und den Luxus des Friedens, ein Schauspiel, das das Blühen der Künste und Wissenschaften, die dem französischen Geist so theuer und eigen sind, erhöht. — Es ist ein wohl verstandener, kurzer, aber ausdrucksvoller Grundriss des Lebens eines grossen Staates durch mehrere Jahrhunderte hindurch¹⁾.

A. Trognon hat danach »Das Leben der Königin Amalie« (*la Vie de la reine Amélie*) veröffentlicht, eine rührend wahrhafte Erzählung, in welcher er, ohne von seinem Stoffe abzuschweifen, ohne sich in politische Abschweifungen zu wagen, von denen er sich hätte in Versuchung führen lassen, ein Interesse erweckt, das nie verschwinden wird. Schliesslich sei noch eine Geschichte Frankreichs erwähnt, deren Verfasser, *Dareste*, Trognon nicht gleicht; er ist mehr Analyst als Geschichtsschreiber, mehr Kritiker als Verallgemeinerer, und gibt sich keine Mühe, die Thatfachen zusammenzustellen und herauszusuchen. Er nimmt sie in der Ordnung, wie die Zeit sie ihm zuführt, aber nicht ohne vorherige Prüfung auf. Vielleicht hat er ihnen nicht immer einen besondern Theil zugewendet und von Anfang an nicht die Stelle zugemessen, die ihnen zukam. Am Anfang ist die Erzählung zu eilig, nach und nach geht es langsamer; die letzten Bände umfassen sogar nur einen Zeitraum von 40 Jahren, von 1775—1815; sie machen den vierten Theil des Werkes aus. Dareste hat als Geschichtsschreiber zwei hervorragende Eigenschaften:

¹⁾ Villemain, Bericht von 1865.

die Kunst der Erzählung und den Stil. Er besitzt nicht das Gründliche eines Guizot's, die Erkenntniss eines Augustin Thierry, die kränkelnde und oft fieberhafte Phantasie eines Michelet. Von mittelmässigem, beständigem Eifer, ruhiger Phantasie und gleichem Urtheil, unparteiisch, klar, deutlich, würde er sich eher Voltaire's Schule nähern. Er liebt die Schilderung, jene heute sogar bei der Akademie unbeliebte Art, und sie gelingt ihm gut. In seinem Werk ist eine wahre Galerie von Skizzen, kurz, lebhaft, von auffallender Wahrheit; er ist nicht immer Maler (die Farbe fehlt ihm), sondern oft nur ein geschickter Kupferstecher.

Das Werk Dareste's hat, wie das von Trognon, an der Akademie den ersten Gobertpreis erhalten.

In dem Augenblick, als diese grossen, mächtigen Werke erschienen, veröffentlichte Guizot, ein Mann, von dem man eine solche Arbeit nicht mehr erwartete (er war zu den Studien, die seine Jugend und sein Alter beschäftigt, zurückgekehrt), unter dem Titel: »Die Geschichte Frankreichs von den ältesten Zeiten bis 1789, meinen Enkeln erzählt« (*l'Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789, raconté à mes petits-enfants*) eine neue, spannende Geschichte Frankreichs.

In dieser erzählenden Geschichte, die zum grossen Theil aus Chroniken und Memoiren, die oft in ihrem Stil einfach und kindlich sind, mit dem Ueberfluss an Einzelheiten, die der Jugend Freude machen, geschrieben, finden sich die erhabenen Gedanken und die umsichtigen Blicke des Geschichtsschreibers »der Civilisation in Frankreich« wieder: »Je freier ich unsere Geschichte erforsche und betrachte, um so mehr empfinde ich ein stolzes und zugleich trauriges patriotisches Gefühl; Frankreich ist in seiner nationalen Einheit der älteste der Staaten des christlichen Europa; in seinem langen Leben hat es sehr verschiedene Regierungen gehabt, das Chaos des Barbarismus, das Lehenswesen, die reine Monarchie, die Versuche der konstitutionellen und republikanischen Monarchie. Unter all diesen Regierungen haben ihm weder Grösse noch Ruhm, materielle Macht noch geistiger Glanz, weder die moralischen Tugenden, noch die Reize des socialen Lebens gefehlt. Den Barbarismus hatte Karl der Grosse; das Lehenswesen den h. Ludwig, Jeanne d'Arc und Bayard; die absolute Monarchie Heinrich IV. und Ludwig XIV. Von unserer Zeit sage ich nichts. Frankreich hat im Kriege, wie im Frieden

durch's Schwert und durch den Geist gegläntzt; es hat nach und nach das ganze Europa erobert und bezaubert, erleuchtet und verwirrt; es ist stets für die Fremden ein Schauspiel und der Sitz der Wissbegierde, der Reize, der edeln Wünsche und weltlichen Vergnügungen gewesen und dennoch hat Frankreich nach so vielen Jahrhunderten dieses glänzenden Geschickes noch nicht das Ziel erreicht, nach dem es stets gestrebt, nach dem natürlicherweise alle civilisirten Gesellschaften streben: die Ordnung in der Bewegung, die einige und dauerhafte Sicherheit und Freiheit. Es hat Mängel gehabt, die es verhinderten, die Früchte seiner Eigenschaften alle zu pflücken; es hat Fehler begangen, die seinen Rückgang herbeigeführt haben. Zwei zu dem politischen Wohle menschlicher Gesellschaft sehr wesentliche Dinge haben ihm bisher gefehlt: das Uebergewicht des öffentlichen Geistes über den Kasten- und Lehrgeist, das rechte Mass und die Haltbarkeit des nationalen Ehrgeizes nach Innen und nach Aussen. Frankreich hat sich den persönlichen Leidenschaften seiner Führer und seiner eigenen, unvorsichtigen Wankelmüthigkeit dahingegeben.« Mit dieser herrlichen Vorrede eröffnet Guizot den dritten Band seiner »Geschichte Frankreichs«, die von Franz I. bis zu Heinrich IV. incl. reicht. Es ist das ein grosser, interessanter Zeitraum unserer Geschichte, der mit der Renaissance die Religionskriege umfasst. Bei der Erzählung dieser Kriege entfaltet Guizot eine unbeschreibliche Parteilosigkeit. In der Schilderung der Renaissance zeigt er den gepflegten, edeln Geist, der in den andern Werken, das Zeichen und Werkzeug der Civilisation, das getreue und manchmal sorgfältige Gemälde wie mit Schriftzeichen eingegraben hatte.

Auch *Nettement* hat mit glühendem Royalismus, der ihn jedoch auch gerecht und höflich gegen seine Gegner sein lässt, eine Geschichte Frankreichs geschrieben, die die Akademie gekrönt hat.

De Peyronnat verschönte und ehrte seine Gefangenschaft zu Ham durch zwei Bände »Ueber Frankreichs Geschichte« (*l'Histoire de France*), gewissenhafte Studien unserer nationalen Uranfänge, in welchen sich eine Klarheit zeigt, die selten zu finden ist. Diese beiden Bände sind mit jener Deutlichkeit des Stils und jener Erhabenheit des Gedankens geschrieben, an der man den muthigen Menschen und beredten Minister erkennt.

Poirson verdanken wir eine Geschichte der Regierung Heinrich's IV., ein durch Gründlichkeit der Forschungen und Neuheit der

Schriftstücke hervorragendes Werk. Poirson hat ein vollständiges Gemälde der Politik, der Krieger- und Geldverhältnisse, der Literatur, der er eine grosse Stelle einräumt, entworfen. Er hat den Fehltritt gethan, dass er Heinrich IV. vor der Zeit zu einem konstitutionellen König gemacht hat. Die französische Akademie hat dem Werke Poirson's den ersten Gobertpreis verliehen.

Zwei ausgezeichnete Professoren der Universität, *Filon* und *Wallon*, haben uns wichtige Werke über alte und neue Geschichte geliefert. Wir verdanken Filon ausser jenen zahlreichen und interessanten, in der Akademie für Philologie gelesenen, und in seinen Sammlungen gedruckten Memoiren eine »Geschichte der athenischen Demokratie« (*Histoire de la démocratie athénienne*), »Eine Geschichte Englands, mit der Frankreichs verglichen« (*Histoire comparée de la France et de l'Angleterre*), »Eine Geschichte Europa's im 16. Jahrhundert« (*Histoire de l'Europe au 16. siècle*). Die Werke Filon's vereinigen mit der Genauigkeit der Forschungen und Bestimmtheit der Thatsachen einen klaren, angenehmen, gewandten Stil, umfassende Ereignisse und gerechte Schlussfolgerung. Die französische Akademie hat seine Arbeit »Ueber die geistige Macht in ihren Beziehungen zum Staat« (*Le Pouvoir spirituel dans ses rapports avec l'État*) gekrönt.

Auch Wallon hat zweimal den Beifall der Akademie erlangt, sie hat sowohl seine »Geschichte der Sklaverei im Alterthum«, wie seine »Geschichte der Jeanne d'Arc« gekrönt; diese letztere ist, nach so viel vorhergegangenen Erzählungen neu und mit patriotischem und religiösem Gefühl geschildert; lauter Eigenschaften, die sich in »Der h. Ludwig und seine Zeit« (*Saint Louis et son temps*), das letzte Werk Wallon's, wiederfinden.

Neben diesen Arbeiten, in anderer Ordnung, über christliche Geschichte und Kritik, hat Wallon herausgegeben: »Das Leben Jesu und sein neuer Geschichtsschreiber«; »Die Bibel in ihrer Geschichte und Beziehungen zusammengefasst«; »Der dem Evangelium gebührende Glaube«. Wallon ist ein klarer, deutlicher Schriftsteller, von gutem Stil, der hinreiss und durch das sehr geschonte Interesse der Erzählung gefällt.

Nach diesen Geschichtswerken und unserer Zeit näher stehend, muss man »Die Geschichte der Restauration« von *Viel-Castel* erwähnen. »Die Glaubwürdigkeit seiner Studien, die tiefe Kenntniss der Beziehungen, die die Dinge nach Innen und Aussen miteinander ver-

binden, bilden nicht das ganze Verdienst der Geschichte der Restauration. Man muss die nicht weniger glückliche Gabe einer seltenen und natürlichen Parteilosigkeit noch hinzufügen« ¹⁾.

Das sind nicht genau dieselben Eigenschaften, die man an der »Geschichte der Restauration« von Lamartine loben kann. Fordert kein tiefes Studium von ihm, keine Genauigkeit der schriftlichen Ausdrucksweise; Parteilosigkeit geht ihm, die Wahrheit zu gestehen, nicht ab. Wenn sie ihm unter die Feder kommt, so nimmt er sie gern auf, am meisten jedoch beschäftigt ihn die Phantasie. Wie viel Abschweifungen kommen auch in dieser Geschichte vor! wie selten kommt er zur Sache, wie schwierig wird es ihm, dabei zu verweilen! Jedoch hat er den Vortheil, zu schildern, was er gesehen, mit Meisterhand die Gestalten der Menschen, die er gekannt, zu zeichnen; mit einem Worte, mit hinreissendem Feuer die politische und literarische Bewegung dieses grossen Zeitraums zu malen.

Findet man de Lamartine zu nachsichtig gegen die Bourbonen? so stelle man als Berichtigung »Die Geschichte der beiden Restaurationen« von *Vaulabelle* daneben, ein Werk, von lebhaft patriotischem Gefühl durchhaucht, welches jedoch häufig mit den Vorurtheilen und den Leidenschaften der Zeit geschrieben, nicht immer so unparteiisch ist, wie man es von dem Geschichtsschreiber erwarten dürfte.

Ein Mann, ein Akademiker, der wenig dazu vorbereitet schien, die Geschichte zu schreiben, *Droz*, hat ein bedeutendes Werk über die Regierung Ludwig's XVI. veröffentlicht, »wo neben tiefen Studien, einem freien Blick, sich ein bestimmtes Urtheil, ein feiner und gerechter politischer Sinn kundgibt«. So urtheilte Rossi darüber.

Neben diesen ernstlichen und im allgemeinen unparteiischen Studien haben wir andere zu erwähnen, die sich weniger unbetheiligt und weniger mit Vorurtheilen behaftet, wie es scheint, mit der Schilderung der Vergangenheit befassen, um eher eine Lehre für die Zukunft, als eine Verkündigung ihrer Lehre daraus zu machen; so waren die des *Louis Blanc* und *Ed. Quinet*.

Louis Blanc gibt keine Phantasiegespinnste; man sieht sogleich, was er will und was er ist; er ist Revolutionär und verheimlicht dies nicht. Ed. Quinet ist mehr zugeknöpft. Der schlechte Geist, der sein Werk über die Revolution durchweht, verräth sich nicht

¹⁾ M. d'Hausseville, *Revue des Deux-Mondes* 1861.

sogleich. Beim ersten Blick scheint sich der Verfasser wie ein unparteiischer und strenger Richter zu verhalten; er verdammt einige Handlungen und Aussprüche der Revolution. Aber selbst da, wo er eine Missbilligung der Irrthümer und Verbrechen, die sie blossgestellt und beschmutzt haben, ausspricht, ist er falsch. Von den dunklen Lehren, darinnen sich der Gedanke versenkt und verliert, entledigt sich der Geschichtsschreiber nicht offen und bekennt sich nicht frei zu Gunsten des Rechts und der Gerechtigkeit; es ist ein beständiger Wechsel zwischen dem Wahren und Falschen; mit einem Worte, in einigen Punkten ist Missbilligung der Uebergriffe der Revolution, häufiger jedoch Billigung der politischen Ansichten.

Noch andere Werke, die sich auf die Geschichte Frankreichs beziehen, verdienen erwähnt zu werden. *Camille Rousset* hat aus Archiven ausländischer Angelegenheiten und des Kriegsministeriums, die er sorgfältig geprüft, ein Buch geschöpft, das voll Interesse, Handlung und Neuigkeiten über die Verwaltung des Louvois ist.

Der Herzog von *Noailles* hat nach Hauschroniken mit eleganter Feder und glücklichem Takt das Leben der Frau von Maintenon gezeichnet. Unzweifelhaft hat er manches Vorurtheil gegen sie zerstört; hat er sie aber Alle verscheucht? Er hat wenigstens die Gerechtigkeit hervorgerufen, wenn er keine Sympathie erweckt hat.

Ich darf nicht »Die Geschichte des Prinzen von Condé« (*l'Histoire du prince de Condé*) unerwähnt lassen, von einer Hand geschrieben, die Feder und Degen gleich sicher führte.

Thiers hat, wie schon erwähnt, mit mehr dramatischem Interesse, als seine Composition und sein Stil gewöhnlich zeigen, den Kampf zwischen Napoleon und Pius VII. beschrieben. *D'Haussonville* hat in »der römischen Kirche und dem ersten Kaiserreich« denselben Gegenstand behandelt. Mit Hülfe gründlicher Forschungen, neuer Dokumente, richtiger Belehrung, eine Belehrung die sozusagen dem Verlauf der Erzählung und der Wärme des Stils keinen Abbruch thut, hat er, mit reichem Ueberfluss der Einzelheiten und That-sachen, den Heldenmuth des gefangenen Greisen gegen den allmächtigen Kaiser geschildert; es ist ein kleiner Stein, von jenem Berge losgelöst, der die Statue mit den Erzfüßen niederschmettern wird.

Wir verdanken auch d'Haussonville eine »Geschichte Lothringens«; ein schon an und für sich patriotisches Werk, welches uns durch die Unglücksfälle theurer als je geworden ist.

IV.

Alte Geschichte: Michelet, — Mérimée, — de Champagny, — J. J. Ampère, — Amédée Thierry, — de Broglie, — de Montalembert, — F. Ozanam, — Religiöse Kritik: E. Renan und seine Schule.

Da liegt die beinahe vollständige Uebersicht der historischen Werke dieser vierten Epoche, die sich auf neuere Zeiten beziehen, vor uns. Bearbeitungen der alten Geschichte haben auch nicht gefehlt: unter den Bearbeitern dieser Gattung finden wir noch hervorragende Namen und hohe Talente. Der erste dieser Namen ist *Michelet*. Seine Geschichte der römischen Republik (*la République romaine*) ist eines seiner ersten und besten Werke. Die politischen und religiösen Anfänge in Rom, die Kämpfe der Patrizier und Plebejer und ihre beständigen Errungenschaften, die mit dem Luxus nach der Eroberung Griechenland's eingezogene, innere Verwirrung; die mehr edelmüthigen als weisen Versuche der Gracchen, die Kämpfe des Marius und Sulla, Cäsar's Thronbesteigung, alle diese verschiedenen Stadien sind mit sicherem Blick und lebendigem Stil beschrieben. Diese Geschichte schliesst mit Cäsar, der einen kaiserlichen Schriftsteller unserer Tage finden sollte. Die symbolische Erklärung, welche er von den drei ersten Königen Rom's gibt, zeigen schon die Richtung an, die seine anderen Werke verderben sollte. In der römischen Geschichte ist ein Punkt, wo das Glück des Volkskönigs schwankt. Jene Völker, mit deren Hülfe Rom die Welt unterjochte, verlangen ihren Antheil an dem Erworbenen. Zwar hat Rom ihnen das italienische Recht »*jus italicum*« bewilligt; sie aber verlangen mehr, sie wollen Bürgerrecht. In ihrem Verlangen abgewiesen, greifen sie zu den Waffen und beinahe haben sie gewonnen. Den-

noch erreicht Rom sein Ziel und erstickt ihre Ansprüche in einem Blutbad. Aber dieses so schreckliche, Mitleid erweckende Ereigniss hat in der römischen Geschichte wenig Spuren zurückgelassen. Man hat nur wenig Berichte über den socialen Kampf. Mit diesem Wenigen und tiefgehenden, besser weisen Vermuthungen ist es Michelet gelungen, die Geschichte aufzubauen.

Beulé hat aus der römischen Geschichte eine zeitgenössisch-politische Satire gemacht. Seine verschiedenen Werke, besonders »Die Familie des Augustus« (*le Famille d'Auguste*), waren gegen den Kaiser gerichtet; die alten Cäsaren büssten für den Cäsar der Neuzeit. Aber trotz des Wissens, des Geistes und der beissenden Ironie, die *Beulé* in sein Werk verflochten, haben sie viel von ihren Reizen verloren. Die Aufschrift und die darin enthaltenen Anspielungen sind heutzutage nichts Fesselndes mehr, es ist ja auch das Schicksal allzu lebhafter Farben: sie verbleichen leicht. Die Aufschrift passt nicht zu der Geschichte, welche, wenn sie in eine Schmähschrift ausartet, ihr Ansehen und Angenehmes verliert.

Blaze de Bury hat es durch eine geschickte List besser verstanden, die kaiserliche Geschichte wieder in's Leben zu rufen; er hat einen neuen glänzenden Lack darüber gestrichen. Auch die Familie des Augustus erscheint in antikem Gewande. Da ist die Kaiserin Livia, da ist Julia, die Tochter des Augustus, und die von *Tibullus* besungene Delia; vielleicht erkennt man sie zuerst nicht in den lebhaften und falschen Farben. Ja, das Bildniss ist nicht wahrheitsgetreu, es ist eher zusammengesetzt, als nach der Natur gezeichnet. Aber welcher Eifer, welche bewundernswerthe Gewandtheit des Pinsels und wie viel edle Züge in einer einzigen Gestalt!

In »Rom und die Barbaren« (*Rome et les barbares*), eine Studie über Germanen und Tacitus, hat *Geffroy* die Genauigkeit und Bestimmtheit, deutsche Gelehrsamkeit mit der Klarheit der französischen Kritik und dem Interesse der Exposition verbunden.

V. Duroy hat mit Kenntnissen und Talent »Die Geschichte der Römer« (*l'Histoire des Romains*) erzählt.

So kommen wir zum Kaiserreich. *De Champigny* gibt uns eine Geschichte jener Cäsaren, der Erben der Republik.

»Die Cäsaren« (*les Césars*) von *de Champigny* ist ein durch lehrreiche Kenntniss der Einzelheiten, durch lebhaften Eifer des Studiums, durch die, die Geschichte belebende Leidenschaft, hervorragendes

Werk, denn de Champagny schildert nicht nur ein Gemälde, er vertheidigt eine Sache. Wenn er die Verderbtheiten des kaiserlichen Wahnwitzes, die Entartungen und das Elend eines heidnischen Volkes den Tugenden des emporblühenden Christenthums gegenüberstellt, zeigt er, dass diese neue Religion allein im Stande ist, eine Gesellschaft, die in ihren Lastern, in dem Aberglauben und den Grausamkeiten der Dienstbarkeit untergeht, wieder emporzubringen. Wenn Champagny so von den Cäsaren spricht, so verletzt er doch nicht, wenn er auch in einigen Punkten Einwendungen von Seiten der Leser finden sollte, das Gefühl, welches gerechter Weise diese Ungeheuer von Unsitte und thörichten Wahn verabscheut hat. Doch hat er es nicht dabei bewenden lassen.

In einem zweiten Werk, das gewissermassen die Fortsetzung des ersten bildet, in »Die Antonier« (*les Antonins*), das dieselbe Ansicht durchführt, wird er ungerecht. Waren die Antonier denn ohne Tugenden und scheinen die 24 glücklichen Jahre, die sie dem Reiche verschafft, nicht zu beweisen, dass die Philosophie auf dem Thron nicht Macht genug habe, die heidnische Gesellschaft zu bessern und zu leiten? De Champagny glaubt es nicht. Ohne gerade die Verdienste dieser Fürsten zu leugnen, schwächt er sie ab. Sogar Mark-Aurel findet nicht einmal Gnade vor seinen Augen; er macht ihm den Vorwurf, das römische Reich vernichtet zu haben. Die Ansicht Champagny's, welcher ohne das Christenthum, das damals noch lange nicht über das ganze Reich ausgebreitet war, für letzteres keine Rettung sah, und dabei die Fürsten, welche durch ihre edlen Eigenschaften die Menschheit ehrten und sie emporhoben, in ihren Verdiensten schmälerte, ist unzweifelhaft falsch und übertrieben, doch auch erklärlich. Ich könnte ein von der Akademie gekröntes Buch, wie »Die Antonier« anführen, das den geraden Gegensatz zu diesem bildet. Mark-Aurel ist darin fast ein h. Ludwig. De Champagny tritt, wie wir schon erwähnten und noch sehen werden, für eine Sache ein, er »vertheidigt sie mit einer Voreingenommenheit, die sie in allen Zeiträumen gleich lebhaft färbt und sie in der Vergangenheit mit neuen Bildern und Farben der Gegenwart schmückt.« So sagt Villemain.

»Rom und Judäa« ist ein Werk, das in tieferer Weise den Character kund gibt, der in den Werken de Champagny's wohnt. Er zeigt darin den Kampf des sterbenden Kaiserreichs, *vergentibus*

fatis und des auf seinen Trümmern erstehenden Christenthums. Mit Hülfe des Tacitus und des Josephus skizzirt er mit flüchtigen Strichen die Zeit jener Wirren und Revolutionen, die von Nero ab so viele Kaiser »die Regierung eines Augenblicks verheeren sieht«, bis zu jenem Tag, da die Flavische Familie, deren Haupt Vespasian ist, eine neue Dynastie gründet. Vespasian's Name ist von Jerusalem unzertrennlich, er hat für de Champagny ein Amt durch die Vorsehung; er ist bestimmt den, über die gottesmörderische Stadt ausgesprochenen Fluch zu vollziehen und die Reste Israels in alle Winde zu zerstreuen, als lebendige und ewige Zeugen einer unfehlbaren Verheissung. Der zerstörte Tempel von Jerusalem ist die auf unerschütterliche Grundfesten wiedererbaute Kirche; das ist die Berufung der Heiden, es ist die aus den Ruinen des zerstörten Tempels sich erhebende Gottesstadt und die, das ausschliessende Judenthum vernichtende, christliche Einheit; es ist mit einem Worte die über die Menschheit sich ausdehnende Herrschaft der Kirche.

Nach so vielen verschiedenen Bearbeitungen der römischen Geschichte hat *Ampère* es verstanden, noch neu und interessant zu erscheinen. »*Ampère* war einer der thätigsten, fleissigsten und geistvollsten Schriftsteller, der studirten Philosophen, die es unternahmen, die französische Literatur, die von etwas Breite bedroht war, nicht zu erneuern — der Ausdruck würde ebenso falsch als unverschämt sein — sondern sie zu erweitern und wieder zu beleben, indem er ihr in der alten und neuen Welt neuen Spielraum liess, unter ihrem Banner erfolgreiche Eroberungen zu machen. *Ampère* schien sehr dazu geeignet, in der öffentlichen Belehrung diese literarische Renaissance zu unterstützen. Was er seit jener Epoche geleistet hat, seine Reisen und seine Arbeiten, jene wunderbare Mischung von abenteuerlichem Umherirren und geduldigen Studien, diese unermüdliche, geistige, so selbstlose, so mannigfache und doch stets neue Kraft, haben die Ahnung gerechtfertigt, die meine Wahl entschied ¹⁾.« Guizot, der also sprach, hatte ihn zum Lehrer am französischen Gymnasium ernannt. »Ein geistvoller Mensch, der so angenehm und mit so gründlichen Kenntnissen lehrte,« schien er selbst wenig von seinem Unterricht zu halten und gab ihn auf, verliess ihn um »des abenteuerlichen Umherirrens« willen, da jene Stellung der beständigen

¹⁾ Guizot, Mémoires.

Wissbegierde seines Reisegeistes nicht genügen konnte. Ein Philologe, Orientalist, sogar Dichter, hat er sich in Allem ein wenig versucht. Sein wichtiges Werk, dasjenige, in welchem er richtiges Mass gehalten, ist »Die Geschichte Roms« (*l'Histoire romaine*), zu Rom auf Grund der Denkmäler verfasst.

Dieser Gedanke, die römische Geschichte nach den Berichten anzufertigen, welche ihm die Denkmäler der ewigen Stadt kundthaten, war ein glücklicher, durch welchen Ampère das Thema über die ewige Stadt, welches eigentlich schon recht ausgenutzt war, mit neuen Reizen schmücken konnte. Dieser neue Reiz des Ungewohnten hätte, wie es scheint, seinem Buche Vortheil bringen müssen. Er suchte jenen Vortheil und traf einen andern auf seinem Wege. Zuerst als Artikel in der *Revue des Deux-Mondes* veröffentlicht, erschienen einige Stücke, die ich nicht als Anspielungen, sondern als zeitgenössische Skizzen bezeichnen möchte; und ob mit Recht oder Unrecht, man glaubte in dem modernen Cäsar den Augustus zu erkennen. Augustus! ach er war es nicht! Diese Anspielungen sind heut zu Tage verschwunden und in dem Werke Ampère's dürfen wir nur das sehen, was es wirklich ist, ein von einem wunderbar neuen und fesselnden Gesichtspunkt unternommenes und zu Ende geführtes, historisches Werk. Rom, das alte Rom und besonders das republikanische Rom bietet, in dieser Weise ausgeforscht, erläutert, mit Hilfe der seltenen, uns davon übrig gebliebenen Denkmäler an's Licht gezogen, bedeutende Gegenstände der Betrachtung und Wissbegierde. Ampère hat in diesem alten Rom gelebt. Er kennt die ganze Umgegend, es gibt keinen Hügel, keinen Flecken, keine Strasse, die ihm nicht vertraut ist. Die Römer könnten von ihm sagen, was Cicero zu Varro sprach: »Fremd irrten wir wie Reisende in unserer Stadt umher; deine Werke haben uns so zu sagen an der Hand in unsere Hütten zurückgeführt, und dir haben wir es zu danken, wenn wir endlich erkennen können, wer wir sind und wo wir leben ¹⁾.«

Hat sich Ampère auf dieser Reise nicht manchmal verirrt; hat er bei jedem Hügel, bei jedem Wege, bei jedem Marktplatz jede Thatsache, die an einem dieser Orte stattgefunden, wohl bezeichnet?

¹⁾ Nos in nostra civitate peregrinantes errantesque tanquam hospites, tui libri quasi domum deduxerunt, ut possemus aliquando qui, et ubi essemus, agnoscere.

einige haben es bestritten. Was thut das? Rom, das Rom vor der Kaiserzeit ersteht lebenskräftig und Spannung erweckend aus seinen geistvollen Combinationen. Bei dem Kaiserreich treten wir über den Bereich der Vermuthung hinaus, die Denkmäler sind in Masse vorhanden und die Geschichte in unzerstörbaren Lettern hineingegraben. Von da ab, bis zum Sturze des Kaiserreichs gehen wir so zu sagen trotz einiger bedauernswerther Lücken, durch ein Museum hin, wo zu beiden Seiten die Bilder und Zeugnisse der Kaiser zu ihrer Schmach oder ihrer Verherrlichung stehen. Auf diesem flüchtigen, lehrreichen Wege durch Jahrhunderte hindurch, den wir an Ampère's Hand betreten, haben wir seine malerische Phantasie zum Führer; bei seiner Leitung spürt man keine Müdigkeit oder Langeweile, es ist eine angenehme, belehrende Wanderung und für die, welche Rom nicht gesehen, ist er ein schätzbarer Führer. Aber »alles Feuer Ampère's erstreckt sich auf sein Forschen und zur Ausführung fehlt es ihm, das ist nicht künstlerhaft von ihm. — Als Gelehrter fehlt ihm die Kraft und als Schriftsteller die Färbung« ¹⁾.

Amadée Thierry, der Bruder des Augustin Thierry, hat sich neben ihm auf der literarischen Laufbahn einen Ehrenplatz erworben. Da er von seinem Geschmack und dem Wunsch geleitet wurde, eine gefährliche Concurrenz zu vermeiden und sich zu den alten Studien hingezogen fühlte, so hat er hierbei denselben Geist weiser Gelehrsamkeit bewiesen, als Augustin in seinen neuern Wiederherstellungen. Das erste Werk von Amadée Thierry »Die Geschichte Galliens« (*l'Histoire de la Gaule*) war gewissermassen die Besitznahme eines besondern Weges, den er sich in diesen geheimnissvollen Jahrhunderten, diesen weiten Landstrecken, den unbestimmten Grenzen, die die römische Geschichte vom Mittelalter scheidet, gebahnt hat. So hat er nach einander herausgegeben: »Die römische Geschichte im 5. Jahrhundert« (*l'Histoire romaine au cinquième siècle*), »Die Geschichte von Attila und seinen Nachfolgern« (*l'Histoire d'Attila et de ses successeurs*), »Drei Minister der Söhne des Theodosius« (*Trois ministres des fils de Théodose*) und, da die Geschichte dieser Zeit verwickelt ist, da sie weniger in ereignissvollen Thaten, als in der Schilderung der Sitten besteht, hat er sie durch gründliche, bei dem h. Hieronymus, Johann Chrysostomus und Eudoxia gemachten Studien erläutert.

¹⁾ Lundis.

Als Schriftsteller hat Amadée Thierry nicht die glänzenden Eigenschaften seines Bruders, nicht die malerische Phantasie und den gehobenen Stil, aber bedeutendere Eigenschaften. Bestimmt, manchmal elegant, stets reich, und wenn er nicht durch den Gang der Erzählung hinreißt, so fesselt er durch die Fülle der Einzelheiten und die Ausführlichkeit der Entwicklung. Besitzt er auch nicht dasselbe historische Gefühl wie sein Bruder, so fehlt ihm doch nicht jener Scharfblick, der darin besteht, in den verwickelten Annalen zu lesen und aus einigen Andeutungen Funken zu ziehen, oder Aufschlüsse über eine Regierung oder Persönlichkeit zu geben. Jene unbekannten Zeiten, die bis zur byzantinischen Geschichte reichen, haben ihm viel zu verdanken, er hat Ordnung und Klarheit hineingebracht.

Von Augustus, d. h. von der christlichen Zeitrechnung an, ist die römische Geschichte zwiefach, es gibt eine Geschichte des Kaiserreichs und eine Geschichte der Kirche. Wir erwähnten soeben die auf die erstere bezüglichen Werke und werden den Leser mit den zur zweiten gehörigen bekannt machen.

Constantin, mit dessen Thronbesteigung das Christenthum eingeführt wurde, brachte eine gründliche Veränderung in das römische Reich. Bis dahin hatte es nur eine Macht gegeben, den Kaiser, der zugleich erster Priester, Pontifex war; mit Constantin entstehen zwei Gewalten, ein Bischof des Innern und ein Bischof des Aeussern, wie Constantin sagte, die weltliche und die geistliche Macht.

Das ist die Revolution, die *Albert de Broglie* in seinem bedeutenden Werke: »Kirche und Kaiserreich im 4. Jahrhundert« (*l'Église et l'Empire au quatrième siècle*), hat schildern wollen. Die Geschichte des römischen Reiches, sein Sturz nach Innen und Aussen ist mit Kraft beschrieben, der Despotismus der Kaiser streng gerichtet und die römische Dienstbarkeit streng verworfen. Die Auflösung des Kaiserreichs und ihre verschiedenen Ursachen sind gut erfasst und wiedergegeben, jedoch besteht darin nicht die Neuheit des Buches, sie zeigt sich vielmehr in der Schilderung dieser geistlichen Macht, die sich angesichts der kaiserlichen Macht erhoben hat und oft ihr Nebenbuhler, ja manchmal ihr ein Hinderniss ist; sie zeigt sich hauptsächlich in der Schilderung der theologischen Streitigkeiten, die damals die Aufmerksamkeit der Welt in Anspruch nahmen und sie in Aufregung versetzten, jene ganz geistigen Kämpfe, in denen sich in verschiedener Ordnung der Gedanken, die Kämpfe der alten Tribüne

erneuerten und erweiterten. Als zu Gericht Sitzende bekämpften die Concilien die höchsten und tiefgehendsten Fragen nicht allein eines ganzen Volkes, nein, der ganzen Menschheit. Diese Fragen hat de Broglie mit seltenem Scharfsinn und hohem Interesse durchdrungen und wiedergegeben. Er hat mit grosser Sorgfalt und Klarheit, mit fast dramatischer Bewegung die für die Zukunft des Christenthums wichtigste jener Fragen, den Kampf gegen den Arianismus, aufgenommen. In grossen Zügen schilderte er den unbezähmbaren Verfechter des orthodoxen Glaubens, Athanasius. Indem er sich bemüht, jene wichtige Seite der Kirchengeschichte wieder ins Leben zu rufen und Klarheit hinein zu bringen, scheut er nicht die Mühe, die äussere, so zu sagen malerische Seite nochmals zu schildern; er zeichnet, vielleicht mit zu grossem Wohlbehagen, jene bischöfliche Pracht, die den Prunk des alten römischen Senates wieder entstehen lässt, oder sogar zu übertreffen sucht: faltige Gewänder von Gold- und Silberstoff, glänzende Stirnbänder, lange, majestätisch wallende Kleider, kostbare Steine neben dem Hirtenring, neben dem Bischofsstab, der nicht selten ein Scepter ist; mit einem Worte, alle Schätze des Orients neben römischen Reichthümern, die Hieronymus Veranlassung zu jenem Worte gaben, dass bei der Zunahme des Reichthums die Kirche an Tugenden ärmer geworden sei. De Broglie ist stolz darauf und triumphirt in der Schilderung der grossen, christlichen Versammlungen und der Auseinandersetzung der Lehrsätze, die hier verhandelt wurden. In diesem Werke ist demnach ein zwiefaches und tiefes Interesse vertreten: die sociale Wiedererstehung neben dem Sturz des Kaiserreichs und Heidenthums, der Theologe findet sich neben dem Politiker. Was den Schriftsteller anbetrifft, so geht er niemals fehl.

Montalembert, der das Werk des de Broglie dort fortsetzte, wo jener aufgehört hatte, nämlich an der Schwelle des Mittelalters und dem Unterschied der Stoffe hat vom selben Standpunkte aus »Die Geschichte der Mönche des Abendlandes« (*les Moines d'Occident*), jener Mönche, von denen Chateaubriand gesagt hat, »trotz der Spitzfindigkeiten der Philosophie hatten sie ihrer Mönchskutte auf ewig Achtung verschafft.« Das war ein reicher, ein glücklicher Stoff, willkommen für das Talent eines Montalembert, der selbst mit der Feder in der Hand ein Redner war; dabei hat er sich vielleicht nicht genug vor seiner Neigung in Acht genommen. Bei ihm nimmt die

Geschichte einen heidnischen Ton und unwillkürlich auch die Monotonie des Heidenthums an; obgleich die Wahrheit der Thatsachen dargethan und auch genugsam gewürdigt ist, so ermüdet doch das allzu häufig wiederholte Lob. Montalembert hat vergessen, dass er nicht die Legende einer heiligen Elisabeth von Ungarn erzählte. Unzweifelhaft enthält die Geschichte der Mönche noch Wunderbares genug, doch genügt die einfachste Erzählung, um das zu berichten.

Diese Vorliebe für religiöse Geschichte hört noch nicht auf; nach de Champagny, de Broglie, de Montalembert wird sie lebhaft und reichlich von *Ozanam* gepflegt, oder sie stammt vielmehr von ihm. Sie schlägt hohe Wellen in den »Germanischen Studien zur Geschichte der Franken« (*Études germaniques pour servir à l'histoire des Francs*), ein Werk Ozanam's, welches im Jahre 1849 den ersten Gobertpreis erlangt hat. Dieses Werk ist ein wunderbares Gemisch der gründlichsten und geistvollsten Gelehrsamkeit und der frischesten und reichsten Phantasie, es ist ebensosehr eine Legende als Geschichte. Ozanam hat den Boden des alten Germaniens gründlich durchwühlt und Alles erforscht, er bleibt nicht bei den Chroniken stehen; er sucht überall poetische und volksthümliche Legenden, die die erste Geschichte einer Nation bilden; er verfolgt auch diese Geschichte auf der Fährte christlicher Missionen, welche mit dem Evangelium die ersten Keime der Civilisation in das nördliche Europa gebracht haben. Ein Vers, ein Wort genügen ihm manchmal, um die nationalen und kirchlichen Annalen Deutschlands wiederzufinden und zu ordnen. Diese oft neuen und wunderbaren Forschungen sind durch einen höchst lebendigen und blühenden Stil, durch eine Art frommer Erfindungsgabe, bei der die Phantasie in den durch die Zeit zerstörten, oder durch Barbarei ausgelöschten Zeugnissen das Leben und die Seele eines Volkes enthüllt, wieder aufgenommen und belebt worden.

Wenn man einige dieser vorher erwähnten Werke liest, wird man bemerkt haben, dass wir besondere Richtungen hervorhoben; de Champagny, de Broglie, de Montalembert entwickeln darin Lehren, welche denjenigen von andern Geschichtsschreibern angenommenen, über christlichen Einfluss und heidnische Philosophie, entgegengesetzt sind; sie thaten dabei nicht Unrecht. Im Grunde ist darin unter dem zweiten Kaiserreich, wie damals in Rom, ein Krieg zwischen dem Christenthum und der Philosophie bemerkbar, demnach muss man

neben und in Bezug auf diese vom religiösen Standpunkte aus geschriebene Geschichte, die in der Gestalt der Kritik verfasste Geschichte, unter einem ganz andern Gesichtspunkt darstellen; mit einem Worte nach de Champagny, de Broglie und de Montalembert von *Renan* und seinen Schülern sprechen.

Diese, auf die religiöse Kritik übertragene, philosophische Forschung ist der besondere Character der Literatur des zweiten Kaiserreiches. Weder unter dem ersten Kaiserreich, noch unter der Restauration, noch unter dem Julikönigthum hatten die Laien Hand an die heilige Kirche gelegt. Man hatte das Werk, welches Benjamin Constant im Jahre 1824 unter dem Titel »Die Religion in ihren Anfängen, Gestaltungen und Entwicklungen betrachtet«, ein Werk, welches nach der ersten Idee des Verfassers ein Wort wider die Kämpfe gegen das Christenthum sein sollte, als eine allzugrosse Kühnheit betrachtet. Als Benjamin Constant seine Studien in Deutschland beendet hatte, wohnte er, wie wir wissen, bei Suard und trat unter seiner Leitung mit Laharpe und Marmontel in Verbindung, kurz mit den Hauptliteraten der philosophischen Schule des 18. Jahrhunderts. Im Verein mit ihnen hatte er versucht, die Geschichte des Polytheismus zu schreiben; später nahm er den Gedanken dieser Arbeit wieder auf, aber in einem anderen Geist und unter anderem Namen. Die Jahre hatten seine Gedanken beruhigt; er machte aus seinem kühn kritischen Werk eine philosophische, ausgedehnte und erhabene Arbeit, in welcher er wahre Frömmigkeit von Frömmerei unterschied, und das eine unveränderlich und allgemein, das andere veränderlich und vervollkommnungsfähig zeigt. Eine gesunde Gelehrsamkeit, seltene Weisheit, gerechte und geistvolle, auf gründliche Nachforschungen gestützte Ansichten machen aus diesem Werke eines der hervorragendsten Denkmäler der gelehrten Exegese dieses Zeitraumes. Der durch die Feinheit und Höflichkeit mehr, als durch Correkttheit und Kraft hervorragende Stil ist von bewundernswerther Deutlichkeit.

Unter dem zweiten Kaiserreich nahmen diese philosophischen Betrachtungen über die Religionen neues Leben an, sei es, dass die Gemüther sich von selbst dahin wandten, oder dass die geringen, den politischen Streitigkeiten gewährten Freiheiten sie dahin zog, und dass die Seelen sich zum Himmel wandten, um zu forschen, »wo sie athmen dürften«, wie Bossuet sich ausdrückte.

Renan trug mehr als jeder Andere dazu bei, die religiöse Kritik wieder zu erwecken.

Renan glänzte durch Gelehrsamkeit. Seine Ansicht über Averroës und den Averroismus, die er vor der wissenschaftlichen Facultät von Paris aussprach, um sich das Doctordiplom zu erwerben, enthüllt schon eine neue, kühne und tiefe Gelehrsamkeit. Bald streift der Schriftsteller den Gelehrten ab, ohne dabei den Wissenschaften ganz zu entsagen, und ragt durch die »Studien über Religionsgeschichte« und durch die »Essays über Moral und Kritik« hervor. Sein Ruhm wuchs rasend schnell.

Zum Professor des Hebräischen am Collège de France ernannt, hielt Renan bei der Eröffnung seines Cursus im Februar 1872 eine Rede, welche die auf seinem Lehrstuhl zu beobachtenden Grenzen überschritt und die weniger eine Uebersicht als eine philosophische Erklärung war. Sein Lehrcursus wurde für unbestimmte Zeit aufgehoben. Dann verkündigte er, dass er das, was ihm zu lehren verboten sei, veröffentlichen werde. In Folge dessen gab er »Die Uranfänge des Christenthums«, »Das Leben Christi«, »Die Apostel«, »Der Antichrist«, »Der Apostel Paulus« heraus. Von diesen vier Werken waren die drei ersten einer anderen Kritik als der literarischen unterworfen; das letztere zum grössten Theil nach Tacitus verfasst, steht mit unserer Gerichtsbarkeit in Beziehung, und wir wollen es einer kurzen Besprechung unterwerfen.

»Der Antichrist« ist trotz seines Titels im Grunde nichts anderes, als das wiederaufgenommene Werk de Champagny's, »Rom und Judäa«, wenn ich so sagen darf. Es ist eine Schilderung der zwölf Jahre zwischen der Ankunft des Apostel Paulus in Rom und der jüdischen Revolution (61—73), eine Zeit, die von höchster Wichtigkeit für die Bildung der christlichen Kirche ist. Das ist der Augenblick, wo die schreckliche Regierung Nero's den Anhängern der neuen Religion wie das höllische Widerspiel der göttlichen Mission Christi erscheint. Mit Christus hat man den Himmel sich öffnen sehen, mit Nero verliert man sich in den Abgründen. Renan schildert glanzvoll die Wirkungen, die diese heftigen Gegensätze auf die überreizten Gemüther ausübten.

Der Brand Rom's, das Hinschlachten der Christen, die thierische Dummheit von Agrippinens Sohn, die jüdische Revolution, das ist der Entwurf des Werkes.

Was ist darin der philosophische Gedanke? Eine Lobrede auf das Cäsarenthum unter dem Bilde des Nero, wozu der Antichrist nur die Maske leiht. Nero ist die Ausschweifung, die Thorheit und das Verbrechen! Renan weiss das und so gibt er von Nero und der Verderbniss, die letzterer repräsentirt, mit demselben Rechte von dem Günstling des Volks eine verächtliche Treue und glänzende Schilderung.

Nero hat für ihn in seinen Augen zwei verdienstvolle Eigenschaften: er repräsentirt die Kunst und den Krieger, d. h. die Freiheit des Handelns und Denkens. Er ist das siebenköpfige Ungeheuer, das die Kirche zuerst verfolgt, der Kriegermann kämpft gegen den Priester. Ihm, der ein schlechter Schauspieler und Mörder war, jauchzt Rom zu. Nero ist das Bild der entfesselten Natur, verglichen mit jener, die die moralische Ordnung enthalten und neubilden soll, und die durch eine Macht dargestellt ist, welche durch den von dem Verfasser hoch geschätzten Titus in den Flammen und unter den Trümmern von Jerusalem erstickt worden ist. Aber Jerusalem »ersteht glänzender und schöner noch«, feindlicher denn je diesem Freidenken, das die Volksthümlichkeit der Kaiser war. Das ist die unduldsame Lehre der Kirche, die Renan indirekt beklagt und bekämpft. Wie man sieht, sind wir noch weit von Champagny.

Von Renan, als Schriftsteller, sprachen wir noch nicht. Gern geben wir es zu, dass er in seinem Stil fein, anmuthig, zartfühlend und glänzend war; nur fügen wir hinzu, dass er eine Art Augentäuschung hervorruft. Er macht nur diesen Eindruck, weil er falsch ist; nicht, als ob ihm Natur und Wahrheit fehle, nein, er ist falsch in seinen Beziehungen zu den Stoffen, denen Renan seine leuchtenden Farben verleiht; es sind dies tief ernste Stoffe, die erhabensten, die das menschliche Denken nur ersinnen mag, und für die auch der strengste Stil nicht genügen kann. Wohl! er stellt sie in trügerischem Glanze dar, verziert und schmückt sie in jeder Weise; dadurch reizt und blendet er, darum hat er, wie man wohl sagt, »Die Idylle des Galilei« geschrieben. Er ist zwar ein vortrefflicher Schriftsteller, aber auch ein grosser Zauberer!

E. Havet ist ein Schüler Renan's und hat sich, wie er, von einem philosophischen Standpunkte aus mit den Urfängen des Christenthums beschäftigt.

Der Plan, Zweck und Auszug von Havet's Werk ist folgender: bei den Philosophen, den Geschichtsschreibern und Dichtern wollte

er Bemerkungen suchen, die sich auf das Dasein eines höheren Wesens, auf die Unsterblichkeit der Seele, auf irdische Mühen und den Lohn im Jenseits beziehen möchten; unter den Griechen die Werke des Pythagoras, des Plato und des Aristoteles, unter den Römern die eines Cicero, eines Virgil, eines Lucian, eines Seneca und sogar eines Petronius genau und mit Verständniss zu prüfen, um die Grundsätze, die etwa ein christliches Gepräge haben, zu suchen und zu sammeln, daraus die Urfänge des Christenthums zu bilden und so die Obergewalt der heidnischen Moral über die christliche zu begründen.

Mag sein Einfall geistvoll sein, neu ist er keinesfalls, denn Havet würde ihn bei genauer Prüfung der christlichen Apologeten gefunden haben. Da hätte er sehen können, dass sie die Weisheit der Heiden war; sie erkennen es an, dass das Wort ihnen oft Begeisterung eingeflösst habe und ihre Arbeiten eine Vorbereitung und ein Vorwort zum Evangelium gewesen sei. Hätte sich Havet hierauf beschränkt, so hätte er nur Wahres, aber auch nur Etwas gelehrt, was Jedermann schon wusste. Er wich von der Wahrheit, sogar von der historischen ab, als er jenes Mass überschritt. Welche Meinungen man auch immer von dem Christenthum hegen mag, es bleibt darum doch dasselbe; es ist jüdisch, nicht griechisch; es stammt, wie Tertullian gesagt hat, aus Salomon's Tempel und nicht von der Lehre der Stoiker; es ist »sui generis«. Man gibt gerne zu, dass später das Urterrain von einigen griechischen und lateinischen Ueberschwemmungen heimgesucht worden ist. Hätte sich Havet demnach damit zufrieden gegeben, zu beweisen, dass schon bei der Entstehung der Kirche griechische Philosophie vorübergehend sich dem hebräischen Urtext vermischt hatte, dass der Neuplatonismus sich in den verschiedensten Irrlehren wiederfand und sich in die christliche Tradition eingeschlichen hatte, so hätte er die Wahrheit gesagt. Noch wahrheitsgetreuer wäre es von ihm gewesen, hinzuzufügen, dass es von Anbeginn die einzige Sorge, das alleinige Ziel der Kirche gewesen sei, jene falschen Stoffe auszuschneiden und zu ächten. Aber nein, er hat im Gegentheil die Daten jener philosophischen Einbürgerung zurückversetzt, aus entlehnten Berichten macht er Originalnachrichten und fängt da an, wo er eigentlich aufhören müsste. Der Gegenstand seines dritten Bandes wird »Das Judenthum« sein, aber dieser dritte Band hätte der erste sein sollen.

Das ist das über Havet gefällte Urtheil. Wenn man den eigentlichen Missgriff in dem Werke unberücksichtigt lässt, es nur als eine literarische Leistung, als herrlichen Bericht von dem Genius Griechenlands und Roms, als Geschichte des philosophisch-poetischen Hellenismus betrachtet, so wird man von dem Talent des Geschichtsschreibers entzückt sein; jeder Reiz, alle Kunst des Stils ist dabei verwandt: Feinheit der Gedanken, erhabene Ausdrücke, eine entsprechende Mässigkeit und echter Kunstgeschmack. Scheint doch sein Buch fast unter griechischem Himmel geschrieben zu sein, da es die Durchsichtigkeit und den schwach gemilderten Strahl desselben besitzt. Havet ist ein Grieche aus alter Zeit, der sich zu uns verirrt hat. Ein neuer Gemisthus Plethon, hat er die Wiederherstellung des Heidenthums auf den Trümmern des Christenthums geträumt.

Zur selben Zeit, als die französische Akademie »Die Antonier« von Champagny krönte, bewilligte sie einem anderen Werke, das in gradem Gegensatze zu jenem steht, auch einen Preis; es ist »Die lateinischen Sittenlehrer während des römischen Kaiserreiches« (*Les Moralistes latins sous l'Empire romain*) von M. Martha. Martha »beschreibt den Einfluss der griechischen Redner im römischen Staat, jener Redner, von denen einige sogar als Philosophen jener Zeit glänzten, als Marc Aurel Kaiser und Philosoph war (Epictetes, Dion, Chrysostomus); ferner die Macht der sittlichen Betrachtungen bei dem Verfall der Einrichtungen der Gesetze, jene Handlung des Stoicismus, die ein Cultus und Apostelamt wurde« ¹⁾).

Da ist, wie man sieht, das Heidenthum anders aufgefasst, es ist fast eine Vertheidigungsschrift gegen jene vorige, nur ist Martha bei der Vertheidigung ruhiger, als Champagny bei dem Angriff gewesen war. Aber da er wenig mittheilsam und zugeknöpft war, ist die Idee, welche Martha zu diesem Werke bewog, nicht leicht zu errathen. Martha gehört zu Havet's Schule und fast möchte ich sagen, er schliesst sich seinem Bekenntniss an. Es ist ein Characterzug dieser Schriftsteller, das, was sie von den alten Philosophen und Moralisten sagen, in die geheiligten Ausdrücke des Christenthums zu kleiden. Für Havet ist der Lehrsaal des Pythagoras eine Kirche, seine Vorschriften sind Dogmen, sein Unterricht ist eine Predigt. So auch Martha; es ist wie ein gegenseitiges Uebereinkommen.

¹⁾ Villemain, Bericht von 1865.

»Warum bewahren die grossen Geister, selbst wenn sie mit dem Christenthum und der Kirche gebrochen haben, nicht ein Gefühl der Wohlanständigkeit, ein Benehmen und einen Geschmack, die sie verhindern möchten, Worte der h. Schrift zu gebrauchen und zu missbrauchen, jeden Augenblick diese Ausdrücke dadurch zu entweihen, dass sie den wahren Sinn verdrehen ¹⁾?« Da seht ihr, wie weit es schon gekommen: sogar Villemain, der über Martha's Werk urtheilte, bedient sich, wie wir sahen, bei der Erwähnung der Redner, der Ausdrücke »Cultus und Apostelamt«.

Für die Moralisten mag das noch hingehen, aber sogar die Dichter werden mit jenen Bezeichnungen beehrt. Es steht Jedem frei, über die Philosophie des Lucretius zu denken wie er will; mag er sie annehmen oder verwerfen; kann man aber in keinem Falle seinem System den Namen »Religion« geben? Wenn man lang und breit von der Religion, dem Glauben des Verfassers der Dichtung »Ueber die Natur« spricht, heisst das nicht die Gedanken irre leiten durch den Missbrauch der Ausdrücke? Schliesst diese beständige Vertheidigung des lateinischen Dichters nicht gewissermassen »mit einer Herausforderung«? wie ein hochgestellter Kritiker sich auszudrücken beliebte. Ist das nicht genug, einem das Vergnügen, das man beim Lesen dieser feinen, anmuthigen, glänzenden Blätter und der manchmal in glückliche Verse übertragenen Stücke empfindet, zu verleiden?

¹⁾ De Pontmartin, Letzte Gespräche, S. 391, frz. Ausg.

V.

Literaturgeschichte: F. Ozanam, — J.-J. Ampère, — Daunou, — V. Le Clerc, — Fauriel, — Villemain, — Sainte-Beuve, — Ch. Sapey, — Walkenaër, — H. Rigault, — D. Nisard, — E. Gérusez, — Demogeot, — Paul Albert, — Nettement, — Sayous.

So entwarfen wir eine Schilderung der bedeutendsten Werke jener vierten Epoche in Bezug auf neuere, alte und Kirchengeschichte; aber die Literaturgeschichte ist im Verein mit der Kritik der glänzendste Theil gewesen; beide bleiben uns noch zu besprechen.

Die römische Literatur war von kurzer Dauer; sie reicht eigentlich nur durch zwei Jahrhunderte hindurch, von Augustus bis zu Trajan. Schon unter den Antoniern alt geworden, fordert sie von Afrika neues Feuer, das schnell sich selbst aufzehrt. Darauf wendet sie sich nach Gallien, das ihr seine letzten Dichter und seine letzten Redner überliefert; es sind: Ausonius, Rutilius Numantianus, Pacatus. Die Schulen von Autun und Bordeaux sind, im Verein mit den italienischen Schulen, die alleinigen Sitze der überall bedrohten, und durch die Einfälle der Franken oft zerstörten Civilisation. Aber diese Schulen bieten besonders in Gallien eine sonderbare Erscheinung. Durch die Barbaren verdrängt und vertrieben, errichten sie unter einander eine künstlich geistige Mauer, sie bilden sich eine besondere Sprache, eine Sprache, die nur die Eingeweihten verstehen, deren Ausdrücke nach Uebereinkommen so von ihrer ersten Bedeutung abweichen und durch erkünsteltes und pedantisches Wesen so verdreht worden sind (weil man fürchtete, von den Barbaren verstanden zu werden), dass es zu einer reinen Unmöglichkeit geworden ist, sie zu verstehen; die Worte, der Satzbau, der Sinn sind den Hieroglyphen zu vergleichen.

In dieses merkwürdige, bis dahin unbeachtet gelassene Studium der lateinischen Sprache hat *Ozanam* einiges Licht gebracht, es theilweise enträthselt und mit neuer, feiner, glänzender Gelehrsamkeit in seiner »Geschichte der Civilisation im 5. Jahrhundert« und einem darauf folgenden Essay über die italienischen Schulen vom 5. bis 13. Jahrhundert auseinandergelegt.

Ampère hat unter anderem Gesichtspunkte die »Literaturgeschichte Frankreich's«, diese Schilderung der geistigen Bewegung in Gallien, die *Ozanam* aufgezeichnet hat, wieder aufgenommen und fortgesetzt. Seine »Literaturgeschichte Frankreich's« in drei Bänden, die bis zum 12. Jahrhundert reicht, ist eigentlich weniger eine Geschichte unserer Literatur, als vielmehr die des letzten Zeitraums der lateinischen. Diese, auf der Hochschule gelehrt, vielleicht ein wenig eilig abgefassten Bände zeigen im Stil, in der Sorgfalt und feinen Ausführung nicht so bedeutendes Talent, als die anderen Werke Ampère's, jedoch bieten sie ein ernsthaftes Interesse für genaue Studien. Sie dürften etwa für die Literatur das sein, was die Bände Guizot's für die Geschichte sind; sie enthüllen und klären eine dunkle, bis dahin nur von den Gelehrten gekannte Epoche auf.

Wenn wir der Entwicklung der französischen Literatur folgen, so müssen wir nach Ampère *Daunou* erwähnen. Daunou ist einer jener Schriftsteller, die das 18. mit dem 19. Jahrhundert, den Geschmack mit der Gelehrsamkeit vereinigen. Er hat sich einen Ruf in der Literatur und den historischen Studien erworben. Von der Akademie von Nîmes im Jahre 1787 wegen seiner Rede »Ueber den Einfluss Boileau's auf die französische Literatur« (*De l'influence de Boileau sur la littérature française*) gekrönt, blieb er immer klassisch und legte in seinen Schriften von seinem Urtheil und seiner Gelehrsamkeit Probe ab. Ausser seinen zahlreichen verschiedenen Artikeln über die Literaturgeschichte der Benedictiner besitzen wir von ihm eine Rede, die er im Jahre 1824 über den Zustand der Literatur erscheinen liess.

Zum Professor der Geschichte und Moral am Collège de France am 13. April 1819 ernannt, setzte er seinen Lehrkursus bis zum Jahre 1830 fort. Sein »Lehrgang historischer Studien« ist die Frucht dieses gewissenhaften und erfolgreichen Unterrichts. Daunou war ein Gelehrter und ein Literat.

V. *Le Clerc* nahm die Geschichte der französischen Literatur

da auf, wo Ampère und Daunou abgebrochen hatten. Als Mitglied der Commission, die beauftragt war, die Literaturgeschichte Frankreichs, von den Benedictinern angefangen zu schreiben, lieferte er einen grossen Beitrag. Die Bände 22 bis 23 enthalten von ihm bedeutende Artikel über die Dichter des Mittelalters; sein Hauptwerk jedoch ist die »Abhandlung über den Zustand der Literatur im 14. Jahrhundert«, die den 24. Band dieser wichtigen Sammlung ausmacht. Es ist Le Clerc durch seine Gelehrsamkeit gelungen, literarische Bewegung und sogar Fruchtbarkeit in einem bis dahin für unfruchtbar gehaltenen Jahrhundert zu entdecken. Zwar sucht er manchmal, um dieses Jahrhundert zusammenzubringen und zu vervollständigen, ausserhalb den Grenzen Frankreichs, um das zurück zu holen, was ihm, wie er glaubt, geraubt worden sei. In seinem literarischen Patriotismus fordert er von England, Italien und Deutschland Alles, was sie uns entlehnt haben, von dem sie den Originaleindruck verwischt haben und was sie für eigene Schöpfungen ausgaben, zurück. So bilden diese, zu ihrer Quelle zurückgeführten, abseits geleiteten Strömungen einen reichen, fliessenden, hie und da die trockenen Ufer des Scholasticismus befeuchtenden und belebenden Strom. Dante, Petrarka, Boccacio und Chaucer kommen, gewissermassen berechtigt, zu uns zurück: »jure quodam postliminio.«

Dieses gelehrt verfasste, in bestimmtem, wenn auch manchmal ein wenig im oratorischen Stil geschriebene Werk ist beim Lesen anziehend und lehrreich; man findet darin in einer engen Hülle die sichere und tiefe Wissenschaft Piraboschi's.

Fauriel, ein Mitarbeiter Daunou's und Le Clerc's an der »Literaturgeschichte Frankreichs«, hat ausser seiner Betheiligung an diesem Werk noch besondere Ansprüche auf das Andenken der Kritik. Als Guizot im Jahre 1830 Fauriel auf einen Lehrstuhl der ausländischen Literatur berief, war das Publikum höchlichst erstaunt. »Fauriel, der schon im Greisenalter stand, nachdem er sich selbstständig in den verschiedensten Fächern versucht und mit Leidenschaft alle Studien ergründet, er, der hohe, feine Geist, der gelehrte und strenge, obgleich ein wenig phantastische Kritiker, der Kenner der griechischen und orientalischen Sprachen, der Philologe, der Philosoph und Geschichtsschreiber, verweilte endlich bei der Literaturgeschichte Europa's.

Bis dahin war wirklich das Verdienst Fauriel's, das sich auf

einen Kreis beschränkte, der aus Literaten und hohen Freunden bestand, wo er frühzeitig eine geeignete Stellung einnahm, nicht darüber hinausgedrungen.

Zwei sehr bedeutende Artikel von ihm über das Buch »Ueber die Literatur in ihren Beziehungen zu den socialen Einrichtungen betrachtet«, hatten ihn bei Frau von Staël und deren Gesellschaftskreis eingeführt. Da er in engerer Freundschaft zur Frau von Condorcet stand, nahm er an der Gesellschaft zu Auteuil Antheil; und er war es, der durch seinen unbewussten und weisen Einfluss Cabanis dazu bewog, seine ersten philosophischen oder viel mehr physiologischen Ideen zu mässigen. Cabanis widmete ihm seinen »Brief über die Endursachen« (*Lettre sur les causes finales*). Auch Destutt de Tracy liebte und schätzte ihn. Im Jahre 1806 in enger Freundschaft mit Manzoni lebend, übersetzte er die beiden italienischen Tragödien dieses Dichters, der ihm sein Carmagnola gewidmet hatte, in's Französische.

Seit den Jahren 1824 und 1825 fing der Name Fauriel an, bekannt zu werden; er hatte die »Volkslieder des modernen Griechenlands« (*Chants populaires de la Grèce moderne*) veröffentlicht. »Diese Uebersetzung,« hat Le Clerc gesagt, »ist eine Schreibart, in der er mehr durch seinen Character, als durch Feinheit herrscht. Da, wo eine Anstrengung fast Pflicht wäre, bewahrt er die elastische und leichte Haltung; es sieht nicht aus, als ob er das Muster nachbilde, er erfasst ohne Mühe das Leben, die Zahl, die feinen Unterschiede und Launen.«

So gelangte Fauriel, zwar fast unbekannt, aber wohl ausgerüstet, zu dem Lehrstuhl der fremden Literatur. Aber er kam ein wenig spät, in jenem Alter, wo man die Aengstlichkeit nicht mehr so leicht überwindet; und nichts hatte ihn darauf vorbereitet, öffentlich zu reden, wozu übrigens auch die Natur ihn nicht geschaffen; desshalb las er und hielt keine freien Vorträge. Er las die mit äusserster Feinheit des Studiums verfassten Vorträge, aber er las und so blieb auch sein Auditorium äusserst klein an der Zahl. Jedoch Diejenigen, welche Geist und Geschmack besaßen, ihm zu folgen, konnten unzählige Früchte von diesem Unterricht geniessen. So viel neue Lichter ergossen sich durch ihn über die italienische Literatur! wie fühlte, wie erklärte, wie schätzte er Dante!

Eigentlich war Dante nicht der gewöhnliche Gegenstand seines

Unterrichts. Seit vielen Jahren hatten sich seine Gedanken und Forschungen auf ein einziges Ziel gerichtet, auf die Geschichte des südlichen Frankreich. Diese Geschichte sollte von den ältesten Zeiten bis zur römischen Herrschaft reichen, die Einfälle der Barbaren bis zur Theilung des fränkischen Reiches unter Karls des Grossen Nachfolgern umfassen und die ersten Jahre des 10. Jahrhunderts bis zum Ende des sechzehnten miteinschliessen. Von diesen drei Abschnitten hat der Verfasser nur den zweiten zu Ende geführt, »Die Geschichte des südlichen Gallien unter den deutschen Eroberern« (*l'Histoire de la Gaule méridionale sous les conquérants germains*).

Fauriel hat die französische Literatur des Südens ungefähr bis zum 12. Jahrhundert, vielleicht bis zu dem Punkte geführt, wo Ampère seine Geschichte des Nordens geschlossen hatte. Von da bis zum 16. Jahrhundert ist nur Villemain zu erwähnen, der, da er in dem letzten Jahr seines Lehrkursus in der Sorbonne bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gekommen war, einhielt, und, weil er die gefährliche Grenze zum 19. Jahrhundert nicht überschreiten wollte, plötzlich zum Mittelalter zurückkehrte. In dieser Arbeit hat er sich als das, was er war, bewiesen, als einen Literaten, der sich mit Gelehrsamkeit brüstet. Indem er für die literarischen Anfänge im Mittelalter die glaubwürdigsten Werke und Ansichten zum Führer wählt, beeilt er sich, auf die Literatur zu kommen, die aus Spanien, Frankreich und Italien kommt. Mit jener ihm eigenen Sicherheit, mit diesem Glück der Ergründung, vergleicht, belebt, erklärt er sie unter einander; er verfolgt sie in Charakter und Entwicklung und zeichnet und bezeichnet in ihrem glänzend schnellen Verlauf mit feinen, gerechten Umrissen den Geist und die Sitten des Volkes, die eine jede von ihnen darstellt.

Villemain erreichte das 16. Jahrhundert und zeichnete sogar dessen weiteste Contouren auf, aber dem Verlauf seines Lehrganges gemäss, beschäftigt er sich mehr mit der Prosa, als mit der Poesie. Sainte-Beuve hat ihn in seiner Schilderung der »französischen Poesie im 16. Jahrhundert« ergänzt, wo er sich schon als der genaue, feine Kritiker, der er stets geblieben, aber nicht als der feine geistvolle Maler, der feurige und ewig neue Schriftsteller gezeigt hat, der er doch später werden sollte.

Neben diesen erfreulichen Studien der wiedererwachenden fran-

zösischen Poesie und Prosa suchten sodann einige fleissige Köpfe wüste Länderstrecken, damals blühende Gebiete der Gelehrsamkeit, urbar zu machen. *Léon Feugère* veröffentlichte die etwas in Vergessenheit gerathenen Arbeiten eines Henri Estienne, von Étienne Pasquier, von Sainte-Marthe, von Ducange, der Adoptivtochter Montaigne's, Fräulein von Gounay und errang sich in dieser wenig angebauten Gegend ein kleines Verdienst und einen Ehrenplatz.

»Am Schluss des Jahres 1837 ging ich, da ich schon lange über ein Buch über Port-Royal nachdachte, nach der Schweiz, nach Lausanne, um es in der Gestalt von Lehrsätzen und Vorträgen zur Ausführung zu bringen.« So sagt Sainte-Beuve. War der Ort richtig gewählt? vielleicht vom Standpunkte des Auditoriums aus betrachtet, ja; von den Jansenisten zu den Calvinisten ist nicht weit, sie sind »Verwandte«, hat Voltaire gesagt. Jene Fragen, die den Jansenismus heraufbeschworen und beschäftigt haben, jene Fragen über den freien Richter, über die Prädestination und die Gnadenwahl hätten, trotz der herrlichen Auseinandersetzung, trotz des Ernstes des Publikums nicht genügt, die Aufmerksamkeit wach zu halten. Sainte-Beuve trug darum Sorge, seinen Stoff heiterer zu stimmen und in diesem finsternen Kloster einige Fenster zu öffnen, damit sie Aussicht auf die Welt gestatteten und frische Luft einliessen. In Port-Royal gab es Zimmer für die Besitzer und Zimmer für die Gäste, ein sozusagen inneres und ein äusseres Port-Royal, einen Hauptwall und äussere Werke. So hat Sainte-Beuve es auch gemacht; in seiner Geschichte ist ein doppeltes Port-Royal, das religiöse und das literarische Port-Royal; das letztere lehnt sich an das erstere an und bedeckt es in zwar angenehmer Weise, aber vielleicht mehr, als die eigentliche Einrichtung des Werkes zuliess. Die theologische Seite ist in der That von der literarischen beherrscht und theilweise dadurch erstickt. Wenn man die Geschichte gelesen, hat man keinen bestimmten und gründlichen Eindruck von der Frage, welche die Macht und Eigenartigkeit des Jansenismus ausmacht. Aber vollständig, genau und interessant hat man die literarische Geschichte. Man hat sogar mehr noch, nämlich ihre wohl aufgefasste und lebhaft wiedergegebene, moralische Schönheit. In Ermangelung von Ueberzeugung hat Sainte-Beuve mit seinem künstlerhaften Scharfblick, die strenge Begeisterung und frommen Opfer jener heiligen, berühmten Einsiedler errathen, verstanden und wieder-

gegeben, ohne sie jemals empfunden zu haben. Besonders sind die Frauen so heldenmüthig im Glauben und der Selbstverleugnung mit lebendigem Stift, fast möchte ich sagen, mit wahrhaft empfindender Seele gezeichnet. Da herrscht Bewunderung und keine Rührung; da ist Mitleid, keine Gleichgültigkeit. Man merkt, dass Sainte-Beuve diese heiligen Opfer mehr bedauert, als dass er sie bewundert, wenn er sie schildert; seine Intelligenz begreift sie wohl, seine Vernunft aber versteht sie nicht. Darin liegt übrigens der Mangel dieser Geschichte: sie ist nicht an einem geeigneten Orte unternommen worden und auch nicht von der Hand geschrieben, die sie hätte heiligen können. Die Nachschrift ¹⁾, die Sainte-Beuve nachträglich hinzugefügt hat, verdirbt mir das ganze Werk. Schon vom Standpunkt der Kunst hätte er sich sagen müssen, dass ein Schriftsteller sich von seinem Werk nicht so lossagen kann, dass er selbst aus reinem Vergnügen den Reiz verlöscht, den er in uns wachgerufen hat. Um diesen Mangel zu umgehen, hätte schon ein gerechtes und besonders ein moralisches literarisches Gefühl den Mangel religiösen Glaubens ersetzen können.

Charles Sapey hat aus der Geschichte von Port-Royal eine hoch interessante Episode herausgewählt und reizvoll wiedergegeben: es ist die Flucht Antoine's le Maistre zum Kloster. Noch jung, hatte Antoine le Maistre im Parlamente schon einen glänzenden Ruf erlangt; er war Staatsanwalt und glänzte durch seine Beredsamkeit. Das war eine herrliche Laufbahn, die *O. de Vallée* mit Geschick in seinem »Antoine le Maistre und seine Zeitgenossen« geschildert hat. Der Weg der Ehre erschloss sich ihm leicht und sicher; eine beabsichtigte Vereinigung, die ihm am Herzen lag, sollte ihm den Aufenthalt in der Welt noch angenehmer machen. Einem religiösen Gefühle folgend, davon seine Familie ihm so viele Beispiele geliefert, verzichtet er auf alle Güter, wie Ruhm, Reichthum und Glück und begibt sich zu den Einsiedlern von Port-Royal, um die Triumphe des Redners hier zu begraben und bis auf seinen Namen zu vergessen. Dieses, der Religion gebrachte Opfer, schildert Charles Sapey mit manchmal lebhafter Erregung, in der hie und da eine Erinnerung an seine ebenso kurze, wie glänzende Laufbahn durchblitzt.

¹⁾ Meine Biographie.

Dem Studium über Antoine le Maistre war dasjenige über den Kanzler du Vair vorausgegangen; zwei beachtungswerthe Bruchstücke über das Denkmal, welches Sapey in der Magistratur und der Rednerbühne errichtet sehen wollte. »Ich möchte,« sagte er, »die Geschichte des Richterstandes nicht von der der Advokatur geschieden wissen, sondern sie lieber beide unter einem gemeinsamen Namen vereinigen. So würde Pasquier neben Brisson, Cochin zu Seiten Aguesseau's stehen; würde das Essay, das nur zwei Biographien enthält, nicht für einen ersten Band gelten können? Die Aufnahme beim Publikum, die Pflichten des Berufs, die mir von der Vorsehung zum Studium gelassene Zeit, werden darüber entscheiden.« Diese Zeit ward ihm nicht gewährt. Charles Sapey wurde in voller Manneskraft der Magistratur und der Literatur, die er in gleicher Weise ehrte, entrissen.

Sodann gehört hieher die schöne Arbeit Cousin's über Pascal's »Gedanken« (*Pensées*); die Vorrede dazu ist eine der edelsten, herrlichsten Stücke, die wir über die beiden Schriftsteller Descartes und Pascal, welche die grosse literarische Sprache des 18. Jahrhunderts anfangen und vorbereiten, besitzen.

Vergessen wir nicht die Betrachtungen über Blaise Pascal von Vinet zu erwähnen. Er versucht Pascal darin etwas an sich heran zu ziehen und die »Gedanken« (*Pensées*) zu Gunsten des Protestantismus zu deuten; aber seine Seele empfindet mit der des grossen Jansenisten, er versteht seine Freiheit, die Qualen, die dumpfen Schmerzen; es ist ein fühlender und zugleich beredter Uebermittler.

Das ist nicht der einzige Dienst, den Vinet der französischen Literatur geleistet hat. Er hat ihre bedeutendsten Epochen aufgefasst und wiedergegeben: »Die Moralisten des 16. und 17. Jahrhunderts« (*les Moralistes des 16. et 17. siècle*), »Die Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts« (*Histoire de la littérature française du 18. siècle*), »Studien über die Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts« (*Études sur la littérature française au 19. siècle*). Vinet hat als Kritiker die Weisheit eines tiefen Denkers, als Schriftsteller die Genauigkeit, die richtige Wahl, die Gedrängtheit und den Glanz des Ausdrucks, der, wenn wir Sainte-Beuve's Ausspruch anführen wollen, den Gedanken wie ein getreues Bild wiedergibt, und den Hauptpunkt lebhaft hervortreten lässt.« Manchmal hat er auch Etwas von dem sogenannten »flüchtigen Franzosen«: jenen Stil, den man in den ehemals so

interessanten Werken Toepfer's las und von dem sogar einige Tinten sich mit Rousseau messen können.

Port-Royal führt uns gerades Wegs zu Frau von *Sévigné* und ihren gelehrten und liebenswürdigen Biographien. Walkenaër, der gelehrte Geschichtsschreiber von Horaz, der unerreichbare Herausgeber von La Fontaine's Werken, hat uns interessante Memoiren über Frau von *Sévigné*, die er unglücklicher Weise nicht beendete, hinterlassen. Walkenaër liebte es, sich mit seinem Stoffe Vergnügen zu machen; er klopfte gern auf den Busch, blieb rechts und links stehen und suchte den Gelehrten durch einen glücklichen Zufall. Manchmal verschwindet bei diesen Streifzügen das eigentliche Ziel, immer aber kehrt man mit Erfolg dahin zurück; zwar wagt man etwas dabei, wenn man auf dem Wege bleibt und wie es ihm zum grössten Bedauern derjenigen, die in der Wissenschaft die Anmuth lieben, ergangen ist: Man stellt dabei den rechten Ton im guten Geschmack auf's Spiel.

Ein etwas abgenutzter Stoff, eine literarische Episode aus der Zeit Ludwig's XIV., der Kampf der alten und neueren Literaten, ist von Rigault in sehr geistvoller Weise nochmals aufgenommen und in einer herrlichen, der wissenschaftlichen Fakultät von Paris vorgelegten Thesis besprochen worden. Rigault unterscheidet in dem Streit der alten und neueren Literaten drei bestimmte Perioden; die erste französische Periode im 17. Jahrhundert mit Desmarets, Perrault und Boileau, die englische Periode mit Temple, Boyle, Wolton und Bentley; endlich die zweite französische Periode im 18. Jahrhundert mit La Motte und Frau Dacier. Von diesen drei Perioden ist die zweite, die englische, eine selbstständige Arbeit von Rigault. Vermittelst bis dahin wenigstens vernachlässigter, wenn nicht unbekannter Schriftstücke hat er helles Licht und bedeutendes Interesse für jenes Studium hervorgerufen, das bis dahin die Aufmerksamkeit der Kritik nicht auf sich gezogen hatte; sogar in der oft bearbeiteten französischen Periode hat er vergessene Einzelheiten an's Licht gezogen. Auf die besondere Frage von dem geistigen Uebergewicht der Alten auf die Neueren oder umgekehrt hat Rigault eine allgemeine, höhere Frage bezogen, nämlich die Frage von dem Fortschritt des menschlichen Geistes. Also erneuert, bietet die Geschichte des Streites zwischen dem Alten und Neuen eine ebenso angenehme als lehrreiche Unterhaltung.

Doch ist das nicht die einzige literarische Auszeichnung Rigault's. Als geistvoller, glänzender Kritiker, feiner, gewandter Geist, hat er unter andern hervorragenden Dingen vorzügliche Artikel über die »Frage über die Schauspiele« (*La Question des spectacles*) und »Den christlichen Roman« (*Le Roman chrétien*) hinterlassen.

De Loménie ist wie Walkenaër auch ein Raritätensammler in der Literatur. »Die berühmten Zeitgenossen von einem unbedeutenden Manne beurtheilt« (*Les contemporains illustres jugés par un homme de rien*) und »Beaumarchais und seine Zeit« (*Beaumarchais et son temps*) sind hervorragende Leistungen. Ein besonderer Zug bei de Loménie ist seine Genauigkeit in den Forschungen und die Unparteilichkeit im Urtheil; er ist ein edler, literarischer Gerechtigkeitsfreund. Keiner wägt wie er die Fehler und Eigenschaften eines Schriftstellers ab. Er ist höflich, zart, fein und ebenso aufrichtig und fesselnd.

Chénier hatte schon in seinem »Historischen Gemälde der französischen Literatur seit 1789« (*Tableau historique de la littérature française depuis 1789*) gezeigt, abgesehen von einigen Urtheilen, wie man sogar zu Lebzeiten zeitgenössische Schriftsteller mit Gerechtigkeit und Wohlwollen recht schätzen könne, »indem man gern das Lob fortlässt, den Tadel ohne Rückhalt ausspricht, die bleibenden Talente hervorhebt und die wachsenden Anlagen freudig begrüsst.« Sein mit klarer Uebersicht, Feinheit und reinem, bestimmtem Stil geschriebenes Werk ist ein hervorragendes Blatt in der Literaturgeschichte.

Sainte-Beuve hatte seine Geschichte von Port-Royal in der Schweiz begonnen; in Belgien, in Lüttich, veröffentlichte er im Jahre 1848 in der als Einleitung zum Lehrgang der französischen Literatur gehaltenen Rede, mit der er beauftragt war, das seitdem unter dem Namen »Chateaubriand und seine Schule« (*Chateaubriand et son école*) bekannte Buch. »Chateaubriand,« sagte er, »erneuerte und frischte das malerische Werk eines Bernardin de Saint-Pierre, eines Bouffon und Rousseau mit Geschick wieder auf; der Wald in seiner funkelnden Blätterpracht nahm wieder nach und nach reichere, schönere Färbung an und ein sanfter Windhauch floss den Gedanken an die Rückkehr, wer weiss welcher? Frische ein; und dann entwarf er den Rahmen, indem er die hohe Gestalt Chateaubriand's, umgeben von Joubert, de Fontanes, de Chênedollé und Frau von Staël ein-

fassen und hervorheben wollte. Diesen Rahmen hat er denn auch angefertigt; jedoch muss man bedauern, dass er, wenig wohlwollenden Gefühlen nachgebend, von denen er damals nicht erfüllt war, durch viel zu grelle Farben das erste Bild verdorben und, ohne Vortheil für die Kunst, Flecken angebracht hat, die der Schönheit des Musterbildes Abbruch thun, ohne die Aehnlichkeit genauer zu bestimmen. Das ist leider ein unglücklicher Irrthum, den de Loménie übrigens auch in Betracht gezogen.

Bis jetzt hatten wir nur Bruchstücke der französischen Literatur, *Nisard* gibt uns ihre vollständige Geschichte.

Nisard ist ein dogmatischer Kritiker, ich möchte nicht sagen eine Autorität; er wendet bei seinen Urtheilen eine Regel an, von der er nicht abweicht und einen Massstab, ein unveränderliches Kriterium, das bei allen Schriftstellern angelegt wird, es ist der französische Geist. Je nachdem ein Werk mehr oder weniger diesem Geiste entspricht, ist es vollkommen oder nicht. Diese schulmeisterliche Lehre hat zweifelsohne ihre gute Seite und Einfluss und Originalität in einer Zeit, da man die literarische Ordnung ebenso verkannte, wie jede andere, aber sie hat auch ihre Schattenseiten. So wenig als die Charactere und Auffassungen dieselben sind, hiess das die Thüre hinter sich zuschliessen und den Aussendungen aus dem Wege gehen, um sich auf den »viereckigen Thurm« zu beschränken, in dem man von allen Seiten wohl verwahrt ist und wo der Feind nicht hineindringen kann, aber von wo man auch keine Aussicht mehr in das Land hat.

Wenn man auch den Grundsatz Nisard's nicht rückhaltlos für die Kritik annimmt, so ist man doch in Bezug auf die Schönheiten des Stils leicht einig; er ist natürlich, klar, fesselnd, kraftvoll, mit hübschen, hervorragenden, glanzvollen Zügen ausgestattet. Der Grund stützt und belebt die Form, denn Nisard strebt nicht allein nach dem Geschmack, sondern auch nach der Moral; will er doch neben dem Urtheil auch die Seele bilden. Die Kunst, etwas schön zu sagen, trennt er nicht von der Kunst, schön zu denken.

Neben diesem unvergänglichen Werk »Das Bild der französischen Literatur« hat Nisard noch verschiedene neue, herrliche Bilder gesammelt: »Erasmus«, »Thomas Morus«, »Vermischte Schriften über Geschichte und Literatur«, »Neue Studien über Geschichte und Literatur«. Auch in seinen Skizzen, in denen sich Philosophie und

Literatur in glücklicher Weise beisammen finden, verdient Nisard das Lob, das ihm Daunou bei seinem Erscheinen spendete, »er vereinigt Gelehrsamkeit, Geist und Talent.«

Gerusez hat in richtiger und feiner Weise die »Geschichte der französischen Literatur von ihren Anfängen bis zur Revolution« (*Histoire de la littérature française depuis ses origines jusqu'à la Révolution*) in zwei Bänden zusammengestellt. Neben diesem Werke und seinem Bande »Ueber die französische Literatur während der Revolution« (*La littérature française pendant la révolution*) sind noch zwei Bände »Literarischer Essay's« (*Essais littéraires*), die das Mittelalter, die Renaissance und die neuere Zeit umfassen, und ein Band »Vermischte Schriften« (*Mélanges*) zu erwähnen, davon die besten Artikel sich auf zeitgenössische Schriftsteller beziehen. Der Stil Gerusez's ist gewandt, ausgefeilt und fein. Niemand, sagte Sainte-Beuve, würde erstaunt gewesen sein, Gerusez an der Akademie gesehen zu haben; er träumte sie, wie so viele Andere.

Neben den beiden Bänden Gerusez's über die Geschichte der französischen Literatur stellen wir in natürlicher Reihenfolge den so hoch geschätzten Band über denselben Stoff von Demogeot.

Paul Albert, von dessen Namen alle Meinungen in der Literatur nicht zu scheiden sind, hat in verschiedenen Büchern das hervorragende Schriftstellertalent bewiesen, welches Sainte-Beuve in ihm erkannt und begrüsst hatte.

Die Geschichte unserer Literatur, die so von Hand zu Hand von ihren ersten Anfängen bis zum Schluss des 18. Jahrhunderts geführt worden, ist in unserer Zeit wieder aufgenommen und, die Restauration und das Julikönigthum mit einbegriffen, bis zum zweiten Kaiserreich fortgesetzt worden. Der Verfasser dieses grossen Werkes ist Nettement, den wir schon bei den Geschichtsschreibern erwähnten. Nettement hat diese literarischen Berichte zum grossen Theil unter dem Eindruck des Gelesenen und der geistigen Bewegung, die sich um ihn her kundgab, geschrieben, darin liegt auch ihr Werth und ihr Anziehendes. Doch sind auch Schattenseiten an dem Werk, es fehlt ihm die Einheit und das Verhältniss; man merkt, dass das Improvisiren des Journalisten manchmal die Feder des Geschichtsschreibers ersetzt hat. Viele Werke und Verfasser haben ihre Wichtigkeit und folglich auch die Stellung eingebüsst, die ihnen das Interesse und die Leidenschaft des Augenblicks ver-

liehen; aber alle grossen Namen und Fragen sind darin weitläufig beschrieben und besprochen, es ist ein lebendiges Gemälde und zugleich ein gewissenhaftes Urtheil. Wenn Nettement Gerechtigkeit widerfahren lässt, so ist er auch andererseits ein strenger Richter und die Zeit hat seine Urtheile bestätigt.

Alfred Nettement starb in der Blüthe seines Lebens und hat für seine so zahlreichen, verschiedenen Arbeiten keinen andern Lohn empfangen als den, den die französische Akademie 1872 und 1873 seinem Andenken gab; er hat nur Nachruhm geerntet.

Trotz der grossen Anzahl der Werke über die französische Literatur, die wir schon erwähnt haben, sind doch noch verschiedene vorhanden, deren Dasein nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Die französische Literatur ist nicht ganz innerhalb Frankreichs Grenzen. Frankreich hat seine literarischen Colonien, die uns *Sayous* kennen lehrte und gewissermassen wiedergab, indem er ausserhalb Frankreichs Grenzen eine Literatur fand, die wir nicht als die unsrige betrachteten: »Das 18. Jahrhundert in der Fremde« (*le 18. siècle à l'étranger*) »Literaturstudien über die französischen Schriftsteller der Reformation« (*Les Études littéraires sur les écrivains français de la Réformation*), »Studien über die Literaturgeschichte der französischen Schweiz, besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts« (*Études sur l'histoire littéraires de la Suisse française particulièrement dans la seconde moitié du 18. siècle*); das sind alles ernste Arbeiten, von einem lebendig sittlichen Gefühle durchhaucht und in gesundem, feinem Stil geschrieben, obwohl man einen herben Geschmack empfindet, gleichsam wie die Luft jener Berge, wo die Meisten der von *Sayous* behandelten Schriftsteller gelebt haben.

VI.

Die französische Literatur in ihren Beziehungen zu der ausländischen Literatur.
— Die Arbeiten des Sismondi, — Ozanam, — Mézières, — Antoine de La Tour, — de Puibusque, — H. Taine, — Philarète Chasles.

Es ist ein Characterzug unserer Literatur, dass sie abwechselnd den Einfluss der ausländischen Literatur geduldet und auf sie eine mächtige Herrschaft ausgeübt hat. So sind im Mittelalter die Troubadours die Vorläufer der italienischen Poesie, die uns im 16. Jahrhundert zur Nachahmung anregen. Das 17. Jahrhundert lehnt sich hauptsächlich an das Alterthum an; es nimmt sich vor der ausländischen Literatur in Acht und verabscheut sie; aber trotz seiner Vorliebe für das Klassische ist es doch nicht ganz frei von spanischer Pracht, übt aber zu gleicher Zeit einen mächtigen Einfluss auf England aus, so dass das Zeitalter der Königin Anna ein Abdruck des Zeitalter Ludwig XIV. ist. England rächt sich und gibt uns im 18. Jahrhundert durch Voltaire und Montesquieu jene Denkfreiheit, die sein Ruhm und seine Schande sein sollte und die uns neben dem »Geist der Gesetze« Diderot's Vorträge eingebracht hat. Deutschland, das bis dahin unserer Literatur ziemlich unzugänglich gewesen, nahm sie jetzt auf und vermischte mit dem Studium der Schriftsteller aus der Zeit Ludwig XIV. die paradoxe Philosophie eines Rousseau, die zum grossen Theil sogar Schiller's Werke in Vergessenheit gerathen lassen. Endlich jedoch hatte sie, was Shakespeare zu verdanken ist, ihren richtigen Weg und ihre wahre Bestimmung gefunden. Mit Lessing wirft sie die fremde Decke hinweg und sie, die zuletzt zum Ruhm gelangt, ist »in luminis auras,« übt ihrerseits auf unsere Literatur einen Einfluss aus, den sie seit langer Zeit von uns zu empfangen gewohnt war.

Suchen wir das, was in unserer Zeit die französische Literatur der ausländischen entlehnt und was sie ihr gegeben, hervorzuheben. Was sie ihr gegeben, ist bitter wenig. Frankreich hat im 18. Jahrhundert besonders die europäische Literatur beherrscht; im 19. Jahrhundert hat es hauptsächlich durch die Waffen seine Herrschaft befestigt. Es hat sich mehr um das gekümmert, was ausserhalb seiner Grenzen vorging, als um das, was innerhalb derselben geschrieben wurde. Suchen wir zuerst in Erfahrung zu bringen, in welcher Beziehung es zum Süden stand.

De Sismondi, der uns eine »Geschichte der Franzosen (*L'Histoire des Français*) gegeben, hat viel dazu beigetragen, uns einen Eindruck von der romanischen Literatur zu verschaffen, durch sein Werk über die Literatur des Südens. Diese »Geschichte der südlichen Literatur« (*Histoires des littératures du Midi*) ist durch neuere und vollständigere Forschungen nicht verdunkelt worden. Sismondi war nicht nur ein wohl unterrichteter und fleissiger Mensch, er war auch — und das beweist sein Briefwechsel mit der Gräfin Albany — ein feiner, zarter Geist, ein gelehrter, geistvoller Literat.

F. Ozanam, der Nachfolger Fauriel's im Lehrstuhl der ausländischen Literatur in der Sorbonne, setzte, obschon in entgegengesetzter Art, die neuen, tiefen Studien über die italienische Literatur fort. Ich habe an der wissenschaftlichen Fakultät die ernsten, herrlichen, beredten Stimmen, die Stimmen, die in der Sorbonne das goldene Zeitalter des Unterrichts herbeigeführt haben, gehört. Ich habe bei ihnen stets die Sicherheit der Rede, die leichte, feine, feurige Rede, kurz, allem Anscheine nach, die Eigenschaften der freien Rede, gefunden; aber die freie Rede mit ihren plötzlichen Wendungen, ihren leuchtenden Streiflichtern, dem hinreissenden Feuer, die Flamme, die wie ein elektrischer Funke aufsprüht, das alles habe ich nur bei Ozanam angetroffen. Daher war auch sein Unterricht eine Krisis für ihn; er betrat die Sorbonne und verliess sie fieberkrank. Nach jeder Stunde liess er einen Theil seines Ich's zurück; und man glaube ja nicht, dass er, ein Lehrer, sich zu diesem Ton verstieg, weil er auf Beifallsrufe begierig war. Im Gegentheil; er war der Mann des Glaubens, der auch in die Seelen seiner Zuhörer jenes erhabene religiöse Gefühl senken wollte, davon er selbst durchdrungen war; Gott wohnte in ihm, »Deus, ecce Deus,« man fühlte ihn. Selbst in diesem Gottesbewusstsein thaten seine Kräfte

das kund. Ozanam starb im Alter von 40 Jahren. Er, der einen guten Ruf erlangt, hätte sich vielleicht zu hohem Ruhm aufgeschwungen, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, länger zu leben.

Ozanam besass in hohem Grade jene Wissenschaft, die eine Folge unmittelbarer Erkenntniss ist, aber er besass auch eine noch höhere Gabe, das feine Gefühl, das sich den Schönheiten der Poesie erschliesst. Seine Phantasie war bei dem Hauche Italiens leise dahingeschwunden. Sein Werk über Dante ist das vollständigste und treueste von allen den zahlreichen Arbeiten, davon der Verfasser der göttlichen Komödie der manchmal (leider!) beklagenswerthe Gegenstand war. Das Gedicht Dante's ist eigentlich eine Encyclopädie; das Mittelalter ist darin vertreten, aber wie Wenige haben es darin erblickt. Die mystische Gestalt der Beatrix, Wahrheit und Dichtung zugleich, die menschliche und göttliche Liebe, hatten auch Andere schon daran gezeigt. Auch die politische Seite hatte man, trotz einiger Räthsel, wenn auch nicht ganz erfasst, so doch theilweise errathen. So blieb noch die bis dahin verschlossene Seite der Theologie. Das kommt daher, weil, um sich da hinein zu wagen und sich umsehen zu können, eine Wissenschaft nothwendig war, die wenige Kritiker besaßen, denn sie musste alle Gelehrten des Mittelalters umfassen, die mystischen und scholastischen, sowohl Thomas von Aquino wie Bonaventura. Ozanam besass diese Wissenschaft und ausserdem noch ein sie belebendes Element, die Seele und Phantasie des florentinischen Dichters. Auch hat er uns tief in dessen Geist eingeweiht. Seine »Studien über die poetischen Quellen der göttlichen Komödie« (*Etudes sur les sources poétiques de la divine Comédie*), über »Dante und die allgemeine Philosophie im 13. Jahrhundert« (*Dante et la philosophie catholique au 13. siècle*) haben alle Unklarheiten in der geheimnissvollen Dreiheit von Dante aufgedeckt.

Später, als Ozanam durch Krankheit darnieder geworfen wurde, ging er nach Italien, um seine erschöpften Kräfte wieder aufzufrischen. Eine kurze Zeit schien es ihm gelingen zu wollen, und er benutzte die wiedergewonnene Gesundheit, um sich wieder der Literatur und Religion zu widmen. Als er den Gang der grossen Gelehrten des Mittelalters, den er schon so manches Mal durchstöbert, wieder betrat mit dem hellen Blick eines Dante, sammelte er aus den »Franziskanerdichtern in Italien im 13. Jahrhundert« (*Poètes franciscains en Italie au 13. siècle*), Blütensträusse von Ge-

dichten, so rein und lieblich, die im Schatten der Klöster emporgeblüht und dann vergessen worden waren.

Die Gesundheit war ihm nur kurze Zeit gegönnt und bald darauf musste er unter dem milden Himmel Spaniens den Einfluss suchen, den er in Italien zu finden gehofft. Aber selbst da war keine Ruhe, keine Erholung; hier band er seine Garbe und fügte die letzten, ergreifendsten Leistungen hinzu, die am geheimnissvollsten von seinen christlich frommen Gedanken durchhaucht sind.

Mézières lieferte uns eine Beschreibung »Das Leben Petrarca's (*Vie de Pétrarque*), die mit fein anmuthiger Bestimmtheit geschrieben ist.

»Welches war im Anfang des 17. Jahrhunderts der Einfluss der spanischen Literatur auf die französische?« so hiess die, im Jahre 1848 von der französischen Akademie gestellte, schwierige Frage, über welche *Puibusque*, »der gekrönte Schriftsteller«, sagt *Villemain*, »ein fast vollständiges, fast zu ausgedehntes Werk geliefert hat, das stets lehrreich für Richter und Volk sein wird.«

Antoine de la Tour, der geschickte Uebersetzer von *Silvio Pellico*, der durch einen Band von Gedichten berühmt ist und sich durch freiwillige Verbannung für viele Jahre zum Bewohner Spaniens gemacht hat, hat seinen dortigen Aufenthalt benutzt, um uns zwei anziehende Werke über Andalusien zu geben, in denen sich durch Feinheit und Geschmack ausgezeichnete literarische Skizzen vorfinden. Die französische Akademie krönte im Jahre 1874 *de Latour* wegen einer Uebersetzung *Calderons*.

Louis Viardot, *Germond-Delavigne* und *Damas-Hinard* haben uns auch mit anmuthigen Uebersetzungen spanischer Dichter versehen.

Verlassen wir die nichtlateinische Literatur und die des Südens und wenden wir unsere Blicke gen Norden.

Es ist bekannt, wie man während der Restauration bei den ausländischen Bühnen, bei Shakespeare und Schiller, eine neue Form und neues Leben für die Tragödie gesucht hatte. Der Versuch gelang nicht ganz; man hat sich indessen nicht ganz von England oder Deutschland zurückgezogen und die Kenntniss ihrer Literatur ist durch bedeutende Werke erleichtert worden. Die Erwähnung der »Geschichte der englischen Literatur« (*Histoire de la littérature anglaise*) von *H. Taine* genügt schon.

Es ist die Behauptung einer zeitgenössischen Ansicht, dass aus einem Character die Haupthandlungen eines Lebens gefolgert werden könnten. Man betrachtet demnach grosse Geister also wie eine Maschine, bei der die Kenntniss der grossen Triebfeder und des Hauptrades genügt, um ihre Bewegungen und Wirkungen ahnen zu können. Ja, aber in einem Winkel der Maschine sitzt eine Feder, von der ihr weder Kraft noch Bewegung beurtheilen könnt, und das ist die Freiheit. Was ihr auch da zurecht macht, ist keine Psychologie, das ist die Berechnung von Möglichkeiten auf das angewandt, was am ersten der mathematischen Schlussfolgerung sich entzieht, nämlich die Freiheit. Diese Methode ist nicht in allen Fällen zu verwerfen; was einen Menschen betrifft, der ein grosser Geist und fester Character war, so kann man sich seiner Werke bedienen, um aus ihnen auf sein Leben zu schliessen, denn gerade bei den stärksten Naturen haben die Gedanken am meisten Einfluss auf die Handlungen.

Diese dynamische Ansicht hat Taine ausgesprochen; sind es die Schattenseiten, die dabei vorkommen und die wir in einigen Worten angeführt haben, die die Schuld trugen, dass Taine's Werk über die englische Literatur in Deutschland nicht den Erfolg erntete, den er sich von seinen hohen Eigenschaften als Denker und Schriftsteller, die er darin entfaltet, versprochen hatte?

Wenn Taine, der feurige Schriftsteller, der mehr Literat als Philosoph war, obschon er mehr Anspruch auf Letztern machte, dem Rathe Sainte-Beuve's folgt, wenn er die Pracht aus seinen Entwicklungen, den Ueberfluss aus seinen Synonimen verbannt, wenn er den Busch beschneidet und den Wald seiner Bilder und Ausdrücke lichtet; wenn er die Härten einiger Wendungen, das Grelle verschiedener Farben mildert, die es beweisen, dass er seinem Realismus seine grösstmögliche Kunst widmet; wenn er endlich von der physiologischen Lehre, die ihm gefällt, und die eher den Gedanken einschränkt, als ihn erweitert, absteht und einsieht, dass die Zergliederung nicht das Geheimniss des Genius aufdeckt, und dass dieses Geheimniss, wie das des Lebens, dem Zergliederungsmesser sich entzieht, so wird Taine, der ein mächtiger, origineller Schriftsteller ist, ein grosser Schriftsteller werden.

Er scheint das übrigens verstanden zu haben. Sein Urtheil, das etwas Steifes und Eckiges hatte, ist seitdem gefügig gemacht und beruhigt, ohne zu erschlaffen; das ist immer noch eine Zerglie-

derung wie damals, aber so, wie die Menschen der Welt sie gebrauchen. Seine Artikel über Racine und Frau von Lafayette tragen diesen neuen Stempel an sich. Die wahren literarischen Verdienste Taine's, wie die vieler Schriftsteller, bestehen nicht in seinen grossen Werken, in diesen Facharbeiten, sondern in den »Studien über Geschichte und Kritik« (*Etudes d'histoire et de critique*), die ebenso mannigfach wie angenehm und nützlich zu lesen sind.

Vor Taine hatte uns *Philarète Chasles* mit der ausländischen Literatur bekannt gemacht. Da er noch sehr jung nach England geflüchtet war, hatte er eine gründliche Kenntniss der englischen Sprache und Literatur erlangt; später verband er noch damit die Literatur des Südens und Nordens. Seine Streifzüge durch England und Deutschland thaten seinem abenteuerlichen Geist und seiner freien, bewegten Phantasie so wohl. Obgleich er akademische Erfolge errungen ¹⁾, war er doch nicht zum Akademiker geboren.

Voller Begeisterung und Originalität, von oft zweifelhaftem aber kühnem Geschmack, war er eher dazu im Stande die ausländische Literatur zu verstehen, aufzufassen und sich ihren Leistungen anzubequemen, als sich in seinen kühnen Ausdrücken der Regelmässigkeit, der Gerechtigkeit und der in den Grenzen gehaltenen Wendung der französischen Literatur anzuschmiegen. Er ist ein bedeutender, erfolgreicher Schriftsteller, dessen Thätigkeit sich nicht auf den englischen oder germanischen Kreis beschränkte, sondern seinen Flug mit gleicher Macht zu der alten Literatur nahm; nebenbei hat er das Aussehen eines Kritikers, dem man nicht die ihm zukommende Gerechtigkeit hat zu Theil werden lassen.

Die italienische, spanische und englische Literatur war uns wohlbekannt und vertraut: die deutsche Literatur war uns fast fremd. Deutschland ist, wie wir wissen, erst spät zu seinem Ruhme gelangt; bis zum Schluss des 18. Jahrhunderts hat es kein eigenes literarisches Leben gehabt; es hat von unserer Nachahmung, von der Literatur des Zeitalters Ludwigs XIV. und des 18. Jahrhunderts gelebt, aber mit einem einzigen Aufschwung ist es zum höchsten Rang gelangt. Philosophen und Dichter, Geschichtsschreiber und Kritiker, Hegel,

¹⁾ In Bezug auf den Preis für die »Frz. Poesie im 16. Jahrh.«, der zwischen Chasles und Saint-Marc-Girardin getheilt wurde, achtet Sacy die ernste, strenge Art von Chasles höher, als die von Girardin.

Kant, Goethe, Schiller, Lessing und *Herder* sind ihm zu gleicher Zeit erstanden; seitdem musste man mit ihm abrechnen. Frau von Staël hat uns in seinen Geist eingeweiht. Verschiedene Uebersetzungen von Hegel, Kant, Goethe und Schiller gestatten uns einen Einblick in das Waldesdunkel, in diese weiten Gegenden, die noch, wie es scheint, voll sind des geheimnissvollen Schreckens, an den die Germanen erinnerten. Auch lernte man seine Geschichtsschreiber kennen. »E. Quinet, ein grosser Schriftsteller«¹⁾, wie Cousin sagt, »hat uns durch seine Uebersetzung und durch seine vortreffliche Vorrede in Herder's Werke eingeführt. Herder ist ein Prophet²⁾, welcher Begeisterung besitzt und Dunkelheiten, die von wunderbaren Blitzen durchbrochen werden.«

»Quinet und Michelet sind seltene und edle Gemüther, die der schlechte Zeitgeist verführt und in ein schmutziges Chaos hinabgezogen hat, die aber mehr als ihre Ideen und ihr Erfolg gelten³⁾.«

De Golbéry hat uns durch seine Uebersetzung von Niebuhr, *Alexandre* durch die von Mommsen, *Crouslé* und *E. Suckau* haben uns durch ihre Uebertragung von Lessing's Dramaturgie in den Stand gesetzt, die deutsche Wissenschaft, die man auf unsere Kosten ein wenig überschätzt, zu erfassen. *Saint-René Taillandier*, den man »den geschworenen Vermittler deutscher Gedanken, den freien Aufklärer Frankreichs in Deutschland« genannt hat, hat viel dafür gethan, dass wir mit jenem Lande in geistige Beziehung traten. Saint-René Taillandier ist vor Allem ein internationaler Kritiker, ein gerader, erhabener Geist, ein mehr fester, als feiner Kritiker, der mehr Erregung, als Anmuth im Stil besitzt.

Mézières, dem wir auch eine interessante Schilderung von Petrarca's Leben verdanken, hat uns durch gründliche und gewissenhafte Arbeiten mit Shakespeare und Goethe bekannt gemacht.

Caro hat, wie wir uns erinnern werden, mit Anmuth und Gewandtheit, die er als Literat und Philosoph besitzt, Goethe's Philosophie ausgelegt.

¹⁾ Zwischen diesem Lob und jenem andern liegt eine lange Zeit: »Als Quinet geboren wurde, sagte das Geschick: Du magst thun, was du willst, klar wirst du niemals werden.«

²⁾ Sainte-Beuve, *Lundis* B. XI, S. 484, frz. Ausg.

³⁾ Guizot, *Memoiren*, B. 3, S. 182, frz. Ausg.

Wir müssen auch eine hervorragende Arbeit von *F. Blanchet*, dem ehemaligen Professor der Rhetorik am Gymnasium zu Strassburg, erwähnen, »Goethe's Faust« nach den bedeutendsten deutschen Auslegungen erklärt, sowie eine an der wissenschaftlichen Fakultät zu Paris vertheidigte These »Ueber Schiller's Bühne« (*Du théâtre de Schiller*).

Lerminier hat in einer an der juristischen Fakultät zu Paris herrlich vertheidigten Thesis, die Gedanken Savigny's »Ueber das Eigenthum im römischen Recht« (*la Possession en droit romain*) wiedergegeben.

Was haben wir eigentlich dieser ausländischen, englischen und italienischen, spanischen und deutschen Literatur entlehnt? Von der italienischen haben wir einige Vico entnommene Gedanken über die Philosophie der Geschichte aufgenommen, von Spanien etliche sehr wenig klassische Bühnenfreiheiten, von England nichts, wie mir scheint, es müssten denn einige schwache Versuche zu einer Nachahmung von Shakespeare und Walter Scott sein. Deutschland verdanken wir mehr.

Cousin, der bis dahin der schottischen Philosophie gefolgt war, machte 1817 eine Reise nach Deutschland; dann wurde er Schüler und glühender Anhänger von Kant, Fichte, Schelling und Hegel. »Cousin,« sagt Hegel, »hat in meinen Gewässern einige Fische gefangen und sie geschickt in seiner Brühe verborgen.« Er hat sie nicht darin verborgen, sondern sie einfach aus dem etwas unruhigen Wasser, in dem sie schmachteten, herausgenommen, um sie in das lebendige Wasser seines Stils zu tauchen, darinnen sie wieder munter wurden.

Die Philosophie hat sich nicht immer wohl dabei befunden, wenn sie ihre Systeme in Deutschland suchte. Hegel und Kant, durch Cousin übermittelt, sind zwar nicht gefährlich geworden, anders war es mit Feuerbach, der schnell viel Anhänger fand. Auch die deutsche Gelehrsamkeit ist uns verhängnissvoll geworden; Strauss ist bei uns der Vorläufer Renan's gewesen. Selbst die Geschichte, sogar die alte Geschichte, hat unter dem deutschen Einflusse gelitten. Michelet, der in die Fusstapfen Niebuhr's trat, hat die ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte eher umgestürzt, als wieder aufgebaut, und Mommsen hat sie zu Gunsten der deutschen Kaiserherrschaft und uns zum Schaden gefälscht. Was die deutsche Kritik angeht, so behagte sie uns nicht; man kennt die dramatische Strenge

Lessing's gegen unsere grossen Tragiker, und als Schlegel, der einen Augenblick Kritiker der französischen Sprache war, Phädra beurtheilte, hat er den Standpunkt der Frage verändert, um zu Gunsten des Euripides gegen Racine loszugehen; ein Ausspruch, den Cousin laut bestritten und entkräftet hat. Die Poesie hat in Deutschland einige glückliche Eingebungen gehabt; aber Maria Stuart, Jeanne d'Arc und einige andere Nachahmungen genügen nicht, um uns in dieser Beziehung zu Deutschlands Schuldner zu machen, das uns viel mehr entlehnt hat, als umgekehrt.

Das haben wir genommen, was aber behalten?

Man kann nicht sagen, dass die französische Literatur sich der ausländischen sehr angeschlossen hätte. Es ist ein Charakterzug des französischen Geistes, die fremden Ideen zu prüfen und in seinen Schmelztiegel zu werfen; er verbreitet lieber seine eigenen, als dass er die anderer Völker aufnimmt; er dehnt sich nach Aussen hin aus, aber fasst daselbst nicht festen Fuss; wenig kosmopolitisch in seiner Literatur, wie im Geschmack, verlässt er nicht gern sein Heim. Es könnte ihm gar nicht schaden, sich ein wenig in der Fremde umzusehen, sich von dem zu unterrichten, was ausser ihm vorgeht, dem geistigen Leben der andern Völker zu folgen. Er, der lange an der Spitze der Civilisation stand, muss, wenn er diese Oberherrschaft nicht verlieren will, sich an der ausländischen Quelle laben und erfrischen.

Wir gehen nach Frankreich zurück und von der Literaturgeschichte zur Kritik.

VII.

Kritik: Sainte-Beuve, — G. Planche, — Saint-Marc Girardin, — De Sacy, — Cuvillier Fleury, — Jules Janin, — de Pontmartin, — Louis Veuillot, — Vitet, — Patin, — E. Egger. — Raynouard, — Littré, — F. Génin, — Paulin, — Paris. — Ein Wort über Philosophie. — Ueber einige Arbeiten über alte Literatur.

Zwischen der eigentlichen Literaturgeschichte und der Kritik ist die Grenze ziemlich unbestimmbar; denn in unseren Zeiten hat die erste die letztere sich ungerechter Weise angeeignet, oder besser gesagt, die zweite bricht nicht mehr mit der ersten, sie erzählt und urtheilt nicht. Sainte-Beuve ist einer der hervorragendsten Kritiker gewesen. Wenn ich sage, Sainte-Beuve sei ein Kritiker, so drücke ich mich vielleicht nicht genau aus, denn in Bezug auf Geschmack hat er keine Regel und kein Vorbild; er lehnt sich weder an la Harpe, noch an Villemain an; er ist nicht mehr für die historische Kritik, als für die dogmatische; er zeichnet das Bild, richtet sich dabei nach dem Leben, der Person und dem Aussehen des Schriftstellers, sowie nach seinem Geist, seiner Art der Darstellung und seinem Stil. Seine ersten Skizzen tragen das Zeichen der Unerfahrenheit. Unter seinem unbestimmten Pinsel verwirren sich die Farbtöne, sie stoßen und vermischen sich. Man sieht viele Flecken, viele Uebearbeitungen und mehr Schatten als Lichter. Der Dichter bringt den Kritiker in Verlegenheit; seine Sprache ist nicht ausreichend; es sind auch zu viel Hinweise auf Tröstungen. Diese poetischen, etwas welken Blätter, die immer wieder den Gedanken verhüllen, die ihn mit Schmuck behängen, ohne ihn zu verschönen

und die Aufmerksamkeit des Lesers beeinträchtigen und in Unordnung bringen, möchte man fortstossen wie im Herbst das raschelnde Laub, das unsern Schritt hemmt. Nach und nach wird die Hand des Malers sicherer, sie ist leichter und gewandter, der Strich reiner und lebendiger, ohne jedoch schon jene einfache, freie Art erlangt zu haben, die die Vollkommenheit selbst ist. Sainte-Beuve verspätet sich oft; wenn er laufen soll, muss er es schon sehr eilig haben. Das war jedesmal an dem Tage der Fall, wenn er für Dr. Véron seine »Montagsplaudereien« (*Lundis*) schrieb. Da war er ein neuer Mensch, so munter und flink, stets erhobenen Fusses und bereit, davon zu eilen. Das nahm noch zu, als er seine »Neuen Montagsplaudereien« (*Nouveaux Lundis*) begann. Es war einer seiner Grundsätze, dass man sich erneuen müsse und in bewundernswerther Weise übertrug er ihn ins Praktische. Seine ersten »Montagsplaudereien«, obgleich sie schon zum Glück mit seinen »Porträts« gebrochen haben, athmen noch ein wenig seine vorige Weise. Sie sind noch anspruchsvoll und geziert, voll Schöngeisterei; die neuen sind ganz anders. Hier fließt die Feder Sainte-Beuve's frei und natürlich; sein Satz ist vollgehaltig und gewandt; er ist unverfälscht. Hier schreibt er nicht mehr, er plaudert nur; er plaudert und das gerade gefällt mir am meisten in den langen Unterhaltungen, die er mit der Oeffentlichkeit gepflogen, und die ihm so ungeduldig zuhörte. Kein einziges Mal ist diese vertrauliche, geistvolle, fesselnde Unterhaltung in einen Lehrvortrag oder einen zusammengefassten Artikel übergegangen. Mit dem dauernden Reiz eines geistvollen, feinen, im Nothfalle auch schneidenden Wortes, das doch niemals verwundet, verbindet Sainte-Beuve ein wunderbares Taktgefühl, das wie eine Stimme der Zeit war und niemals fehl ging; er entsprach den Erwartungen der öffentlichen Meinung und berechnete sie auch manchmal. In ihm kannte man den herrlichen, geistvollen Schriftsteller, den fügsamen, unerschöpflichen Kritiker, den für alle Gebiete empfänglichen, allen literarischen Keckheiten zugänglichen Geist.

Das sind die Eigenschaften Sainte-Beuve's, des Kritikers; sein Fehler besteht darin, dass er zwar wunderbar schön auslegt und zergliedert, aber nicht urtheilt und Schlussfolgerungen zieht. Er ist ein Porträtmaler und geistvoller Erzähler, doch den Namen eines strengen Kunstrichters, der ihm gewiss etwas geschmeichelt hätte, verdient er nicht. Seine Kritik ist negativ, er hat nicht Gesetze,

nicht Grundsätze. Dennoch ist er ein grosser Kritiker und, trotz der verschiedenen Art, Villemain doch fast gleich, womöglich ganz gleich.

G. Planche hat keine Aehnlichkeit mit Sainte-Beuve. Gegen diesen, der sich in Einzelheiten und Nebenumständen gefällt, der in seltener Weise urtheilt und zergliedert, hat Planche bestimmte Ansichten, manchmal Gemeinplätze, die er zu oft wiederholt, aber nichtsdestoweniger richtige Ansichten sind. Er sucht weniger das Neue als das Wahre. Indem er manchmal barsch und stets lehrhaft urtheilt, setzt er etwas auseinander, bespricht und bestätigt es. In hohem Grade hat er die Ehrenhaftigkeit und Würde eines Kritikers. Er schreibt ohne Anmuth, aber folgerichtig und urtheilt im Allgemeinen gut, vielleicht ein wenig eintönig, aber dem Wesen der Sache entsprechend. Ausgestattet mit einem tiefen Gemüthe, bedarf er nicht jener bequemen, oft lähmenden biographischen Nebenumstände; er vermeidet die Anekdote und fügt dem Werke, das er prüft, in welchem er den Verfasser sucht und erkennt, eine weit wahrheitsgetreuere, tiefgehendere Erklärung bei, als diejenige war, die Sainte-Beuve aus den alltäglichen Gewohnheiten des Lebens zu ziehen im Stande war; seine Kritik bleibt nicht auf der Oberfläche, sondern dringt in den Geist ein; man wendet sich gern von dem Verfasser der »Montagsplaudereien« zum Verfasser der »Literarischen Porträts« (*Portraits littéraires*).

Als Guizot, Cousin und Villemain von der Sorbonne abberufen wurden, um sich den öffentlichen Angelegenheiten zu weihen, wurden ihre Lehrstühle von drei Männern, Michelet, Jouffroy und Saint-Marc Girardin besetzt, die in ehrenhafter Weise in der Sorbonne und am Collège de France den Unterricht fortsetzten, den ihre Vorgänger so zum Aufschwung gebracht. Besonders zeichnete sich Saint-Marc Girardin aus, dreissig Jahre hindurch erntete er den Beifall seines Publikums, das er entzückte. Die politischen Anspielungen konnten bei diesen steten Erfolgen nicht überraschen, und er umging sie auch nicht, aber gewiss war es hauptsächlich der mannigfaltige, fesselnde, geistvolle Vortrag, der die seinem lebendigen, herrlichen Wort aufmerksam lauschende Jugend gefangen nahm.

Von diesem Unterricht, wie von dem des Guizot, Cousin und Villemain, an die er erinnerte, sind bedeutende Werke übrig ge-

blieben; zuerst »Der Verlauf der dramatischen Literatur« (*Cours de littérature dramatique*), ein Werk von Meisterhand. Die Kenntniss der Bühneregeln, das feine und geistvolle Spiel der Leidenschaften, die doch ihre Seele sind, halten sich gegenseitig und finden ihre Erklärung in den Grundsätzen der alten Kunst und in den, den zeitgenössischen dramatischen Werken glücklich entlehnten Beispielen. »Der Verlauf der dramatischen Literatur« ist niedergeschrieben und zusammengestellt worden; »Die Studien über Lafontaine« (*Etudes sur Lafontaine*) sind fast so überliefert, wie die Zuhörer an der Sorbonne sie vernommen, mit jenem Feuer und der Flüchtigkeit der Stegreifrede, die so voll feiner, geistvoller Bemerkungen und auch einiger Nachlässigkeiten des Stils sind.

Es gibt noch eine Arbeit von Saint-Marc Girardin, die ebenfalls an der Sorbonne aus dem Groben gefeilt, mit Sorgfalt überarbeitet und dann in ihrer jetzigen Gestalt in der Revue des Deux-Mondes erschienen ist; es sind Lehrvorträge über Rousseau. Es ist hauptsächlich zu beklagen, dass dieses Werk, welches unserer Ansicht nach Saint-Marc Girardin's bestes ist, nicht schon zu seinen Lebzeiten gedruckt wurde. Die Pietät seiner Familie hat es soeben veröffentlicht und dadurch der Literatur einen bedeutenden Dienst geleistet, obgleich es schade ist, dass die Arbeit unvollendet blieb.

Saint-Marc Girardin hat als Erinnerung an seine politische Wirksamkeit »Die Erinnerungen eines Journalisten« (*Souvenirs d'un journaliste*) hinterlassen. Darin bekennt er einige Irrthümer, die er und seine politischen Freunde begangen und die, da sie im Namen der Freiheit begangen worden, sich gegen diese und die Monarchie gerichtet haben; es ist dies ein Geständniss, welches auch Guizot mehr als einmal in dem »Leben des Herzogs von Broglie« (*Vie du duc de Broglie*) ausspricht.

»Leset«, hat Jemand gesagt, »den »Verlauf der dramatischen Literatur«, die »Studien über Lafontaine«, die »Erinnerungen eines Journalisten«, denn mehr braucht man gar nicht zu erwähnen, so werdet ihr neben dem Reiz des Stils noch ein anderes Verdienst finden, das ist die Sorge um die moralische Wahrheit; dieses Gefühl würde man auf jeder Seite in den feinen Gliederungen der Empfindungen des menschlichen Herzens antreffen, die er durch den Vergleich der alten und neuen Bühne erklärt hat.« Mit grossem Geiste ausgestattet besass er auch einen hohen Verstand. Bei ihm war

der Geist nur das Salz des Verstandes; er benutzte ihn, ohne über ihn zu herrschen. Saint-Marc Girardin ist vor allen Dingen ein gelehrter Moralist.

De Sacy, der Mitarbeiter Saint-Marc Girardin's an den Débats, war lange Zeit der politische Redakteur; 1848 verliess die Politik ihn, oder er sie, und das war sein Glück; als literarischer Schriftsteller war er in seinem Fahrwasser. Mit der Musse zog bei ihm die Sorge für den Stil und das Angenehme ein. Sogar in den zerrütteten Zeiten wurde man auf jene Artikel aufmerksam, die von der so lebhaften und unschuldigen Leidenschaft für Bücher durchdrungen waren, in denen alle jene Verdienste des Stils und der Gedanken hervortraten, die den dauernden Reiz der »Verschiedene historische und literarische Arbeiten« (*Variétés historiques et littéraires*) bilden.

Dennoch gibt es etwas, was ich vielleicht den beiden Bänden noch vorziehen würde und das sind die Vorworte, die de Sacy den verschiedenen Werken vorangestellt hat, die seine »Bibliothek von Geisteswerken« (*Bibliothèque spirituelle*) bilden.

Bevor wir die Débats verlassen, müssen wir neben de Sacy noch Cuvillier Fleury erwähnen. Zuerst rein literarischer Kritiker und besonders der alten Literatur ergeben, nahm Cuvillier unvermerkt einen neuern, politischen Anstrich an und warf sich nicht allein zum Richter über den Geschmack, sondern auch über die Sitten auf. Mitten in der allgemeinen Duldsamkeit gegen schlechte Bücher stand er gewissermassen als Richter da, zog die verderblichen Schriften vor seinen Richterstuhl und verdammt sie. Besonders war es der Roman, den er verfolgte, angriff und Mann gegen Mann bekämpfte. Die gründlichen Prüfungen der Romane, die verdriesslicher Weise zu unserer Zeit die berühmtesten waren, können als genaueste und lehrreichste Studie der Sitten der Zeit betrachtet werden; Rom hätte Cuvillier-Fleury zum Censor ernannt. Cuvillier-Fleury ist einer der Schriftsteller, die am meisten Character und Ansehen besitzen; sein Stil ist kräftig und bestimmt, sein Gedanke voll Kraft und neu. Von Natur und aus guten Gründen klassisch, etwas empfindlich gegen das Hervortreten, ist er vermittelst seiner Feder keck in seinen Wendungen, fesselnd und glücklich in seinen Ausdrücken gewesen; er besitzt Begeisterung und Originalität. Bei ihm findet sich noch manchmal — wir sind weit

entfernt davon, ihm darüber einen Vorwurf zu machen — der an dem Alten hängende Mensch, er führt, aber stets zur rechten Zeit, gern Horaz und Virgil an.

Sainte-Beuve hat als Nachfolger an der französischen Akademie J. Janin gehabt; es war ein Glückszufall, der ihm einen der seltenen Schriftsteller, die er achtete, zum Lobredner gegeben. Man wird diese Vergessenheit oder Nachgiebigkeit Sainte-Beuve's in Bezug auf Janin erklärlich finden, da der wohlwollende Character des Letztern ihm nur Freunde zu seinen Collegen gewonnen hatte. Uebrigens hatten sie eine gemeinsame Neigung: die Liebe zur Literatur. Beide haben sie derselben ihr Leben gewidmet, und zwar Janin mit mehr Uneigennützigkeit. Von dem Tage an, da Sainte-Beuve seine »Montagsplaudereien« in Arbeit nahm, zielte er auf etwas anderes hin, als auf die literarische Kritik, Janin dagegen pflegte die Literatur um ihrer selbst willen. Für eine kurze Zeit versuchte Bertin de Vaux es mit ihm in der Politik, sah aber bald ein, dass er dafür nicht geschaffen sei und sicherte ihm deshalb eine Stelle in dem Feuilleton von Geoffroy und Duvicquet, darinnen er 40 Jahre lang ein in den wunderbarsten Veränderungen anziehendes und doch sich stets gleichbleibendes Wesen entfaltete.

Das wahre Verdienst Janin's ist sein Werk über die dramatische Literatur (*Cours de littérature dramatique*).

Wenn man dieses mit den Feuilletons von Geoffroy und Duvicquet vergleicht, kann man den Weg oder besser den Wechsel ermessen, den die Bühnenkritik durchzumachen hatte. Duvicquet und Geoffroy hatten für ihre Urtheile einen bestimmten und stets denselben Massstab: Horaz und Boileau. Die Neuheit Janin's und sein Erfolg kamen daher, dass er keinen solchen hatte; dass er seiner Eingebung und Phantasie folgte, dass er aus der Besprechung des Stückes, die für seine Vorgänger die Hauptsache gewesen, einen Nebenumstand machte; das Stück war für ihn mehr als ein Vorwand zum Feuilleton. Heute kann man nicht mehr in Zweifel sein über die Wirkung, die Janin hervorrief, als er sich der Bühnenkritik bemächtigte. Es war ein Einbruch, ein feindlicher Einfall, eine Revolution; das Feuilleton wurde das Theater. Er betrat die Bühne an Stelle der Schriftsteller und Schauspieler; sein Feuilleton war Tragödie und Komödie, Melodrama und Farce von einer urwüchsigen Feder vorgeführt, die kindliches Lachen und die Thränen einer Frau

verstand. Er war darum nicht weniger ein wahrer Kritiker, wenn er es sein musste und sein wollte ¹⁾).

Ein reiner, nach seiner Art eigener Schriftsteller ist *de Pontmartin*.

De Pontmartin ist der reine Gegensatz zu Sainte-Beuve. Von gleicher Fruchtbarkeit wie der Verfasser der »Montagsplaudereien«, hat er gleich ihm diese in einer grossen Anzahl von Zeitungen und Revuen verbreitet; da er jedoch auf seinen verschiedenen Wanderungen seinen, wie man weiss, denjenigen Sainte-Beuve's sehr entgegengesetzten Meinungen und Ueberzeugungen treu blieb, brauchte er auch niemals sein Wort zurückzunehmen; sein Leben als Kritiker ist in jeder Beziehung so übereinstimmend gewesen, dass er sich schwer in der bewegten Welle der Presse zurückhalten liess; man kommt gern mit ihm auf die Verneinungen Sainte-Beuve's zurück, wo man die Seele unter dem Zergliederungsmesser findet und in der Freiheit des Schriftstellers den Menschen erkennt; die »Samstagsplaudereien« bilden zu den »Montagsplaudereien« das nöthige Gegenstück.

Veuillot hat eine besondere Stellung in dem politischen und religiösen Streit, hier betrachten wir nur den Kritiker. *Veuillot* ist das Kind seiner Arbeit; was er ist, ist er durch sich selbst geworden. Seine Erziehung und geistige Lehrzeit hat er keinem Andern zu danken. Was ihm zuerst Schaden zu bringen schien, nämlich der Mangel der Elementarkenntnisse, ist ihm nachher zum Guten ausgeschlagen; er hat ein besonderes Gepräge. Welche Mühe er sich auch geben mochte sich zu veredeln, so ist es ihm doch nicht ganz gelungen, die Härten seines ursprünglichen Characters zu mildern; er ist in seiner angenommenen Feinheit immer noch etwas hart geblieben, und das zeichnet ihn gerade aus. Schriftsteller ist er aus eigenem Willen und aus Neigung geworden und hat die geistreichen Gedanken, die Feinheiten, kurz, alle Geheimnisse der Kunst zu schreiben sich angeeignet. Zum Unterschiede von so vielen Andern finden sich bei ihm mehr Gedanken als Worte, überreiche und zwar biedere, volksthümliche Begeisterung. Unter den Werken *Veuillot's* ragen besonders hervor »Die Freidenker« (*Les Libres penseurs*), »Vermischte religiöse, geschichtliche und beschreibende Schriften« (*Mélanges religieux, historiques et pittoresques*), »Der Weihrauch Roms«

¹⁾ John Lemoine, Débats 22. Juni 1874.

(*Le Parfum de Rom*) und »Die Wohlgerüche von Paris« (*Les Odeurs de Paris*).

Die Kunstkritik steht neben der literarischen Kritik und Vitet hat darin einen Rang behauptet, der ihn nicht in Vergessenheit gerathen lässt.

Vitet gelangte nicht gleich auf die rechte Bahn, wie es so Vielen schon ergangen. Zuerst lieferte er Arbeiten, die sich auf Geschichte, auf Literatur und Alterthumskunde bezogen. Im Jahre 1836 gab er zuerst »Die Barrikaden« heraus, dann »Die Landstände von Blois« (*Les États de Blois*) und »Der Tod Heinrich III.« (*La Mort d'Henri III*), drei Bücher, die nachher unter dem Titel: »Die Liga« (*La Ligue*) vereinigt wurden. Im Jahre 1849 veröffentlichte er »Die Landstände von Orléans« (*Les États d'Orléans*), historisch dramatische Scenen, in der Art, wie die Liga, aber schwächer. »Die Studien über die Kunst« (*Etudes sur l'art*) hoben ihn über seine Genossen empor. Sainte-Beuve sagt: »Er hat in seinen Studien Klarheit und an edlem Ueberfluss reiche Begeisterung.« Guizot äusserte folgendes Lob: »Vitet hat sich durch sein lebhaftes Gefühl und den reinen Geschmack für das Schöne, durch seine mannigfachen und gründlichen Kenntnisse der Kunstgeschichte, durch die kritische aber ansprechende Feinheit in der Abschätzung ihrer Werke berühmt gemacht, obgleich er niemals eine Kunst praktisch betrieben hat.« Schliesslich sei noch hervorgehoben, dass Vitet ein feiner, anmuthiger Schriftsteller war. »In dieser Sitzung (es ist die, in der Sandeau aufgenommen wurde) und in der vorhergehenden, da de la Prade zur Aufnahme gelangte, hat sich Vitet als ein akademisch gebildeter Redner bewiesen.« Dieses Urtheil spricht Sainte-Beuve über ihn aus.

Raoul Rochette war der herrliche Vorgänger Vitet's. Ausser dem Alterthumsforscher war er griechischer Sprachforscher, Geschichtsschreiber, Schriftsteller und vorzüglicher Redner. Seine klare, bilderreiche Rede wurde noch werthvoller, belebter durch umfassende Gelehrsamkeit und eine sanft melodische Stimme; in dem archäologischen Kreis, mit dem er sich zu umgeben wusste, verstand er es, um den Lehrstuhl, den er vor Beulé einnahm, ein auserlesenes Publikum zu versammeln, zu fesseln und zu entzücken.

Rio, der Verfasser des Werkes »Ueber christliche Kunst« (*L'Art chrétien*) darf nicht unerwähnt bleiben, obgleich er ganz eigene Kunstanschauungen hat. Für Rio beginnt der Verfall der

italienischen Schule mit Raphael, in dem Augenblick, da die Malerei, die bisher religiös gewesen war, heidnisch wurde.

Ein glühender Katholik, hat Rio nicht allein die Malerei, sondern sogar die Literatur nach seiner Anschauung beurtheilt. So verfasste er, um den orthodoxen Glauben Shakespeare's zu beweisen, ein Buch, das sich der Mühe lohnt gelesen zu werden.

Die Geschichte der alten Literatur ist nicht mit mehr Sorgfalt und mehr Talent geschrieben worden, als die Geschichte der französischen und ausländischen Literatur, und die Kritik hat sich dabei von einer ebenso gerechten, als neuen Seite gezeigt. Das griechische und römische Alterthum ist so zu sagen zum zweiten Male aufgedeckt und vor unsern Augen in seiner natürlich schönen Einfachheit enthüllt worden; es ist durch tiefere, treue Prüfung der Sitten, sowie des öffentlichen und Privatlebens erklärt und wieder aufgefrischt. Das 16. Jahrhundert hatte es wieder an's Tageslicht gefördert und aufgebaut, das siebenzehnte hatte es verfeinert und ausgeschmückt. Nach der Gelehrsamkeit kam der Geschmack. Statt das Alterthum wieder hervorzuzaubern, hatte man es häufig nach dem Muster moderner Leistungen aufgefasst und dargestellt. Racine ist gewiss bewundernswerth; sind aber seine »Phädra« (*Phèdre*) und »Iphigenie« (*Iphigénie*) wohl griechisch? und ist die griechische Bühne des Vaters Brumoy wohl die Bühne eines Aeschylus und eines Sophokles? So ist es mit allen übrigen Stücken aus der griechischen Literatur. Das römische Talent war besser verstanden und wiedergegeben worden; aber auch da war man noch nicht tief genug eingedrungen. Es ist das Verdienst der gelehrten Kritik unserer Zeit gewesen, mit ihren Forschungen tiefer in die Einrichtungen, die Werke und den Geist der Alten einzudringen, als das bisher der Fall gewesen. *Patin* hat sich bei diesem geduldigen, geistvollen und fruchtbaren Erforschen des griechischen und römischen Alterthums vor allen Andern hervorgethan.

Durch seine Werke erwarb *Patin* den verdienten Beinamen eines gelehrten und bezaubernden Geistes; seine »Vermischten Schriften über alte und neue Literatur« (*Mélanges de littérature ancienne et moderne*), seine »Studien über griechische Tragiker« (*Études sur les tragiques grecs*), und neuerdings seine »Studien über lateinische Poesie« (*Études sur la poésie latine*) zeigen auserlesene Gelehrsamkeit, gesunde Auffassung, feinen und reinen Geschmack. *Patin* war lange Professor und zwar ein nach Verdienst geschätzter Professor,

der uns in seinem letzten Werk einen Theil seines angenehmen, gründlichen Unterrichts hinterlassen.

Die französische Literatur — mag das ein Verdienst oder ein Mangel sein — ist nicht ganz aus sich selbst entstanden, sie ist vielmehr ein Sprössling der griechischen und lateinischen Literatur. In wie weit diese dazu beigetragen, sie zu bilden und zu entwickeln, ist eine Frage, über die man getheilte Meinung sein kann; gewöhnlich bemerkt man mehr den Eindruck der römischen Literatur, als den der griechischen. Ein gelehrter Forscher der griechischen Sprache, E. Egger, hat, ohne sich darüber auszusprechen, mit peinlicher Sorgfalt und grosser Genauigkeit Alles hervorgesucht, was uns von Griechenland in Bezug auf Literatur überkommen ist. In unsern besten Schriftstellern, bei Prosakern und Dichtern hat er geforscht und mit gerechter und geistvoller Gelehrsamkeit alle freien Entlehnungen von Griechenland hervorgehoben und zusammengestellt. Daher der Name seines Buches »Der Hellenismus« (*l'Hellénisme*), ein Titel, der nichts gemein hat mit jenem, welchen E. Havet dem ersten Theile seiner »Abstammungen« (*Origines*) gegeben hat.

Von Egger sind ausserdem noch die »Memoiren alter Literatur« (*Mémoires de littérature ancienne*) zu erwähnen, eine Sammlung gelehrter Abhandlungen und Beurtheilungen. Nisard gehört zu denen, die sich um die alte Literatur verdient gemacht haben. Die »Studien der Sitten und Urtheile über die lateinischen Dichter zur Zeit des Verfalles« (*les Études de mœurs et de critiques sur les poètes latins et la décadence*) führten Nisard in die Literatur ein. Schon darin bewies er die hohen Eigenschaften, durch welche er sich als Schriftsteller und Kritiker auszeichnen sollte. Aber das Volk entbehrte, wie er selbst, der Freimüthigkeit; das Alterthum war darin nicht um seiner selbst willen erforscht worden. Es waren nicht die lateinischen Dichter, auf die Nisard besonders hinzielte; sie dienten nur dazu, den Angriff, den er gegen die Dichter unserer Zeit machte, zu decken. Es schien eine indirekte Erklärung der werthvollen Literatur gegen die leichte. Dieser doppelte Zweck, der manchmal dem Werke mehr Fesselndes gibt, raubt ihm seine Wahrheit und echtes Interesse. Es liegt darin etwas Verletzendes, dem Alterthum einen modernen Anstrich zu geben und leitet den Geschmack vom rechten Wege ab, ohne den Geist zu befriedigen. Villemain sagt von dieser Schrift: »Man findet selten bei uns diese gelehrte, geist-

volle, strenggläubige und doch selbstständige Kritik. Ein lebendiges Interesse, das der Künstlerseele des Schriftstellers entspringt, macht unter seiner Feder sehr veraltete Fragen wieder neu.« Sainte-Beuve fügt, ohne jener Lobrede zu widersprechen, noch das Urtheil hinzu: »Man lernt viel anziehende Einzelheiten der Poesie des zweiten Abschnittes kennen. Ich für mein Theil hätte lieber ein Buch gehabt, das mehr historischer, mehr folgerichtig sich seinem Gegenstande angeschlossen, sich weniger in Vermuthungen über die Charactere der Dichter ergangen hätte und nicht so reich an sehr neuen Vorurtheilen gewesen wäre«.

»Die vier grossen lateinischen Schriftsteller« (*les Quatre grands Historiens latins*), eine Frucht der geistigen Reife und des Unterrichts Nisard's, der Professor der lateinischen Beredtsamkeit am Collège de France war, sind in Bezug auf feine, geistvolle und gründliche Kritik fertige Leistungen. Nisard vereinigt darin die Strenge des Geschmacks und den Stil der Alten.

Unter den Kritikern, die sich der französischen Literatur besonders widmeten und über die alte Literatur Leistungen hinterlassen haben, die der Erwähnung werth sind, (müssen) wir auch Prevost-Paradol und Taine nennen.

Prevost-Paradol hat über Petronius, Seneca und Tacitus Artikel geschrieben, in welchen, wie bei Nisard's Werken, modernes und besonders politisches Vorurtheil nicht fehlt. Dieses thut jedoch dem fesselnden Stil, der Erhabenheit des Ausdrucks, der Neuheit und Richtigkeit des Gedankens keinen Abbruch.

Taine schrieb ein »Essay über Titus Livius« (*Essay sur Tite Live*), ein von der französischen Akademie aber nicht ohne Widerstand gekröntes Werk; denn bei den herrlichen Eigenschaften eines Schriftstellers, die sich schon darin kund thaten, verbarg Taine durchaus nicht das ihm eigenthümliche Verfahren, einen Schriftsteller nach seinem Organismus zu beurtheilen und sein Werk aus einer hervorragenden Fähigkeit herzuleiten.

Gandar wurde seinem Unterrichte und der Literatur in voller Manneskraft mitten aus der Arbeit entrissen. Nach seinem Tode veröffentlichte man »Briefe und Erinnerungen aus der Lehrzeit« (*Lettres et souvenirs d'enseignement*). Sainte-Beuve hat sie in seinen »Montagsplaudereien« besprochen; ihm hat Gandar es zu danken, wenn er nicht untergeht: »posteritati narratus et traditus superstes erit.«

O. Gréard hat in einem, von der französischen Akademie ge-

krönten Werke »Die Moral Plutarch's« besser gelehrt, als es bis dahin geschehen war und aus dem Leben des Philosophen von Chäronäa und seinen Werken ein interessantes Gemälde des griechischen Lebens während der römischen Herrschaft entworfen¹⁾).

Fustel de Coulanges schrieb unter dem Titel »Die antike Stadt« (*La Cité antique*) eine, in einer Beziehung dunkle Geschichte der ersten römischen und griechischen Civilisation und fand und schilderte darin Dinge, die uns so sehr, sehr fern liegen. Er bringt jene mehr religiöse als bürgerliche Gesellschaft, die nur die eine grosse Familie, ein durch Verbrüderung wachsender Stamm war, zum Verständniss und setzt sie in Thätigkeit.

Boissier machte sich durch eine Arbeit über Varro, die in der Akademie für Philologie gekrönt wurde und durch einen Band »Ueber Cicero und seine Freunde« (*Cicéron et ses amis*), der ein treues, lebensvolles Bild der Sitten und des politischen Lebens der Römer während der letzten Zeiten der Republik gibt, berühmt. Vielleicht hat Boissier manchmal die antiken Figuren mit einem modernen Glanz versehen, der aber so wohl angebracht, so feinschattirt ist, dass man nur die Annehmlichkeit desselben empfindet, ohne zu bemerken, was an der Farbe falsch ist.

In strenger Reihenfolge der literarischen Arbeiten dürfen wir C. Alexandre nicht vergessen, der, ein Mann von feinem, edlem Geschmack und viel Geist, sehr wohl ein bedeutender Schriftsteller hätte sein können, jedoch damit zufrieden war, ein gründlicher Gelehrter zu sein. Ich meine hier nicht den Verfasser des griechischen Wörterbuches, sondern möchte nur an den geistvollen Gelehrten, den so leichten und feinen, lateinischen Dichter, der aus der neuen Ausgabe der »Oracula sibyllina« und den zu diesen gehörenden Excursen, ein dauerndes Denkmal der Kritik aufgerichtet und in der Uebearbeitung der »Gesetze« von Gemistus Platho sich als ausgezeichneten Schriftsteller erwiesen hat. *Guigniaut* hat an der Akademie für Philologie als lebenslänglicher Sekretair einen gelehrten, interessanten Vortrag über Alexandre gehalten.

Ein ehemaliger Rath am Kassationsgericht, *Henriot*, der für das literarische Studium sich einen lebhaften Geschmack bewahrt hatte, hat unter dem Titel »Sitten des Rechts und der Gerechtigkeit

¹⁾ Villemain, Bericht von 1865.

im alten Rom, nach römischen Dichtern« (*Moeurs juridiques et judiciaires de l'ancienne Rome*) ein Werk hinterlassen, in dem er neben der Gelehrsamkeit des Rechtskundigen eine gründliche Kenntniss klassischer Dichter enthüllt. Man weiss, welche Stelle das Recht bei den lateinischen Dichtern einnahm und sogar bei denjenigen, wo man es am wenigstens erwarten sollte, nämlich bei den Komikern; Und gerade da hat Henriot es gesucht und auch gefunden; Plautus und Terentius hat er zu Rathe gezogen. Aber man muss in die Sprache, die ihnen so vertraut ist, eingeweiht sein, wenn man sie verstehen soll. Um zum Verständniss zu gelangen, ist Henriot ein angenehmer, sicherer Führer.

Eine neue, bis dahin untergeordnete Wissenschaft erhebt sich in dieser Periode bis zur Höhe der Kritik und versucht sogar sie zu verdrängen: das ist die Philologie. Sie hat weiter keine Absicht, als durch die Geschichte und Vergleichung der Sprache das Geheimniss von dem Ursprung der Menschheit und den Beziehungen der Abstammung, die die verschiedenen Racen unter einander verbinden, zu erklären; eine Vergleichung der Sprachen würde der Schlüssel zur Wiege der Menschheit sein. Wir wollen es hier weniger genau nehmen und sie nur auffordern, uns in die Bildung unserer Sprache einzuführen.

Raynouard, der Verfasser der »Tempelritter« (*Templiers*), ist mit J. B. Roquefort der erste von denen, welcher sich im Anfang des Jahrhunderts mit dem Studium unserer alten Sprache und Literatur, die seit den Arbeiten des La Curne von St. Palaye sehr vernachlässigt worden waren, befasste. »Die Elemente der romanischen Sprachlehre« (*Les Éléments de la grammaire romane*), »Fragmente eines Gedichts in lateinischen Versen« (*Fragments d'un poëme en vers romans*), nach einer Handschrift des 11. Jahrhunderts, eine »Auswahl von Originalgedichten der Minnesänger« (*Choix de poésies originales des Troubadours*) und andere Werke von Raynouard trugen sehr dazu bei, die Aufmerksamkeit auf die Uranfänge unserer Sprache hinzulenken und die Sprachforscher auf literarische Reichthümer, welche bis dahin wenig beachtet waren, hinzuweisen. Seitdem hat man diese Studien verfolgt und weiter ausgedehnt.

Von Denjenigen, die am meisten dazu beigetragen haben, ist keiner bedeutender als Littré, der in den gelehrten und gründlichen Forschungen eine hohe Stufe einnimmt.

Seine Forschungen über die Uranfänge der französischen Sprache wenn sie auch von jenen gewagten Vermuthungen frei sind, zu denen sich die Gelehrten leicht hinreissen lassen, verbreiten dennoch ein klares Licht über die dunklen Zeiten unserer Literaturgeschichte und den Wirrwar unserer alten Schriftsteller, jener Verfasser von Fabeln und Epopöen, die schon zu lange vergessen sind und heutzutage vielleicht ein wenig überschätzt werden.

J. J. Ampère, den man auf allen literarischen Gebieten, als Kritiker, Geschichtsschreiber und sogar als Dichter antrifft, hat seine fleissige Wissbegierde auch auf diesen Gegenstand übertragen. Sein Werk über »Die Bildung der französischen Sprache« (*Formation de la langue française*) zeigt, dass man zu den vorher erwähnten Titeln den des Philologen hinzufügen kann.

Auch *F. Génin*, ein geistvoller, aber ein wenig zanksüchtiger Mann, ein übrigens gewaltiger Arbeiter, hat sich gleichfalls durch sein Werk »Die historischen Veränderungen der französischen Sprache seit dem 12. Jahrhundert« (*Variations historiques du langage français depuis le 12. siècle*) einen berühmten Namen erworben. Die Ideen Génin's — wie es seine Briefe an Paulin Paris, an Littré bezeugen — wurden angegriffen und er hat sie vertheidigen müssen. Wir werden aber auf diese Kämpfe nicht weiter eingehen.

Auch *Michel Francisque*, *Jubinal* und besonders *Paulin Paris*, dem Nachfolger Raynouard's an der Akademie für Philologie, denen wir zahlreiche und interessante, auf die Romane des Mittelalters bezügliche Veröffentlichungen verdanken, müssen wir ein freundliches Andenken widmen. So in unsere literarischen Alterthümer vergraben, wundert es uns nicht, dass Paulin Paris eine »Vertheidigung der romantischen Schule« (*Apologie de l'école romantique*) veröffentlicht hat.

Wir schliessen diese Uebersicht der Leistungen auf dem Gebiete der Prosa nicht, ohne ein literarisches Genre, das zwar bescheiden, aber dennoch während des ersten Kaiserreichs und sogar während der Restauration von Bedeutung war, zu erwähnen, nämlich die Uebersetzung. Seit der Zeit hat sie viel verloren. Die Gleichgültigkeit des Publikums hinsichtlich ihrer ist begreiflich. Ehemals war die Uebersetzung mehr eine Uebung des Stils als der Wissenschaft. Als Vaugelas Quintus Curtius übersetzte, arbeitete er, um unsere

Sprache zu bilden und zu verfeinern, und sie zu befähigen, den Schriftsteller in der rechten Weise zu übertragen.

Noch im 18. Jahrhundert entspann sich ein Kampf zwischen der Uebersetzung und dem Originalwerk. Rousseau übte sich und sammelte Kräfte, um mit Tacitus eine Lanze zu brechen, Lagrange mit Seneca, Guérault mit Plinius dem Aelteren. Heute besteht diese Frage in Bezug auf den Werth der Uebersetzung nicht mehr. Unsere geschmeidige, wortreiche, allen Wendungen und Uebersetzungen sich anpassende Sprache ist eine gangbare Münze geworden, der nichts mehr fehlt. Ohne Zwang schmiegt sie sich allen Feinheiten des Stils, allen Erfordernissen einer fremden Mundart an. Auch fehlten unserer Zeit gute Uebersetzungen, Musterübersetzungen in Prosa und Versen, nicht und es erscheint uns gerechtfertigt, einige davon zu erwähnen. Zuerst nennen wir die von *Louis Ratisbonne*, der Dante's göttliche Komödie in Versen übersetzte; ferner die Uebersetzungen aus Horaz, aus Camoens und zum grossen Theil aus Aristoteles und Byron von *F. Ragon*, dem ehemaligen Professor der Universität. Ragon, der mit Baour-Lormian in Verbindung stand und durch ihn die Uebersetzung verherrlicht gesehen hatte, glaubte wahrscheinlich, in den Fusstapfen seines Musters und mit einem nicht geringeren Werk gleichfalls in die Akademie zu gelangen. »Andere Zeiten, andere Sitten.« In der Prosa erwähnen wir die bedeutende Uebersetzung der Bühnenstücke des Plautus (*Théâtre de Plaute*) von *Naudet*; »De oratore« übersetzt von *Theodore Gaillard*, aus der griechischen Literatur eine Uebersetzung der Gesammtwerke des Aristoteles von *Barthélemy St.-Hilaire*; die Uebersetzung von Plutarch's Werken von *V. Bétholaud*, der schon Apulejus geschickt übersetzt hatte; endlich die verschiedenen Uebersetzungen, die *Pierron* uns hinterliess und die von der Akademie gekrönt wurden.

VIII.

Verfall der romantischen Literatur, — die Bühne, — Legouvé, — Camille Doucet, — Emile Augier, — Ponsard. — Verschiedene Dichtungen: de Laprade, — A. Barbier, — Brizeux, — Autran. — Kunst um Kunst. — Die weiblichen Poeten.

»Das letzte Merkmal romantischen Lebens auf der Bühne,« sagt Sainte-Beuve, »erlosch im Jahre 1843: »Lucrezia« (*Lucrece*) ist das Zeichen der Reaction.« Allerdings war »Lucrezia« eine herrliche Verk nderin des romantischen Verfalls; suchen wir nach der Ursache.

Die erste Schilderhebung der Klassiker gegen die Romantiker fand im Jahre 1820 statt. In diesem Jahre wappnete sich Laya gegen die Aufständischen der literarischen Republik. Auger, Baour-Lormian und de Jouy hatten sich um ihn geschaart, um das Eindringen der Barbaren zu verhindern¹⁾. Zu Gunsten der klassischen Literatur wandte man sich an Karl X., der aber geistvoll antwortete: »Ich habe nur meinen Sitz im Parterre.« So zurückgewiesen, behielt die klassische Literatur dennoch ihre Fassung und behauptete sich standhaft bis zum Jahre 1830. Aber in diesem Jahre wurde im Palais Mazarin eine Bresche angelegt. Lamartine drang zuerst durch, die andern verharrten lange auf der Schwelle des Tempels. V. Hugo zögerte zwölf, Sainte-Beuve fünfzehn Jahre. Alfred de Vigny trat erst im Jahre 1852 über. Man darf kühn

¹⁾ Say, ein erklärter Gegner der Romantik, veröffentlichte unter dem Titel »Bekehrung eines Romantikers (*Conversion d'un romantique*)«, geschrieben von Jacques Delorme«, eine beissende geistreiche Schmähschrift gegen die Romantik im Allgemeinen und Sainte-Beuve insbesondere, eine Schmähschrift, auf welche zwei Briefe über die Literatur des Jahrhunderts folgten.

behaupten, dass die Romantik ihr ursprüngliches Amt niederlegte, als sie akademisch wurde, wie es auch den politischen Streitigkeiten ergeht, die von der Volksgunst in dem Augenblicke verlassen werden, da sie aufhören persönlich zu sein.

Sobald die Romantik in die Akademie einzog, wurde sie bescheiden. Lamartine sagte bei seiner Aufnahme: »Die Poesie, aus der eine gewisse Art geistiger Entweihung unter uns lange Zeit eine geschickte Verdrehung der Sprache, ein fruchtloses Geistenspiel gemacht hat, wird sich ihrer Abstammung und ihres Untergangs bewusst. Sie ersteht wieder, eine Tochter der Begeisterung und höhern Eingebung, ein idealer Ausdruck für das Herrlichste und Unaussprechliche, ein melodisches Mitgefühl für die Schmerzen und die höchste Freude des Geistes. Nachdem sie mit ihren Märchen die junge Menschheit entzückt, hebt sie sich mit stärkern Schwingen zur Wahrheit empor, die ebenso poetisch ist wie jene Phantasien und sucht neuere Bilder, um ihr endlich mit der Stimme der Kraft und Mannbarkeit entgegen zu treten.«

V. Hugo machte gar nicht einmal viel Aufhebens. Er sagte, da er besonders die Tragödie im Auge hatte: »Seine Ermuthigungen und Sympathien weitläufig denen mitzutheilen, deren Sinn noch umnachtet ist, die aus Mangel an Licht und Raum fast verschmachten, die wir geräuschvoll in ihren Leidenschaften, mit ihren Schmerzen und Ideen an die tiefen Pforten der Zukunft klopfen hören; von der Bühne herab durch Thränen und Lächeln, durch die feierlichen Lehren der Geschichte, durch die erhabenen Bilder der Phantasie, jene zarte, brennende Begierde, die in den Gemüthern der Zuschauer nachhallt, im Mitleid für die Frau, in der Verehrung für den Greis auf die Menge auszugießen, die Natur wie die Gotteskraft in die Kunst zu legen, mit einem Worte, die Menschen durch die Ruhe zu bilden, die aus dem Gedanken über ihre Häupter dahinstrahlt, das, meine Herren, ist heutzutage die Bestimmung, der Beruf und der Ruhm des Dichters.« Wenn wir diese Stücke mit denen vergleichen, die wir aus der Vorrede zu Cromwell erwähnt haben, so werden sie uns sehr einfach erscheinen.

Hören wir, was Alfred de Vigny sagt: »Ein neuer Geist war aus dem Innern unseres Herzens emporgestiegen. Er brachte die Erfüllung einer, seit Jahrhunderten längst gehantten Reform, die schon im Keim durch das Christenthum auf den französischen Boden der

Poesie im Mittelalter gestreut und von immer wieder unterdrückten Vorläufern von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzt worden war; die während der Regierungszeit Ludwig's XIII. noch hin und her schwankte und halb ausgebildet, dann seitdem von herrlichen Lichtern, die aus einigen grossen, der Natur, der Wahrheit, der Kunst und dem echten Genius unserer Nation nahestehenden Werken ausstrahlten, angekündigt und enthüllt worden war. Es war unsere Zeit, in welcher diese segensreiche Reform zu Stande kommen sollte.«

Sainte-Beuve, der auf Casimir Delavigne folgt, hielt sich sehr zurück, als er von der klassischen Schule sprach. Ohne die romantische Schule zu erwähnen, erklärte er ihren Character in dem Reich der Poesie folgendermassen: »Gedanke und Gefühl jeden Augenblick mehr zurück zu drängen, sie nackt hinzustellen, ohne jedoch den Wohllaut oder die Sprache zu verletzen, aber dabei männliche, manchmal derbe, grossartige und erhabene, wenn man so will, oder sogar einfach natürliche oder scharfsinnige Hilfsmittel zu finden.« Joseph Delorme hat sich bedeutend gebessert, das sieht man. So sank die Romantik dahin, und als *Ponsard* »Lucrezia« veröffentlichte, befand er, der glückliche Reactionär, sich in dem Augenblicke, wo die Unbeständigkeit des Publikums den Sturz dessen wünscht, das es unlängst angebetet.

»Man war davon hingerissen, dass man eine bestimmte, feine Sprache, einen Vers vernahm, der dem Corneille's ähnlich sein wollte und es manchmal auch war; dass man Begebenheiten und Gefühle sich einfach natürlich entwickeln sah: sogar das klassische Traumbild sah man gerne wieder. Man rügte dabei böse Fehler; der Verfasser der neuen Tragödie, der ein Freund des Einfachen und Natürlichen ist und sich bemüht, seine Gedanken darauf zurückzulenken, ist manchmal in den Einzelheiten, die er zur Zeichnung seiner Charaktere und Sitten benutzt, etwas peinlich. Manchmal, bei der genauen Vorführung alter Gebräuche, läuft sogar eine Zeitverwechslung in Gefühlen und Gedanken mit unter, die jener Gegensatz um so fühlbarer macht; schliesslich ist seine lebendige, ausdrucksvolle Sprache häufig uneben und nachlässig, ohne fliessend zu sein.« So spricht sich Villemain in dem Berichte aus, der auf dem Concours vom Jahre 1845 in der Akademie vorgelegt wurde und das Drama Ponsard's krönte.

»Agnes von Meran« (*Agnès de Méranie*), das später erschien,

hatte nicht denselben Erfolg, als »Lucrezia«, obgleich das Stück von einigen Kritikern höher geschätzt wurde.

Ponsard verfolgte muthig den eingeschlagenen Weg und wandte sich vom Alterthum, von der Schwelle des Mittelalters, zu der zeitgenössischen Geschichte. Er brachte »Charlotte Corday« (*Charlotte Corday*) auf die Bühne und fand in diesem Stücke einigermaßen jenen Fluss wieder, der an Corneille erinnert. Die Scene der Triumvirn, Robespierre, Danton und Marat ist kraftvoll geschildert.

»Die Girondisten« (*Les Girondins*) erreichen »Charlotte Corday« nicht; es fehlt ihnen an Einheit, sie bestehen aus einer Reihe von Bildern und politischen Abhandlungen und nicht aus einer tragischen Handlung. Es ist eine historische Galerie, kein Drama. Uebrigens lässt der Verfasser »Die Girondisten eine edle Sprache reden und kommt durch corneilianische Tradition zu einer Art republikanischer Wahrheit ¹⁾«.

Soll ich über »Ulysses« (*Ulysse*) reden? Es ist eine aus Homer herausgeschnittene Tragödie, ohne Empfindung, eine ungetreue, mehr flache und prosaische, als einfache Uebersetzung.

»Ulysses« ist nicht das einzige Werk, in welchem Ponsard gegen den Stil, der manchmal fein und kräftig, oft nur gereimte Prosa ist, fehlt. Ponsard hat eigentlich nicht nur einen Stil, er hat mehrere, die sich vermischen und nicht mit einander verschmelzen. Wenn er manchmal an Corneille erinnert, so ruft er meistens durch seine Umschreibungen die kaiserlichen Tiraden in's Gedächtniss zurück, mit einem Worte, er und seine Aufsätze ermangeln der Einheit: »im Allgemeinen ist er ein Dichter, der nichtsdestoweniger ein achtungswerthes Talent besitzt, und durch eine ihm inne wohnende Kraft emporgehalten wird.«

Bei der Tragödie tritt uns ein Name entgegen, der schon in dem ersten Theil dieser Geschichte mit Ruhm genannt wurde, nämlich *Legouvé*, dessen Sohn diesen Namen in würdiger Weise trug und zu Ehren zu bringen wusste. Wie sein Vater, fühlte sich auch *Ernest Legouvé* zur Tragödie hingezogen und schrieb für Fräulein Rachel eine »Medea« (*Médée*), welche diese zu spielen sich weigerte. Die »Medea« von Legouvé ist eine freie Nachahmung des Euripides und wenn sie nicht die grossartigen, wilden Züge jener antiken

¹⁾ Sainte-Beuve, Neue Montagsplaudereien, t. III, p. 227, frz. Ausg.

Medea an sich trägt, so hat sie dafür moderne, leidenschaftliche Begeisterung.

Ponsard ist mit zwiefachem Lorbeer gekrönt, da er Thalia und Melpomene gleich liebte. »Ehre und Geld« (*L'Honneur et l'argent*), ein Stück, das mehr satyrisch als komisch ist und mit welchem der Verfasser zuerst hervortrat, verschaffte ihm nicht geringe Ehre. »Die Börse« (*La Bourse*) steht dem ersten Stück an Werth gleich. Sollen wir noch »Horaz und Lydia« (*Horace et Lydie*) erwähnen? Ja, zur Erinnerung an den lateinischen Dichter.

Legouvé erzielte in der Komödie glänzende Erfolge. Es wird genügen, aus seinen Stücken »Luise von Lignerolles« (*Louise de Lignerolles*) und »Adrian Lecouvreur« (*Adrienne Lecouvreur*) zu erwähnen.

Jetzt tritt ein Dichter voll hoher Lebendigkeit und voll Feuer vor uns, er schrieb in fliessender Weise, leicht, fein, ein Meister in Rhythmus und Reim, an glücklich getroffenen Entwicklungen, an lieblichen Bildern so reich; aber schwankend, liess er sich zu Nachlässigkeiten, manchmal sogar zu gewöhnlichen Redensarten hinreissen und bot so den unangenehmen Gegensatz der Feinheit und Gemeinheit. Er war glücklicher in seinen Phantasiekom  dien »Die Liga« (*La Ligue*), »Die Abenteurerin« (*l'Aventuri  re*), »Der Flötenspieler« (*le Joueur de fl  te*), als in »Ein guter Mensch« (*Un homme de bien*), »Gabriel«, »Olymp« (*Olympe*) und »Der Sohn des Giboyer« (*le Fils de Giboyer*), die mehr politische Satiren als Komödien waren. Ist Augier's Bild getroffen?

Camille Doucet erlaubt sich nicht die Satire, obgleich er, der doch komischer Dichter ist, die Sitten und Laster seiner Zeit rügen muss; er schwächt sie und bemalt sie nicht. Seine »Beobachtung« (*Considération*) ist fast eine zweite Auflage von »Ehre und Geld« (*Honneur et l'argent*), ein Stück, welchem jedoch die Erhabenheit nicht abgeht.

Doucet hatte lange vergebens an der Akademie angeklopft; die Antwort, die er Janin nach dessen Aufnahme gab, liess ersehen, dass er es verdiente, dort zu sein; an diesem Tage hat er (was übrigens durchaus nicht nöthig war) den Mann von Geschmack und Geist, von Takt und feinem Gefühl bewiesen, lauter Eigenschaften, die er auf's Neue an den Tag legte, als er X. Marmier antwortete.

Vielleicht überrascht es mehrere meiner Leser, hier einen Namen zu finden, der zwar nicht vergessen, aber niemals recht ge-

kannt war. Es ist *Ozaneaux*, der so mannigfaches Talent als Philosoph, Geschichtsschreiber und Dichter in sich vereinigte. Sagen wir einiges über Letzteren. *Ozaneaux* ist der Verfasser verschiedener Bühnenstücke: »Der letzte Tag von Missolunghi« (*le Dernier Jour de Missolunghi*), von Franzosen gespielt; »Der Neger« (*le Nègre*) eine »Jeanne d'Arc«, »Chronik in Versen« (*Chronique en vers*), mit einem Worte, drei Bände, denen er den Titel: »Poetische Irrungen« (*Erreurs poétiques*), unserer Ansicht nach mit Unrecht, gegeben hat. Er hat sich nicht mehr getäuscht, als so viele Andere.

Janin hat erzählt, wie er durch den »Neger« von *Ozaneaux* Gelegenheit zu seinem literarischen Vorwärtskommen gefunden habe. »Ich besuchte anstatt Duvicquet die neuen Stücke, und der Zufall, der nicht immer ein böser Gott ist, liess in der Abwesenheit eines wackern Mannes ein Drama in Versen, »Der Neger von *Ozaneaux*«, im Théâtre Français zur Aufführung gelangen. Ich schrieb über dieses Stück ein Feuilleton in meiner Weise. Wer heutzutage kaltblütig den versteckten Spott liest, dessen Form und Inhalt ganz mit der Sache des schlechten Geschmacks übereinstimmt, wird sich unmöglich erklären können, dass diese Uebertretung von einem so ernsten Blatte nicht gleich verdammt wurde; eine einzige Stimme billigte diesen so neuen kühnen Streich. Selbst Duvicquet lächelte darüber und, seine Hand auf mein schuldiges Haupt legend, sagte er: ‚Tu Marcellus eris‘.

Die Tragödie und Komödie wurden nicht vernachlässigt, obgleich sie hinter denen der vorhergehenden Periode zurückstanden. Dasselbe kann man von den übrigen Dichtungsarten behaupten und wenn sie auch nicht gleiche Namen, wie die erste poetische Blütezeit aufzuweisen haben, so halten sie sich doch in ehrenhafter Weise noch neben der zweiten aufrecht.

Auch die lyrische und elegische Poesie hat noch lebhaften Glanzpunkte. Die Namen *Laprade*, *Brizeux*, *A. Barbier* und die einiger anderer Dichter, besonders jener erste, verlieren neben Alfred de Vigny und Alfred de Musset durchaus nicht an Bedeutung.

»Lucrezia« war eine Reaction gegen die Romantik gewesen; so wurde die Poesie *Laprade's* eine Reaction gegen die materialistische Richtung einiger Dichter. Von Symbolen und hoch idealen Berechnungen war *Laprade's* Phantasie erfüllt; er gefiel sich darin, die melodischen Stimmen der Bergströme und Thäler nieder-

zuschreiben, den Eichen, die er »Brüder« nennt, Sprache zu verleihen und über hohen Alpengipfeln zu schweben. Mit jedem Gedicht schwingt er sich höher auf, und wenn sein Fuss auch manchmal noch die Erde streift, so berührt er mit dem Scheitel jene reinen Sphären, wo in göttlicher Klarheit alles Dunkel schwindet. So zeigt er sich in »Frantz«, in »Rosa Mystica«, in »Herman« und in »Alpenstimmen« (*la Symphonie alpestre*).

Der Pantheismus ist dem Mysticismus so verwandt, dass es schwierig wäre, an ersterem vorbeizugehen, ohne ihm anheim zu fallen. Laprade ist es so ergangen; was er auch anstellen mag, der Ton seiner poetischen Natur ist eine Art spiritualistischen Pantheismus'; und heidnisch ist er auch etwas. Die Gedichte »Eleusis«, »Das Cap von Sunium« (*le Cap de Sunium*) sind griechischen Inhaltes, ebenso »Psyche«. Nichtsdestoweniger besitzt Laprade hohe, dichterische Fähigkeiten. Sainte-Beuve sagt von ihm: »Reichthum, Wohllaut und fliessender Ausdruck sind ihm eigen.« Er nähert sich mehr A. de Vigny, als V. Hugo und hat seine besonderen Kennzeichen, seine tiefgehende, reine poetische Ader.

Auch hat Laprade, jedoch mit weniger Erfolg, politische und das Wohl der Menschheit betreffende Gedichte gemacht, »Evangelische Gedichte« (*Poèmes évangéliques*), zu einer Zeit, da man in dem Evangelium die Lehre von der Gleichheit erblicken wollte. »Bürgerliche Gedichte« (*Poèmes civiques*), Satiren, in der Gestalt von Episteln, und in den Jahren 1870—71 eine begeisterte Aufforderung in Versen zu einem patriotischen Erwachen ¹⁾.

Wenige Tage nach der Revolution von 1830 erschien unter dem Titel »Jamben« ein Band von Gedichten, von welchen unter andern »Die Gier« (*la Curée*) ²⁾, »Der Götze« (*l'Idole*), ein Fluch

¹⁾ Laprade, den wir schon unter den Poeten anführten, die sich zugleich in der Prosa ausgezeichnet, hat Fragen über Kunst und Literatur behandelt: »Empfindung für Natur vor dem Christenthum«; »Empfindung für Natur bei der heutigen Menschheit«; »Ueber Erziehung«. Obgleich in seinen Dichtungen Romantiker, zählt Laprade durch diese Arbeit zu den Klassikern. Dem Stil des Laprade fehlt etwas Biegsamkeit und Natürlichkeit, jedoch herrscht eine Feinheit der Satzbildung, eine Erhabenheit des Gedankens vor und, abgesehen von einigen sehr bestreitbaren Ansichten, sind richtige und neue Bemerkungen in seinen Theorien.

²⁾ »La Curée« war eine einfache Begebenheit in dem Leben des Auguste Barbier; in diesem und den in gleicher Reihe stehenden Stücken hat er nur den

auf Napoleon, »Die Popularität« (*la Popularité*), drei politische Stücke, besonders hervorragten. Gegenüber dieser beissenden Glosse steht eine andere »Der Pianto«. Die »Jamben« (*Jambes*) rechnet man zur Satire, den »Pianto« zu den Elegien; auch er umfasst, wie die Jamben, mehrere Stücke. Der »Campo santo«, der den ersten Theil bildet, erinnert an einigen Stellen an die männliche Kraft der »Jamben« und ist dem »Götzen« und der »Melpomene« (*Melpomène*), Gedichte, in denen Barbier die gramatischen Verirrungen unserer Zeit geisselt, eng verknüpft.

Aber man athmet eine reine Luft, der Dichter singt unter einem wärmeren Himmel und in klarerem Lichte. Der »Campo Vaccino«, »Chiaia«, der dritte Gesang des Pianto und Bianco sind wirkliche Elegien; Italien haucht darin seine Wehmuth aus. In diesen verschiedenen Stücken finden wir abwechselnd die Art und Weise von Dante, Claude Gelée, von Théocrit und Virgil.

Jetzt kommen wir in einen rauhern Himmelsstrich. »Lazarus«, eine Sammlung einzelner Stücke, ist eine Beschreibung Englands, wie Pianto ein Bild Italiens war. Italien und England bieten beide ein Bild des Elendes, das eine aus der Vergangenheit, das andere in Bezug auf Industrie. In »Lazarus« ist das mit Bedlam überschriebene Stück, das eine schöne Schilderung der irischen Hügel gibt, bedeutend. Im Allgemeinen steht »Lazarus« hinter »Pianto« zurück. Die strenge, kalte Natur des Nordens hatte den Sänger nicht so warm begeistert, wie die glänzende Sonne Italiens, die besser zu der sanft melancholischen Stimmung seines Geistes, zu der reinen, edlen Bildung seines Talentes und zu dem Freunde warmer Farben, der finstere Schatten flieht, und eine lachende Landschaft einem strengen Klima vorzieht, passt.

A. Barbier lebte vergessen und uneingedenk seines Ruhmes, als die französische Akademie, zwar nachträglich, aber gerechter Weise, ihn aus der zwiefachen Ruhe heraus in ihre Mitte berief. Er musste darüber ebenso glücklich, wie überrascht sein, denn niemals

Jambus von André Chénier nachgeahmt und von 1793 auf 1830 übertragen. Er entlehnte ihm Form und Stil, sowie die Glaubwürdigkeit und Begeisterung, that mehr Eifer als Feinheit dazu, vergrösserte die Züge, machte die Färbung breiter und dicker, und alles das schien für die Unwissenden ein Originalwerk von ihm und eine Dichtung.« Lundis, p. 447. Und der Schluss der Bemerkung ist noch strenger.

fand sich bei ihm jene dichterische Ader wieder, die er einst besessen; er war Dichter durch Zufall ¹⁾).

Brizeux erhielt jene Belohnung nicht. Ein einsamer Dichter, hat er gelebt und ist gestorben, ohne seinen vollen Ruhm zu finden. Dennoch ist er nicht ohne Verdienst. »Marie«, »Die Britten« (*les Bretons*), »Primel und Nola«, »Die poetischen Geschichten« (*les Histoires poétiques*). Welch' reiche Garbe, welch' zarter Wohlgeruch, wie schön die frischen, von Rosendüften gewürzten Beschreibungen! Marie, eine Verschmelzung von Schönheit und Trauer, vom Idealen und der Leidenschaft, ist ein treues Bild jener alten Armorika, deren strengen und tiefen Genius er in wunderbarer Weise wiedergibt. Sie ist da, die beharrliche Bretagne, mit ihrem Glauben, ihren ländlichen Fluren und Trachten; die eintönigen Sandufer, das Meer und die wilden Inseln, die Fischerbarke und in der Ferne der Kirchthurm und das Pfarrhaus im Dörfchen — Alles ist da.

Brizeux trennt sich auch nicht davon; er nimmt sie mit sich in ferne Lande. Sogar in Italien umweht ihn der Geist seiner heiss geliebten Bretagne. Ewig bleibt sie sein Ideal, das ihn zur Begeisterung entflammt, ihn zu freudigem und schmerzlichem Erinnern hinreisst. An dem Ufer der Tiber sieht, beweint er sie:

Falsi Simoentis ad undam.

Wenn später dieser Glaube beim Reisen schwächer wird, so wird »Marie« die Erinnerungen an seine Kindheit wieder in ihm wachrufen.

»Marie« beschreibt die Jugend, »Die Harmonien« (*les Harmonies*), das reifere Alter Brizeux's. »Zwischen die Grenzen seiner edlen Lebenszeit muss man einige auserlesene Stücke aus »Die goldene Blume« (*la Fleur d'or*), die lieblichen Erzählungen von »Primel und Nola« und die mächtigen Schönheiten der Bretagner hinstellen; um dem Allen die Krone aufzusetzen, fügen wir die höchste Arbeit, »Die Elegie auf die Bretagne« (*l'Élégie de la Bretagne*), hinzu und haben so alle Werke und den vollen Character Brizeux's vor uns ²⁾).

Brizeux, der zuerst Poet der Bretagne und religiöser Dichter war, entging am Ende seines Lebens ungesunden Einflüssen nicht; er war

¹⁾ Sainte-Beuve, Briefe an eine Fürstin.

²⁾ De Pontmartin, Letzte Plaudereien, S. 236—237, frz. Ausg.

manchmal sinnlich und mehr in poetischer Weise christlich, als fromm. In seinen letzten Gedichten ist er wieder Christ geworden, »Marie«, d. h. die Bretagne, hat über Italien triumphirt. »Man darf nie übertreiben; diese allerliebste Marie war in ihrem ersten Kleide nur eine kleine Bäuerin, nach Pariser Form und Schnitt. Erst später hat Brizeux daran gedacht, kurzweg einen Bretagner aus sich zu machen.

In dem Gedichte, das »Die Bretagner« überschrieben ist, sind ihm drei mächtig grosse Gemälde gelungen: dem Ganzen aber fehlt das Interesse und jeglicher Reiz; ich spreche nicht von den verschiedenen Auszügen, die entstanden, und die, einige seltene Stücke ausgenommen, undankbare Produkte sind, und mehr und mehr von einer trockenen, versiegten Strömung abgebrochen werden ¹⁾. Wenn man das davon thut, was in dem Schlusssatz Sainte-Beuve's zu streng und in der Abschätzung des Pontmartin zu wohlwollend ist, wird man schon das rechte Mass finden.

Nach Barbier und Brizeux kommt in natürlicher Reihenfolge *Autran*. Er trat mit einem grossen Bühnenerfolg »Die Tochter des Aeschylus« (*la Fille d'Eschyle*), das von der französischen Akademie gekrönt wurde, auf. So schien ihm sein Weg vorgezeichnet zu sein, dennoch wandte er sich davon ab und brach sich oder betrat eine andere Bahn, die er auch wieder verlassen sollte. Zuerst befasste er sich mit alexandrinischer, mit mythologischer Nachahmung und heidnischer Kunst. Bald jedoch kam er zu seiner wahren Bestimmung. Er besang, was er liebte, was der Reiz seiner ersten Kindheit gewesen war und der wahre Gegenstand echter Begeisterung werden sollte, nämlich das Meer. Wie er dazu kam oder wieder dazu kam, sagt er uns selbst: »Mein Vaterhaus stand einst in dem ältesten Theil von Marseille, dicht am Meer. Alle Seestädte haben solche, den Wassern nahe gelegene Viertel, die mit Vorliebe von alten Seeleuten aufgesucht werden, welche sich auf's Land zurückgezogen und gerne ein auf ihr früheres Element offenes Fenster haben. Das Meer nahm nicht allein alle Gedanken um mich her gefangen, klang nicht allein aus allen Worten wieder, sondern blieb auch das ewige und einzige Schauspiel vor meinen Augen. Ich war demselben so nahe, dass der leiseste Windhauch schon den salzigen

¹⁾ Lundis, B. XV, S. 15, frz. Ausg.

Wasserstaub in mein Zimmer trieb und ich in der Nacht, selbst bei äusserster Stille, von meinem Bette aus das mächtig weite Brausen vernahm. So war das Meer, das ich wieder und wieder betrachtete und in seinen tausend Gestaltungen bewunderte, für mich die erste Leidenschaft meines Lebens ¹⁾.« Er hatte den richtigen Standpunkt, um es in allen Formen zu schildern; jedoch ging ihm jene Schwermuth ab, die dem Meer ewig neuen Reiz verleiht und der stets wiederkehrt, wie die ewige Träumerei; er besass nicht das »Cunctaeque profundum pontum aspectabant flentes« von Virgil; er ist nicht Joseph Vernet der Dichtkunst.

Das Meer bezauberte ihn nicht allein, auch die Fluren gefielen ihm. »Landleute und Soldaten« (*Laboureurs et soldats*), »Das Landleben« (*la Vie rurale*), »Ländliche Briefe« (*les Epîtres rustiques*) beweisen seinen Geschmack für ländliche Gegenden. Selbst darauf beschränkten sich seine Lieder nicht. »Milianah«, eine Episode aus dem Kriege in Algier und besonders das »Gedicht der schönen Tage« (*Poème des beaux jours*) liefern einen Beweis von seiner mannigfachen Begeisterung und der Biagsamkeit seines Versmasses. Ein Dichter des Südens hat er natürliche Begeisterung in seinen Versen, jedoch wirft man ihm Schwerfälligkeit und etwas veraltete Form vor. Er trifft den Alexandriner richtig, aber wie Méry und Barthélemy, seine Zeitgenossen und Freunde, ihn trafen; er ist übrigens ein durch Reinheit der Gefühle und christliche Färbung ausgezeichneter Dichter.

Calemard de la Fayette hat auch das ländliche Leben besungen; er liebt die kräftigen Ochsen, die er auferzogen hat, und hat, um den Stier mit seinem prächtigen Aussehen zu schildern, Farben gefunden, die eines Virgil würdig gewesen wären.

So kommen wir zu einer andern Schule, zu einer vierten poetischen Generation. Von Laprade, Barbier und Brizeux kommen wir zu *Theophile Gautier*, dem Benvenuto Cellini der »Schmelzarbeit und Cameen« (*Émaux et Camées*), zu *Maxime Ducamp*, dem Verfasser der »Modernen Gesänge«, der seitdem eine ganz andere als die poetische Bahn verfolgt und sich nicht schlecht dabei befunden hat, schliesslich zu *Théodore de Banville* und *Le Conte de Lisle*, eine Schule, die man besonders die Schule der »Kunst um Kunst« (*l'art*

¹⁾ Vorrede zu den »Gedichten vom Meer«.

pour l'art), der Ciselirarbeit, des Reliefs, des saubern Ausführens genannt hat; die alexandrinische und heidnische Schule, die den Gedanken der Form, die Idee der Farbe leiht. Auch ist sie eine sinnliche Schule, »ein endloses Sehnen nach Glück und Hoffnung erfüllt die Seelen. Die verlorene Freude wiederzuerlangen, mit keckem Schritt die zum Himmel strebende Azurbrücke zu ersteigen, das ist das unablässige Streben des modernen Menschen, der von Tag zu Tag mehr die Nothwendigkeit einsieht, an seine eigene Tugend und die unendliche Liebe Gottes zu seinen Geschöpfen zu glauben ¹⁾.«

Der Character, den man in allen den Leistungen dieser Zeit findet, ist lyrische Zügellosigkeit und Suchen nach Leidenschaft. Frei alle Launen des Gedankens zu entwickeln, die den Geschmack, die Angemessenheit und die Regeln verletzen könnten; dasjenige zu hassen und zu verwerfen, was Horaz das Gemeingewöhnliche nennt, was die bärtigen, langlockigen Malerschüler Krämer, Philister und Spiessbürger nennen; die Liebe mit einer Glut zu verherrlichen, die das Papier in Flammen setzt, sie als alleiniges Ziel und einziges Mittel zum Glück zu betrachten; die als zweiter Schöpfer betrachtete Kunst zu heiligen und zur Gottheit zu erheben: das sind die Zwecke, die jeder nach Kräften zu verwirklichen strebte, das Ideal und das geheime Ziel der romantischen Jugend ²⁾.

Auguste Lacaussade muss ich hiervon ausschliessen. Zwar ist seine Poesie in den Formen V. Hugo's und Lamartine's gegossen, der Gedanke aber ist sein. »Er empfindet tief die tropische Natur und weihet seine Muse ganz dem Dienst und den Verhältnissen des von ihm geliebten Landes. Er versteht den Menschen mit seinen Empfindungen als Vater, Sohn, Gatte und Freund und stellt ihn in den blendenden Rahmen der Tropenwelt. Diese neue Erscheinung allein ruft in dem Ausdruck der natürlichen und einfachen Empfindungen eine wahre Verjüngung hervor.« Dieses Lob spendet ihm Sainte-Beuve. Immerhin darf man nicht vergessen, dass Lacaussade lange Sainte-Beuve's Geheimschreiber war.

Im Jahre 1822 bewilligte die französische Akademie dem Lacaussade eine Belohnung für einen Band Gedichte: »Dichtungen und Landschaftsbilder« (*Poëmes et Paysages*).

¹⁾ De Banville, Vorrede zu den Stalactiten.

²⁾ Théophile Gautier, Geschichte der romantischen Literatur.

Unter den neueren Dichtern sind zu erwähnen und zeichnen sich aus: *André Lefèvre*, der Verfasser der »Pansflöte« (*la Flûte de Pan*); *Sully-Prudhomme*, der Verfasser des »zerbrochenen Krugs« (*Vase brisé*); *F. Coppée* und *Manuel*, die Dichter der Arbeiterklasse. Warum aber haben, mit Ausnahme der beiden letzten, besonders Manuel's, der in seinen innigen Gedichten seine Begeisterung aus der Seele schöpft, die anderen, durch die Natur geblendet, in dem Pantheismus einen falschen und gefährlichen poetischen Rausch gesucht?

Ich will diesen Bericht über die Poesie nicht schliessen, ohne mehrere, von der französischen Akademie gekrönte Frauen zu erwähnen, nämlich die Frauen *Delphine Gay*, *Colet-Révoil*, *Blanchette*, *Drouet*, *Tastu*, *Amaïs Ségalas* und besonders Frau *Desbordes-Valmore* rühmend zu nennen, die so durchdrungen von ihrem Unglück und ihrem Gemüthe schreibt, dass sie sogar bei Sainte-Beuve, der völlig hingerissen war, Anerkennung und gerechte Bewunderung findet. Möge es mir vergönnt sein, diesen einen, heute vergessenen Namen einer Frau hinzuzufügen, die durch dichterisches Feuer keiner anderen nachstand; es ist Frau *Céleste Guinard*, welche Janin die »Muse des Uberschwänglichen der Sorbonne« nennt, wo sie ihren Musensitz allerdings hatte.

Die vier Epochen.

I.

Die Akademie. — Die Preise für Beredtsamkeit. — Die Reden bei der Aufnahme eines neuen Mitgliedes. — Neuer Character der Akademie.

Wir würden von der geistigen Bewegung dieses Abschnittes kein vollständiges Bild gegeben haben, wenn wir nicht eine Gesellschaft erwähnt hätten, die seit ihrem Entstehen und besonders in unserer Zeit einen bedeutenden, erfolgreichen Einfluss auf den literarischen Geist ausgeübt hat, nämlich die französische Akademie.

Der Anfang der Akademie ist unbedeutend. Einen bestimmten Gebrauch der Worte festzustellen, die Sprache in Regeln zu bringen und nach dem Ausdruck der Vorschriften »sie geschmeidiger zu machen«, das war nach Richelieu's Ansicht der alleinige Zweck der Akademie. Es sollte, wie Bossuet im Jahre 1671 in seiner Empfangsrede sagt, »ein geregelter und beständiger Rath sein, dessen Glaubwürdigkeit auf öffentliche Zustimmung gestützt, die Wunderlichkeiten des Gebrauchs verdrängen und die Ausschweifungen einer zu volksthümlichen Herrschaft mässigen sollte.« Das Wörterbuch musste demnach ihre erste Arbeit sein. Bald bot sich ihr eine andere: »das Hauptziel der Akademie ist den Namen des unvergleichlichen Ludwig der Unsterblichkeit zu weihen«, konnte der Bischof von Noyon mit Zustimmung Aller in der Sitzung sagen, wo er den Antrag stellte, für alle Zeiten den Preis für die poetischen

Leistungen festzustellen, deren rechter Gegenstand stets das Lob des grossen Königs sein sollte ¹⁾. Die Prosa wetteiferte mit der Poesie, des grossen Königs Lob zu singen. Im Jahre 1681 war als Preis der Beredtsamkeit vorgeschlagen worden: »Man sieht den König stets sich ruhig verhalten.« Im Jahre 1746 besang man noch »die auf seinen Nachfolger übertragene Güte Ludwig's XIV.« und Marmontel errang sich den Preis. Balzac, der Stifter von Rednerpreisen, hatte den Wunsch ausgesprochen, man möge hier religiöse Stoffe behandeln. Die vorgetragenen Stücke mussten von zwei Doktoren zustimmend unterzeichnet worden sein und mit einem Gebete zu Gottes Sohn schliessen; es waren wirkliche Predigten.

Im Jahre ~~1681~~ 1701 stand man von diesen Grundsätzen ab. Auf Duclos' Vorschlag ersetzte die Akademie die gegebenen Stoffe durch solche, die sich auf »das Lob berühmter Männer des Volkes« (*l'Éloge des hommes célèbres de la nation*) beziehen sollten. Thomas eröffnete diesen neuen Gegenstand der Beredtsamkeit in feierlicher Weise. Von da ab wurde die Akademie dem Geiste ihrer Einrichtung untreu; ihr Lehrpult wurde eine der Philosophie errichtete Rednerbühne. Villemain hat es sehr gut auseinander gesetzt, wie in der Stille der monarchischen Regierung, inmitten des Geistes, der sie beurtheilte und ihr durch gesellschaftliche Unterhaltungen und Bücher einen Widerstand bereitete, der, obgleich er noch in Fesseln gehalten wurde, dennoch fort dauerte, die hohen Grundsätze von Thomas über die Unabhängigkeit der Literaten, ihre geheimgehaltenen, aber edlen Wünsche für Neuerungen, die Aller Gedanken erfüllten und vom Geist der Grossen, bei denen sie Anhang fanden, auch auf das Volk übergingen, einen lebhaften Widerhall finden mussten. Die oratorischen Erfolge Thomas' an der Akademie begannen mit der »Lobrede auf den Marschall von Sachsen« (*l'Éloge du maréchal de Saxe*), der zum Gegenstand für die schriftliche Wettarbeit für das Jahr 1759 gegeben wurde. Schon damals ahnte man den Ton und die Macht der Gefühle, dazu sich die Beredtsamkeit Thomas' aufschwingen sollte. »Eine Vereinigung von Bürgern, die Tugend und geistige Klarheit besitzt, fordert heute die Redner des Vaterlandes auf, den Helden zu besingen, der es gerettet hat. Wenn ich als Redner auch kein

¹⁾ Geschichte der franz. Akademie von Paul Mesnard, S. 31, frz. Ausg.

Glück habe, so werde ich mich freuen, dem Vertheidiger meines Vaterlandes so viel Ehre als möglich erwiesen zu haben.« Man bemerkte es; die Ausdrücke Bürger und Vaterland waren, besonders in der akademischen Gesellschaft, neu. Die »Lobreden auf Duguay-Trouin und Sully« (*Éloges de Duguay-Trouin, de Sully*) waren in demselben Geist geschrieben. In der letzten Rede rief der Lobredner aus: »Ihr schwachen Redner, die ihr durch die modernen Einrichtungen euch von allem zurückhalten lasset, was auf Regierung und öffentliche Angelegenheit Bezug hat, kommt es uns zu, über die grossen Stoffe zu reden, die das politische System der Staaten begreifen?« Die Lobreden, welche man der guten alten Zeit hielt, wurden kühne Anspielungen auf die Missbräuche und Missgriffe der gegenwärtigen Regierung und eine Aufforderung zur Reform. Die Akademie, welche gewissermassen diese feierlichen, freien Reden von Thomas auf ihre Verantwortung hin schützte, krönte sie in den Jahren 1759—1765. Sie wurden frei vorgelesen. Das Lob Marc-Aurel's wurde am Tage des h. Ludwig im Jahre 1770 in der Akademie vorgetragen. Diese Vorlesungen liefen nicht immer ohne Widerspruch ab. Die Protesteinlegung erfolgte bei der Lobrede über Descartes und die Widerstandspartei erzwang, wenn auch nur mit Mühe, die Theilung des Preises zwischen Thomas und Gaillard. Der Abt Batteux und der Abt Olivet standen an der Spitze der streitenden Parteien, der Philosophen und der Anhänger Olivet's. Der zuerst heimliche Krieg brach bald offen aus.

Es war ein denkwürdiger Tag in den Annalen der Akademie, der Tag, an welchem *Lefranc de Pompignan*, der auf Mauptuis folgte und verpflichtet war, seinem Vorgänger eine Lobrede zu halten, nachdem er den wahren Literaten beschrieben, der »der weise Gelehrte, durch die Bücher Geläuterte« sei, und den wahren Philosophen, der »der tugendhafte Weise und Christ ist«, geschildert, darauf kam, eine Schilderung der falschen Literatur und falschen Philosophie zu geben. »Wenn es wahr wäre«, rief er aus, »dass in dem gegenwärtigen Jahrhundert, in diesem Jahrhundert, welches so voll philosophischen Geistes, so voller Kunstliebe ist, ein Missbrauch des Talents, Verachtung der Religion und der Hass gegen die Obrigkeit der hervortretende Character unserer Produktionen gewesen wäre, so zweifeln Sie nicht, meine Herren, dass die Nachwelt, dieser unparteiische Richter über alle Jahrhunderte, es unver-

hüllt aussprechen würde, dass wir nur eine falsche Literatur und eitle Philosophie besessen . . . Welche Einrichtungen würden sogenannte Philosophen der Menschheit geben, wenn sie uns die letzten Begriffe der Tugend rauben wollten, wenn sie sich mit cynischer Freiheit gegen alle Vorzüge der Geburt und Würden auflehnen, alles mit ihren Ränken und ihrer Eifersucht erfüllen und schliesslich das Publikum zwingen, es als ein Problem zu betrachten, dass die Literatur, die Kunst und Wissenschaft mehr dazu beigetragen haben, die Sitten zu läutern, denn sie zu verderben! Vergebens würde dieses Jahrhundert sich rühmen, ein Jahrhundert der Aufklärungen, der Vernunft und des Geschmacks gewesen zu sein, seine eigenen Denkmale würden nur dazu dienen, es zu beschämen . . . Hier wäre eine endlose Zahl aufregender Schmähschriften, unverschämter Gedichte, leichtsinniger, ausschweifender Aufsätze; da, in der Klasse der Philosophen sähe man viel gewagte Meinungen, frei zur Schau getragene, gottlose Systeme oder indirekte Anspielungen auf die Religion ausgekramt. Anderwärts würde der Geschichtsschreiber uns boshaft verzerrte Thaten, satirische Einzelheiten gegen die heiligsten Dinge und die gesunden Grundsätze der Regierung bieten; mit einem Worte, alles macht in diesen bis ins Unendliche an der Zahl gehenden Büchern den Eindruck einer entarteten Literatur, einer verderbten Sittlichkeit und einer hochmüthigen Philosophie, die Thron und Altar untergräbt.« Jedoch stören diese Donnerschläge selten den klaren Himmel der Mazarinskuppel. Man weiss wie Voltaire sich — wenigstens glaubte er so — und die Akademie über die grosse Unehrerbietung des Lefranc de Pompignan hinwegsetzten. Das »denn«, das »wenn« und das »aber« waren die Pfeile, mit welchen er den unglücklichen Redner überschüttete. Dennoch glückten Pompignan lyrische Verse, bei denen Voltaire scheiterte, der von diesen selbst gesagt hat: »Geweih't sind sie, weil Niemand daran rührt.«

Nach Thomas änderte sich die akademische Beredtsamkeit, sie, die gewissermassen streitend und fast politisch gewesen, wurde literarisch, blieb jedoch noch philosophisch. *Champfort*, ein Schriftsteller von fesselnder Kürze des Ausdrucks, ein feiner Kritiker, entfaltete herrliche Eigenschaften in einer »Lobrede auf Molière«, (*Éloge de Molière*). Obgleich er mehrere Male von der Akademie gekrönt worden war, zeigte er sich nicht dankbar gegen sie. Als Geheimschreiber Mirabeau's verfasste er gegen sie eine Rede, welche dieser

im Jahre 1790 vor der constituirenden Versammlung vortragen sollte und die einen Bericht über Akademien enthielt. Mirabeau wurde aber vom Tode überrascht und die Rede nicht der Oeffentlichkeit übergeben.

Laharpe verfolgte, wie *Champfort*, die literarische Bahn und drang auf derselben weiter vor, ohne es zu unterlassen, hie und da einzelne philosophische Aussprüche fallen zu lassen. Der Gegenstand des Preises für Beredtsamkeit, welchen die Akademie im Jahre 1770 ausstellte, war das »Lob Fénelon's«, (*l'Eloge de Fénelon*). Da sie dem Könige durch den Bischof von Paris geweiht wurde und auch strafbare Ansichten enthielt, befahl der Rath ihre Unterdrückung, kraft des noch nicht abgeschafften Gesetzes, welches die Zustimmung zweier Doktoren der Theologie verlangte. »Die Ohrfeige, die *Laharpe* und die Akademie erhalten haben, brennt mir noch auf der Wange,« sagte *Voltaire* kurze Zeit darauf.

Garat war der Letzte, den der Lorbeer schmückte. In den Jahren 1779—1784 errang er sich in der Akademie die Preise, welche die »Lobreden auf *Suger*, *Montausier* und *Fontenelle*«, (*Éloges de Suger, de Montausier et de Fontenelle*) krönte. *Garat* ist die akademische Beredtsamkeit in ihrer Pracht und Kraft, stets durch Verstand, Geist und Wissen gemässigt. *Garat* hat Eigenschaften eines Schriftstellers; sein Ausdruck ist glücklich gewählt und glanzvoll.

Indessen nahte die Revolution, welche die Akademie und alle ihre, vom Königthum stammenden Einrichtungen hinweg nehmen sollte. *Richelieu's* Werk überlebte ihn nicht. Von der Constitution des Jahres 3 und zwar unter dem Namen einer literarischen Klasse wieder hergestellt, blieb sie lange unbestimmt und schwankend, nahm jedoch, in ihren Feierlichkeiten und literarischen Traditionen so viel wie möglich den Namen der französischen Akademie wieder an, der ihr, selbst nicht unter dem Kaiserreich, nicht mehr zu Theil wurde. Im Jahre 1806 wählte sie zur oratorischen Wettarbeit: »Die Schilderung der französischen Literatur im 18. Jahrhundert« (*le Tableau littéraire de la France au 18 siècle*). Der Preis, um welchen sich verschiedene Mitbewerber stritten, die seither bedeutende Männer geworden sind, wurde *Victorin Fabre* zuerkannt, welcher mit gleicher Leichtigkeit den Lorbeer der Poesie und die Palme der Beredtsamkeit errang; er wurde im Jahre 1807 für seine Rede »Ueber Reisen«, 1811 wegen seiner Verse über »die Verschönerung von Paris«, (*Embellissements*

de Paris) und nach einander für seine »Lobreden auf Corneille und Labruyère« (*Eloges de Corneille et de Labruyère*) gekrönt. Auch in den zwanziger Jahren war sein Name berühmt. Parny widmete ihm hübsche Verse; Ginguené nannte ihn einen Schriftsteller, »der das neue Jahrhundert am meisten ehre.« Suard bezeichnete im Namen der Akademie seine Erfolge als ein Phenomen und sagte, »dass er in Prosa oder Versen bestimmt gewesen sei, den Ruhm der französischen Literatur aufrecht zu erhalten.« Victorin Fabre hatte in »der Lobrede auf Corneille« das Werk des grossen Tragikers erklärt, diese Bühne, auf welcher Corneille die Römer in einer Weise schilderte, um die Eroberung der Welt zu erklären. Fontanes sagte: »Dieses Wort ist Corneille's würdig und man könnte es für einen Ausspruch Montesquieu's halten.«

So feierte Victorin Fabre seine Triumphe, als er, bei dem Concours für die Lobrede Montaigne's, auf einen Gegner stiess, der ihn besiegen sollte; es ist *Villemain*. Dieser erhielt den Haupt-, Fabre den Nebenpreis. Das war ein hoher Gegenstand des Streites unter den Kritikern. Fabre hatte seine Anhänger und was mehr ist, als diese, die hohen Eigenschaften seiner Rede, um den Wahlstimmen des Publikums und der Akademie das Gleichgewicht zu halten. »Der Verfasser,« sagte Suard, »scheint keinem Stoffe, der die menschliche Vernunft interessiren könnte, fremd zu sein« und man fand, dass der Stil Victorin Fabre's in dieser Rede, mit seinem gewöhnlich hohen Gedankenfluge, mehr Biagsamkeit, ein antikes Colorit und klaren Gleichklang bot. Warum wurde er dennoch besiegt? War Gunst oder die mächtige Hand Fontane's daran schuld, dass Villemain den akademischen Lorbeer ergriff und errang? Nein, eigentlich war es nicht Victorin Fabre, sondern seine Art, welche besiegt wurde. Fabre war aus Garat's Schule und der Geschmack für den oratorischen, hochtrabenden Ton war vorüber. Der Stil Villemain's, der beziehungsweise so natürlich, so mässig, so geistvoll, so einfach, trotz seiner Freiheiten, machte auf die Richter einen lebendigen, glücklichen Eindruck. Die Gemüther empfanden einen Reiz der Frische, eine Anmuth, an die sie nicht gewöhnt waren. Villemain rief in der akademischen Beredtsamkeit eine Revolution hervor.

Victorin Fabre verwand diese Niederlage nicht; er erschien nicht mehr auf dem Platze, wo ihm bis dahin so viele glänzende Ruhmesbezeugungen zu Theil geworden; er verschwand

aus Paris¹⁾, kam erst unter der Restauration dahin zurück und hielt einen Cursus im Atheneum über »die Grundsätze der bürgerlichen Gesellschaft« (*Principes de la société civile*). Er konnte die Gunst und den Ruhm früherer Jahre nicht wieder erlangen. Cicero hat Recht; die Candidaten des Ruhmes und die politischen Candidaten dürfen sich den öffentlichen Blicken nicht entziehen.

Vergebens suchte der Kaiser die beiden Rivalen, jeden für sich, wieder zu Ehren zu bringen, indem er Villemain beauftragte, die Grabrede Bessières', Fabre diejenige Duroc's zu halten. »Fabre weist alles zurück,« sagte Napoleon bei dieser Gelegenheit, »aber handelt es sich darum, das Gefühl für die nationale Vertheidigung zu wecken, so wird er sich nicht mehr weigern.« Zwar weigerte er sich nicht sogleich, aber schliesslich entschuldigte er sich. Warum nahm er es nicht an? War es republikanischer Stolz, der dem Wunsche des Gebieters nachzukommen sich weigerte, oder vielleicht Furcht vor einer neuen Niederlage in Gegenwart eines Nebenbuhlers, der schon einmal über ihn Sieger gewesen? Wie dem auch sei, Villemain erhielt den Auftrag, in einer Rede die Verdienste Duroc's und Ressièr's zusammen zu fassen. Diese Lobrede sollte im Invalidenhotel bei einer feierlichen, nationalen Handlung gehalten werden. Villemain schrieb seinen Vortrag und las ihn in vertrautem Kreise vor. Unter andern bedeutenden Stellen bemerkte man eine Schilderung von Napoleon, wie er ein Schlachtfeld besucht, jedenfalls eine Erinnerung an Tacitus, da er uns den Germanikus schildert, der die Ebene betritt, wo die Legionen des Varus lagen. Die Lobrede wurde nicht öffentlich gehalten.

Für Villemain war das nur der erste Schritt auf seiner Bahn. Seine Rede über die »Vorthelle und Schäden der Kritik« (*Avantages*

¹⁾ Victus abit longeque ignotis exsultat arvis,
 Multa gemens ignominiam plagasque superbi
 Victoris, Georgica.

Jener Sieger wurde durch seinen Triumph nicht übermüthig. Wir erinnern uns, in einer der Lehrstunden, die damals im Collège des Plessis abgehalten wurden, von Villemain eine mit bedeutenden Lobreden angefüllte Vorlesung über die Freundschaft Montaigne's und des la Boétie, die mit gerechtem Beifallsrausch aufgenommen wurde, gehört zu haben. Als dieselbe beendet war, sagte er mit einer geheimen Schmeichelei seiner Eigenliebe: »Das will ich zugeben, dieses Stück ist um so werthvoller, als es nicht von mir, sondern von Victorin Fabre ist.«

et les inconvénients de la critique) und seine »Lobrede auf Montesquieu« (*Éloge de Montesquieu*) stellten ihn in die erste Reihe der Kritiker.

So überliess Villemain, der aus einem Freunde der Gerechtigkeit selbst Richter geworden, das offene Feld andern Wettkämpfern. Junge, seiner würdige Schüler traten ein: *Patin*, *Saint-Marc-Girardin*, *Philarète Chasles* und *Saint-Albin Berville*, der den Preis für die Lobrede Rollin's erhielt, ein Preis, den die Universität sich nicht hätte dürfen entreissen lassen. Wenn Achilles in sein Zelt verschwindet, erstehen Ajax, Patroklos, Teuker und andere Helden an seiner Statt.

Die von Villemain glücklich durchgeführte Reform in der akademischen Lobrede, deren Stil er mässigte und sie in eine literarische Kritik umschuf, die zugleich gründlich und geistvoll sein sollte, blieb auf der bessern Bahn, die er gewiesen hatte. *Prosper Faugère*, der dreimal für seine Reden über den »Muth« (*Courage*), über »Gerson« und »Pascal« Lorbeeren erntete, sowie *Gilbert* mit seiner Lobrede über »Vauvenargues und Regnard« gingen mit Weisheit ruhmvoll darauf einher. *Bordas-Demoulin*, der mit Faugère den Preis für das »Lob Pascals« (*l'Éloge de Pascal*) theilte, brach mit der etwas abgemachten Feinheit. Als tiefer Denker, kraftvoller Schriftsteller, in religiöse und philosophische Streitigkeiten gründlich eingeweiht, hat er mit gewaltiger und unparteiischer Beredtsamkeit die theologische Seite der »Provinciales« beurtheilt. Wohl schwerlich ist die Ursache des Streites zwischen Jesuiten und Jansenisten, die geheimnissvolle Frage über die Gnade besser verstanden und auseinander gelegt und — man muss es hervorheben — nicht zum Vortheil des Janse- nismus ausgelegt worden. Unter den, erst kürzlich mit dem Lorbeer Geschmückten nennen wir *Gidel*, der zweimal diese Ehre erfuhr; *Joseph Michon*, der sich in der »Lobrede auf den Cardinal Retz« (*Éloge du cardinal de Retz*) als politischen Schriftsteller verkündete und *Bornier*, der seither glückliche Verfasser von »Roland's Tochter« (*La Fille de Roland*).

Die Preise für die Beredtsamkeit sind zu unserer Zeit wie ein Zusatz der Montyonpreise erschienen. Diese letztern durften ursprünglich nur »den Werken, die die Sitten fördern«, zuerkannt werden. Schliesslich fand man diese Bestimmung etwas beschränkt und erweiterte sie. Leicht liess sich die Akademie überzeugen, dass ein

in gutem Geschmacke gehaltenes Buch den Sitten ebenso nützlich sein könnte, als ein besonders moralisches Buch. »Man wird sich nicht darüber wundern, dass die Akademie, welche von der Freigebigkeit eines edlen Bürgers aufgefordert war, den den Sitten förderlichen Arbeiten Preise zu ertheilen, den Begriff dieses Ausdrucks etwas erweiterte und alle edlen Leistungen des Geistes mit einschliesst ¹⁾.«

Andere Bürger, darunter der Baron Gobert, ahmten die Mildthätigkeit Montyon's nach. »Ein Freund historischer Studien,« sagt Villemain, »von Jugend auf wissenschaftlich gebildet, starb Gobert fern von seinem Vaterlande, ganz einsam, unbekannt, er, der sich in den Kriegen der Republik und des Kaiserreichs ausgezeichnet und nur den Ruhm Frankreichs im Auge hatte und an die dachte, welche ihm dienen und Ehre bringen könnten.« Zum ersten Male wurde dieser Preis 1840 dem *Augustin Thierry* verliehen und, wie Villemain sich so glücklich ausdrückt, da er ihn mehrere Jahre hinter einander erhielt, trug er ihm ein literarisches Majoratgut ein.

Die Arbeiten, welche, Dank dieser verschiedenen sich nach und nach mehrenden Freigebigkeiten, von der Akademie alljährlich gekrönt werden, thun den Preisen der Beredtsamkeit keinen Eintrag; sie sind in der That ganz andere, ohne jeglichen Zwang von den Verfassern ausgearbeitet, sind sie freier in Haltung, ernsthafteren Characters, weniger glänzend, aber gründlicher, als die stets gesuchten andern Kronen, die manchmal so schnell beschmutzt wurden.

Wenn die Montyonpreise dazu bestimmt waren, solche des Lohns würdige Leistungen der Beredtsamkeit anzuregen und zu krönen, so haben auch die Preise für Tugend den Rednern eine neue Bahn erschlossen. Unter den hervorragenden Reden, die der Akademie die verschiedenen, einfachen oder erhabenen Bezeugungen der Ergebenheit bewiesen haben, die sie jährlich krönt, erwähnen wir die von *Salvandy*, von *Falloux* und *Prevost-Paradol*.

Da haben wir nun einen Theil der akademischen Beredtsamkeit. Es gibt noch einen zweiten, das sind die Reden, welche bei der Aufnahme eines neuen Mitgliedes, sowohl von dem, welcher aufgenommen wird, als von dem, der ihn empfängt, gehalten werden. Die Lobrede nimmt, wie bei den Preisen für Beredtsamkeit, den be-

¹⁾ Villemain, Berichte, 1836.

stimmten Theil ein, jedoch mit dem Unterschied, dass, da sie sich nur gegen Lebende richtet, statt sich über Todte auszusprechen, sie nur Lob enthält; das ist der ursprüngliche Fehlgriff der akademischen Beredtsamkeit. »Das öffentliche Lob, ein glänzendes Zeichen des Verdienstes, ist eine kostbarere Münze als Gold, sie verliert jedoch ihren Werth und wird gemein, sobald man sie wirklich in den Handel bringt; da sie durch die Börse ebenso verliert, wie das Metall, das Zeichen unseres Reichthums, durch den Umlauf an Werth zunimmt, so muss das gegenseitige, nothwendiger Weise übertriebene Lob gewissermassen einen Verkehr zwischen Einzelnen hervorrufen, das nicht würdig ist, einer Gesellschaft anzugehören, wo ein häufiges Lob hinreicht, aufgenommen zu werden. Warum bieten die Hallen der Lyceen nur vermehrte Echos widerhallender Lobsprüche? Ein antikes Gewand von verglimmendem Weihrauch umkleidet ihre feierlichen Reden und macht sie taub gegen das göttliche Wort, das allein in die Seele fällt«¹⁾.

Wenn die akademische Beredtsamkeit stets so gewesen wäre, wie Buffon sie hinstellt, so hätte sie nicht viel Geschmack erweckt; man hat auch zu allen Zeiten und auch in unsern Tagen besonders die Kraftlosigkeit daraus verbannen wollen, indem man dem Weihrauch einen weniger angenehmen Hauch, die Kritik dem Lobe zugesellte. Wo soll man aber mit dem Salzkorn hin? in die Rede des neu Aufzunehmenden? Das würde einem nicht eingefallen sein. Der Aufzunehmende soll nur ein Lobredner sein, der das Lob dessen singt, den er ersetzt. Er ist im Gegentheil noch nicht unverletzlich, das Siegel der Weihe ist ihm noch nicht aufgedrückt. Auf der Schwelle des Tempels ist er noch ein Profaner, ihn kann man noch tadeln; so wurde den Edelknaben der Ritterschlag ertheilt, ehe sie zum Ritter gerüstet wurden.

»Laharpe nimmt im Jahre 1776 den Sitz Colardeau's ein. Marmontel ist beauftragt, ihn zu empfangen. Natürlicherweise hält er Colardeau eine Lobrede. Er zeigt sich, wie in seinen Schriften, sanft, gefühlvoll, bescheiden, über die Kritik betrübt und gelobt sich, sie gegen Niemand auszuüben; »Das ist, mein Herr, bei einem Literaten ein fesselnder Charakterzug.« Dieses einfache Wort wird

¹⁾ Buffon, Antwort auf die Rede des Herrn Chastellux, am Tage seiner Aufnahme in die Akademie, Donnerstag den 27. April 1775.

das Zeichen zu allgemeinen Beifallsrufen und hier und da wurde die ganze Rede Marmontel's wie eine gegen den Neuerwählten gerichtete Spöttelei betrachtet: »Der Literat, den Sie ersetzen und der friedlich, nachsichtig, bescheiden oder wenigstens darauf bedacht war, den andern die Meinung, welche er von sich hatte, nicht zu erschweren, hatte glückliche Talente verrathen« Bei jedem dieser für den Verstorbenen schmeichelhaften Worte unterbrach man Marmontel, der seinerseits boshafter wurde, als er eigentlich gewollt und der in seinen bestimmten Pausen sich sehr gut unterbrechen liess.« Laharpe zeigte jedoch Fassung, obwohl er gesagt hat, dass er sich einen Augenblick versucht gefühlt hätte, das Wort zu ergreifen und zum Publikum zu sprechen. Dann wäre allerdings die Scene vollständig gewesen. Wie sie da vor sich ging, war die Aufnahme in die Akademie eine Art Verurtheilung, sagt Sainte-Beuve, dem wir den Bericht entlehnt haben.

Auch jene sonderbare Sitzung hat man nicht vergessen, als der Graf Molé Alfred de Vigny empfing. Von Anfang an gab das Wort »Mein Herr«, in einem bestimmten Tone gesprochen, den Ausschlag und das Publikum, das, wie Marmontel, ihm mehr Bosheit bot, als er eigentlich zeigen wollte, gab seiner Freude durch rauschende, ironische Ausrufungen Ausdruck. »Molé widerlegt in allen Punkten seiner Rede den Aufzunehmenden mit einer so steifen Höflichkeit, indem er dem Verfasser der »Grösse und Dienstbarkeit« (*Grandeur et servitude*) mit dem Lobe Napoleons antwortet und bei Gelegenheit aus »Stello« und »Chatterton« einen gründlichen Angriff auf die Romantik macht, und Vigny verabscheuungswürdige Strenge gegen Racine in seiner Vorrede und dem Briefe vorwirft, der der Uebersetzung des »Maurus« und des »Kaufmannes von Venedig« voranging, dass er zugleich den Sänger der »Eloa« und die Romantik verdammt«. Diese Verurtheilungen sind selten. Im Allgemeinen geht Alles sehr höflich her.

Jetzt sind bei der akademischen Beredtsamkeit zwei Theile, die Lobrede und die Kritik: Der Hauptberuf des Direktors besteht darin, den Aufzunehmenden zu loben, jedoch bei diesem Lob ihn zu beurtheilen, die Hauptpunkte seiner Rede wieder durchzugehen, die eine Antwort gestatten, einfach das zu verwerfen, was übertrieben und das wieder gut zu machen, was vielleicht vergessen worden ist. Nisard (er empfing den auf Baour folgenden Ponsard) entledigte sich

der angenehmen Pflicht mit der Kraft des Gedankens und jener geistvollen Standhaftigkeit, die ihm eigen ist und die er mehr und mehr ausbildet. *Falloux* hat *Molé* gelobt. Er hat seine Aufgabe mit Anmuth und einer Wortfertigkeit erfüllt, die ihm unter andern ernsteren Umständen und in wahren Kämpfen keinen Schaden gethan ¹⁾.«

Dennoch ist die akademische Rede eine besondere Art: »sie verschwendet Schmuck; die Kunst muss sich dabei zeigen und vor einem Publikum glänzen, das sich gerade dazu versammelt hat, sie zu geniessen, ihre vielgestaltige und blühende Art muss darin bestehen, dass sie reich an Veränderungen ist, sie muss eine sorgfältige Zusammenstellung, anmuthige Gedanken aufzuweisen haben. Sie muss dahin fliessen, wie ein zu beiden Seiten von grünen Laubwäldern umschatteter, sich dahinschlängelnder Fluss.« Wer bestimmt die akademische Rede so? ich? nein, es ist der römische Kritiker *Quintilian* ²⁾. Fordert nicht von ihr die grossen Lebendigkeiten politischer Beredtsamkeit, sie ist bescheidener, ruhig, anmuthig, fein, geistvoll, ein Reiz des Geschmacks, eine Ruhe des Geistes, eine Schmeichelei der Phantasie. Muss ich noch hinzufügen, dass sie wie die Grabrede und die Lobrede manchmal inmitten der Schmeicheleien, der Ränke, der Ausgelassenheit lehrreiche Einzelheiten bietet? Nicht nur die Literaturgeschichte, sondern auch die eigentliche Geschichte kann tiefe Lehren daraus ziehen.

In dieser bescheidenen Art hat sich die akademische Rede zu hohen Schönheiten aufgeschwungen und hat ewige Denkmale hinterlassen. Abgesehen von der Redeweise *Racine's*, *Buffon's* und *Delille's*, der auf *La Condamine* folgte, können wir in der Periode, auf welche wir uns beschränkt haben, die des *Royer-Collard*, des *Guizot*, *Cousin's*, des Nachfolgers *Fouriers*, des *Villemain*, der *Fontanes* ersetzen, u. A. m. erwähnen, die, wenn sie jene auch nicht erreicht haben, sich dennoch durch ihren Stil, ihren Gedanken, durch Feinheit und Anmuth auszeichnen; wir nennen unter Andern die von *Vitet* als Direktor gehaltene Rede über *Jules Sandeau* und die des *Camille Doucet* über *J. Janin*.

Es würde ein Leichtes sein, diese Liste weiter auszuführen,

¹⁾ *Lundis*, B. XV, S. 303, frz. Ausg.

²⁾ *Inst. orat.*, II, c. cx, VII, c. III.

indem man den Akademiker erwähnt, der die Wahl der Akademie durch seine Rede gerechtfertigt hat, die das Publikum zuerst nicht genehmigen wollte, und jenen Anderen, dem gewöhnlich die Anmuth abgeht, der sich jedoch an diesem Tage als angenehmen Lobredner erwiesen hat, und endlich denjenigen, der, schon lange von der allgemeinen Stimme zum akademischen Stuhl berufen, die Erwartungen nicht erfüllte, die man auf ihn setzte, als er das Wort ergriff. J. Janin, der, als er zum ersten Male von der erlauchten Versammlung zurückgewiesen worden, seinen Entschluss gefasst und an den Pforten der Akademie »extra muros« die Rede seiner eingebildeten Aufnahme gehalten, war nicht gleicher Weise glücklich, als er bei der wirklichen Aufnahme seinen Kollegen unter der Kuppel Mazarine für ihre Wahl dankte und zwar »intra muros«.

Man hat die Bemerkung gemacht, dass die akademische Rede ein falsches Genre sei. »Gestern schrieb ich es an Mérimée: selten habe ich eine so schlechte Empfangsrede gehört und ich habe gewiss viele gehört. Dieser Abt Gratry hat uns kaum eine schwache Skizze von dem bleichen Barante geben können, sondern verlor sich in abstrakten und mystischen Redensarten. Was mich nicht weniger aufregt, ist die Lobrede, welche Vitet diesem falschen Gelehrten und so ungerechten Geiste zu Theil werden liess; o wie trügerisch und unwahr ist die akademische Art und Weise ¹⁾.«

Die Antwort lautete: »Einige Kritiker behaupten, das akademische Verfahren sei falsch; nur das ist falsch, was nicht erregt und wohlgebildete Gemüther unangenehm berührt. Wir wissen wohl, dass das akademische Verfahren nur den Sitzungen in der Akademie zu Statten kommt, aber hier ist es ganz wunderbar am Platze und das einzige, das hier Erfolg hat ²⁾.« Das war zur rechten Zeit, bei der wenig akademisch gehaltenen Rede des Viel-Castel gesagt.

Wir haben schon erwähnt, wie sehr die französische Akademie durch ihre Einrichtung und ihren Character von der politischen Beredtsamkeit entfernt sein musste; dennoch kam es manchmal dazu und nach einigen Jahren hatte sie sich dadurch verwirren lassen. Wirklich, wie sehr verschieden ist die Akademie von früheren Zeiten! Von Anfang an monarchisch und dazu bestimmt —

¹⁾ Sainte Beuve, Briefe an eine Fürstin, S. 330—331, frz. Ausg.

²⁾ Francis Charmes, Débats.

wenigstens in der Idee ihres Gründers — die Reinheit der Sprache aufrecht zu erhalten, wendet sie sich im 18. Jahrhundert der Philosophie zu, richtet sich darnach ein, stärkt sich daran, strebt darnach, macht sie zum Gegenstand einer Rednerbühne und eines vernachlässigten Gebietes. Nach der Revolution von dem entthronten Königthum allein gelassen, richtet sie sich wieder auf und nimmt neuen Reiz an. Napoleon will seinen Platz in dem erweiterten Rahmen behalten. Nach der Restauration wird sie reorganisirt und erlangt, zwar verstümmelt, unter dem Schutze eines Königs, der der Literatur durch seine Wahlstimme Ehre machte, ihren wahren Namen zurück.

Bis dahin, abgesehen von der Rede des auf Joseph Chénier folgenden Chateaubriand, die nicht gehalten wurde, war die Akademie literarisch geblieben. Von dem Julikönigthum an und besonders unter dem zweiten Kaiserreich betritt sie eine neue Bahn; aus der literarischen Gesellschaft wird fast eine politische, von 1848 bis 1870 streiten hier die öffentlichen Ansichten. Die Akademie strebt darnach, sich vermittelst der zur Verfügung gestellten Politiker vollzählig zu machen; sie trösten sich über ihren Mangel an Anmuth durch Bedauern und Anspielungen auf die Macht; ähnlich jenen Declamatoren, die sich unter den Cäsaren innerhalb der Schulen für die verlorene Freiheit dadurch entschädigten, dass sie hinter verschlossenen Thüren die Tyrannen verfluchten, nur that die Akademie es öffentlich, am hellen Tage. Auch hat sie in der letzten Zeit eine bedeutende Rolle gespielt und thut es heute noch; keine der bei ihrem Entstehen so bescheidenen Einrichtungen ist so schnell hoch gekommen. Welcher Wechsel! Sie, die im Anfang bescheiden und klein war, ist heute Herrscherin, Alles liegt ihr zu Füßen. Die leichte und gehaltvollere Unterhaltungsliteratur beneidet sie um ihre Stimme, und möchte in ihre Reihen eintreten, sich veredeln. Warum bemüht man sich so um die Akademie, von der man doch sagte, sie sei so alt, so verjährt? Warum wünscht und sucht die literarische Demokratie — wenn ich so sagen darf — die doch in ihren Leistungen sich darauf beruft, nur aus ihrer Phantasie zu stammen, manchmal so demüthig die Weihe der Akademie? Warum endlich will sie sich dieser Aristokratie beigesellen? Darum, weil die Akademie eine nationale Einrichtung und zu gleicher Zeit eine literarische Gesellschaft und die einzige Einrichtung ist, die allen Stürmen widerstand, als alle übrigen von ihnen zerstört wurden.

Sie ist zwar eine Aristokratie, aber eine geistige Aristokratie und die einzige Autorität, welche unser Sehnen nach Gleichheit anerkennt; wenn sie auch nicht alle Talente in ihrem Schoosse birgt, so hat sie doch zu allen Zeiten mit wenigen Ausnahmen die grössten Geister gefesselt und vereinigt. Manchmal in ihrer Wahl launisch, wie der Fährmann der Unterwelt, nimmt sie manchmal diese, manchmal jene in ihr Schifflein auf und stösst die Andern zurück. Vergeblich verlangt jeder Schatten zuerst hinüber und breitet die Arme nach jenem Ufer, nach dem Gegenstande der Sehnsucht aus. Sie ist unbeugsam, stets gesucht, wenn auch manchmal verspottet, immer jung, trotz ihrer Jahre.

Auf die Reden bei der Aufnahme beziehen sich natürlicher Weise die Notizen oder Lobreden, welche einigen Akademikern nach ihrem Tode gewidmet wurden; *Fontenelle* ist bei dieser Arbeit Meister geblieben. Nach ihm hat *d'Alembert* das Leben der Akademiker von 1770—1772 beschrieben:

Er ist ein grosser Mann, denn er stellt ihre Todtenscheine aus! hat Gilbert gesagt. Auch sind diese Notizen für Geschichte und Literatur nützlich. In unsern Tagen hat *Cuvier* in seinen »Lobreden über die Mitglieder der königlichen Akademie der Wissenschaften« (*Éloges des membres de l'Académie royale des sciences*) die Klarheit des Geistes, gründliche Wissenschaft und das ihm eigene Schriftstellertalent bewiesen. Das wahre literarische Verdienst von *Flourens* besteht ebenfalls in zwei Bänden »Historischer Lobreden« (*Éloges historiques*). »Die in der Akademie für Wissenschaften gehaltenen Lobreden von Mignet« (*Éloges lus à l'Académie morales et politiques*) erwähnten wir schon. *Pariset*, der nicht zum Institut gehörte, hat auch »Lobreden über die Mitglieder der Akademie für Medizin« (*Éloges des membres de l'Académie de médecine*) hinterlassen, in denen er sich als besonders angenehmen und geschickten Schriftsteller erweist. Schwerlich ist Jemand in Gedanke und Ton mehr akademisch gewesen und hat mit mehr Klarheit und Anmuth Uneingeweihten die Geheimnisse Aeskulaps auseinandergesetzt.

II.

Politische Beredtsamkeit. — Gerichtliche Reden: Lainé, — de Serre, — Foy, — de Martignac, — Berryer, — Guizot, — Thiers, — Hennequin, — Dupin, — Chaix-d'Est-Ange, — Dufaure. — Das Parket: Bellart, — de Marchangy, — de Vatimesnil, — de Cormenin, — O. Pinard, — Duvergier de Hauranne.

Die französische Literatur des 19. Jahrhunderts ist noch nicht erschöpft. Wir erwähnten noch nichts von der politischen Beredtsamkeit, die eine Errungenschaft und zugleich eine Ehre unserer Freiheiten ist; noch nichts von der gerichtlichen Beredtsamkeit, die mit dem Lehrstuhl so eng in Verbindung steht und schliesslich noch nicht die religiösen Reden, die zu unserer Zeit einen neuen Glanz entfalten. Von diesen verschiedenen Arten wollen wir flüchtig eine Skizze entwerfen.

Die mit so viel Glanz im Jahre 1789 durch Mirabeau, Cazalis, Maury und andere Redner feierlich eingeweihte, durch Barnave und Vergniaud herrlich entfaltete politische Beredtsamkeit erlosch mit der Republik. Noch einige Stimmen traten im Tribunal auf, wurden jedoch bald zur Ruhe verwiesen. Während des Kaiserreiches blieb man still. Wie Augustus hatte Napoleon die Beredtsamkeit beruhigt. Und als im Jahre 1814 die Restauration den Lippen das Siegel nahm und die politische Tribüne wieder herrichtete, gab es eine überraschende Neuheit und hohe Begeisterung. Jedoch kannte man das neue Leben nicht. So berichtet Plinius der Jüngere, dass, als Trajan dem Senat die Freiheiten zurückerstattete, die Domitian und die ruchlosen Fürsten ihm geraubt hatten, man daselbst jeden Gebrauch und alle Formeln dieser Freiheiten vergessen hatte. »Da sie zurückkommt«, sagte er, »findet die Freiheit uns als unerfahrene

Lehrlinge; wir, die wir so ungestüm darnach verlangten, waren gezwungen, zu handeln, ehe wir gelernt hatten¹⁾.

Jedoch schnell und ohne Mühe fand man sich wieder zurecht. Wenn man auch bei der ersten Restauration etwas herumgetappt hatte, hatte man bei der zweiten doch den rechten Weg wieder gefunden.

Der Erste, welcher sich in dieser dem bürgerlichen Talent und Muth eröffneten neuen Bahn versuchte, war ein Mann, der noch in den letzten Tagen des ersten Kaiserreiches Beweise von Patriotismus und Freiheit gegeben hatte. Als Vorsitzender und Berichterstatter der Commission im Jahre 1813 beauftragt, der Forderung zu entsprechen, die Napoleon auf's neue an Geld und Truppen stellte, hatte er, als Antwort auf die neuen Opfer, die man von Frankreich forderte, seine Wünsche in Betreff des Friedens laut werden lassen und verlangt, man möge die beständige Ausübung der Gesetze aufrecht erhalten, welche den Franzosen Freiheit, Sicherheit und Eigenthum und der Nation die freie Ausübung politischer Rechte gestatten. Dieser Bürger und Redner war *Lainé*. Als Antwort auf diese kecke Zumuthung hob der Kaiser durch einen Beschluss vom 31. Dezember den gesetzgebenden Körper auf, liess die Thüren des Saales schliessen und die Sitzung schloss in dem Augenblick, da sie ihren Anfang nehmen sollte.

Das Kaiserreich fiel. Als bei der Restauration der gesetzgebende Körper von Ludwig XVIII. unter dem Namen das Abgeordnetenhaus wieder hergestellt wurde, ernannte der König Lainé zum Vorsitzenden dieser Gesellschaft. Als er später Minister wurde, machte er sich durch seine doppelte Liebe zum Königthum und zur Freiheit bekannt; er war selbstständig und charakterfest gegenüber den Uebertreibungen der Rechten und Oppositionspartei. »Es war ein edles, leicht erregtes, trauriges Gemüth, dessen Triebe, noch mehr als seine Ideen, sich mit einem rührenden Gemisch von moralischer Einfachheit und oratorischer Pracht bis zur beredten Tugend emporschwangen. Sein Geist besass wenig Originalität, wenig Kraft, mehr erhabene Wünsche als klare Vorstellungen und dennoch erhob, belebte, klang

¹⁾ Reducta libertate, libertas rudes nos et imperitos deprehendit; cujus dulcedine accensi cogimur quaedam facere ante quam nosse.

Briefe, Buch VIII, 14.

sein Talent, das im Grunde der Bestimmtheit und Reinheit der Form entbehrte, nach. Er ist ein grosser, edler Mensch, ein grossmüthiger Bürge für die Tage der höchsten Noth und manchmal ein bedeutender Redner für politische Kämpfe« ¹⁾).

Als Lainé am 23. Dezember 1823 zum Pair von Frankreich ernannt wurde, zeigte er sich in dem Oberhaus als das, was er im Abgeordnetenhaus gewesen war, nämlich als freier Anhänger des Gesetzes und der constitutionellen Freiheit. Mit hinreissender Beredtsamkeit vertheidigte er den Befreiungskampf der Griechen. »Nein,« rief er aus, »man kann es nicht entschuldigen, Griechenland als Sühnopfer des europäischen Friedens geopfert zu haben! . . . In meinem Schmerze sinke ich vor den Altären nieder und da ich Priester finde, die nur mit leiser Stimme zu Gunsten der Griechen den Gott der Christen anrufen, trete ich zu der, von Gebeten umwehten Rednerbühne, und wünsche, dass diese Gebete sich in Gesetze für das allgemeine Wohl verwandeln möchten; ich wünsche es besonders, um womöglich das Murren des menschlichen Gewissens gegen die Regierungen zu beschwichtigen.«

Lainé ist, wie Sainte-Beuve mit Recht gesagt hat, einer der beredtesten (im antiken Sinne) Sprecher der Restauration. Und weiter sagt Sainte-Beuve, dass er die Gewohnheit gehabt hätte, etwas zu lesen, das ihm den Geist erleuchte und ein edles Gefühl für das Schöne einflösse, ehe er das Abgeordnetenhaus betrat, um dort zu sprechen. Eines Tages, als er das zweite Buch der Aeneide gelesen hatte, wurde er von der Rechten unterbrochen, weil er im Sinne der Linken sprach, die er doch bekämpfen sollte. »Ist das meine Schuld,« sagte er plötzlich, gegen die Unterbrechenden eine Bewegung machend, »wenn ich Trojaner im griechischen Kleide finde?« Er hatte die Episode von Corebes und Androgeus gelesen. Bei einem ähnlichen Falle erinnerte er sich wohl an Tacitus, als er das menschliche Gewissen anrief »conscientiam generis humani?«

Es war ganz dasselbe, als im Jahre 1816 bei dem Streit über die Milliarde Entschädigung für die Ausgewanderten Lainé in Gegenwart einer gegenrevolutionären Uebermacht eine beredte Anspielung auf die Rede Cicero's über die Kinder der Geächteten machte. »Nachdem das ernste erhabene Wort lange Zeit in den Sälen der nationalen

¹⁾ Guizot, Erinnerungen, t. III, p. 322, frz. Ausg.

Versammlung vernommen worden, wurde es auch mit lehrreichem Reiz in den friedlichen Sitzungen der Akademie laut. Es war ein guter, beredter Mann, der beim Rückzug und während der Macht gleich geachtet war.« Dieses Urtheil widmete Villemain dem Lainé und die Geschichte kann es bestätigen.

Wie *Cazalis*, der später ein so herrlicher, politischer Redner wurde, schien *Serre* zuerst zur militärischen Laufbahn bestimmt. Die Revolution überraschte ihn in der Artillerieschule zu Chalons-sur-Marne. Mit 15 Jahren wanderte er aus und diente in der Armee des Condé. Nach Frankreich zurückgekehrt, studirte er die Rechte und wurde Advokat. Im Jahre 1811 hatte er schon einen Ruf als Redner und war kurz nacheinander Staatsanwalt zu Metz, Präsident am kaiserlichen Gerichtshofe zu Hamburg und im Jahre 1815 erster Präsident am Gerichtshofe zu Colmar. Ein freier Royalist, zum Gesandten des Oberrheines ernannt, wurden seine praktischen Leistungen bis zu einem Punkte die des Lainé: die Regierung gegen die Unklugheit und Uebertreibungen ihrer Freunde zu schützen.

Wegen eines Brustleidens, das ihn dahinraffen sollte, hatte er unter einem mildern Himmel Besserung und Wiederherstellung gesucht und dennoch nahm er mit unvergleichlichem Eifer den Kampf auf, der das Wahlgesetz heraufbeschwor, das im Jahre 1820 am 17. April vorgelegt wurde. Um es durchgehen zu lassen, musste er mit Doktrinären, deren Vorsitzender er war, brechen und Royer-Collard bekämpfen. Das war eine schmerzvolle Lossagung, die eine wunde Stelle in seiner Seele zurückliess, ein beklagenswerthes Zerwürfniss, welches, wenn es auch nicht durch jenen Glanz und jene Beredtsamkeit zu Stande kam, die das Entzweien von Burke und Fox über die Bill von Quebec auszeichnen, doch daran erinnert. Serre erlebte unvergleichliche Triumphe. Dreimal bestieg er die Rednerbühne, stets voll von Beweisgründen, voller Leben und Rührung. Als er mithin in das rechte Centrum zurückgetreten war, vertheidigte er die Massgabe des Gerichts für Pressvergehen gegen die neue Kammer. Das war sein letzter Triumph, seine letzte glückliche Rede. Zur Gesandtschaft von Neapel ernannt und über seine parlamentarische Unthätigkeit trauernd, starb er zu Castellamare, nicht weit von Neapel am 21. Juli 1824, in Folge der Brustkrankheit, die er sich zugezogen. Es ist eine hohe, sympathische Rednergestalt, die an jenen beredten Crassus erinnert, der auch jung starb, erfüllt von

den traurigen Ahnungen des Unglücks und der Uneinigkeit der Republik!

Bis jetzt haben wir nur das politische Leben Serre's skizzirt, wir überlassen die Sorge, seine Beredtsamkeit zu schildern, einer würdigeren Feder:

»Serre hatte eine wunderbar erhabene und zugleich praktische Beredtsamkeit. Er stellte die Hauptgrundsätze als ein sie anwendender Lehrer, nicht als ein sie erklärender Philosoph auf. Sein Wort war gründlich, nicht abstrakt, bilderreich und doch nicht bildlich, seine Beweisführung war Handlung. So setzte er auseinander, stellte Beweise auf, stritt, griff an oder vertheidigte ohne literarische oder oratorische vorherige Ueberlegung, passte die Kraft der Gründe der Höhe der Frage an, er war reich ohne Ueberfluss, bestimmt und doch nicht trocken, natürlich leidenschaftlich, er fand stets die gründlichste Antwort für seine Gegner, war in der Stegreifrede und in der vorbereiteten Rede gleich mächtig und wenn er einen Augenblick zu lange zögerte und zu langsam vorschritt, so eilte er mit festem raschem Schritt auf sein Ziel zu, als eifriger ernster Mann, der nie seinen persönlichen Vortheil sucht, sondern es sich angelegen sein lässt, seiner Sache den Sieg zu verleihen, indem er den Zuhörern sein Gefühl und seine Ueberzeugung mittheilt.« Serre's Reden sind gesammelt und veröffentlicht worden; sie athmen noch jetzt lebendige Wärme.

Ich möchte den General Foy nicht von der Rednerbühne herunterweisen, zu der ihn die öffentliche Meinung erhoben, oder vielmehr das günstige Vorurtheil, das damals nur ein edles, patriotisches Gefühl war. Von unsern Niederlagen darnieder gebeugt, alt geworden in dem Ruhm einer zwanzigjährigen Eroberungszeit: warum sollte man dem alten Soldaten nicht zujauchzen, der im Begriff stand, uns über das Unheil zu trösten; der nur auf edle Gefühle Anspruch erhob, der die Sache derjenigen in die Hand nahm, die sich in der Armee in ihren Rechten und ihrer Eigenliebe gekränkt glaubten! Ja, es gab Klänge, die von der Rednerbühne zum Herzen Frankreichs dringen sollten und seinen Worten Beifall verschafften, selbst dann noch, als die Ereignisse die Prophezeiungen des Redners Lügen strafte. So rief der General, als er sich gegen den Krieg in Spanien erklärte, aus: »Möchte es Gott gefallen, dass ich einer tröstlichen Zukunft zu Gefallen zu leben das Recht hätte! Ich alter Soldat

kann es mir nicht versagen, zu Ehren unserer Waffen Wünsche zu hegen, selbst dann noch, wenn der Gebrauch der Waffen von dem Nationalgefühl missbilligt wird. Mitbürger, ich beweine einen Partaikrieg, einen Krieg, zu welchem meine alten Waffengenossen und die edle Jugend, die in der Liebe zur Freiheit auferzogen, so würdig gewesen wäre, einstens gegen die wahren Feinde Frankreichs zu kämpfen, gezwungen wurden, sich über ihre Bestimmung zu täuschen.« Als er so sprach, berührte der General die zartesten und stolzesten nationalen Gefühle. Denkt man sich zu diesen, mit vergangenem Ruhm, mit Freiheit und kommendem Ruhm geschickt gemischten Reden, eine tiefe Stimme, energische, obwohl gemässigte Gesten, leichten Stil, der richtig und manchmal sogar malerisch war, so hat man das Bild des grossen Redners vor sich. Der General Foy war jedoch kein solcher; denn er sprach nicht aus dem Stegreif, sondern schrieb seine Reden auf und citirte. Er besass zwar eine Gewandtheit und Natürlichkeit, die leicht blenden konnten, ihm fehlte jedoch jene Sicherheit und plötzliche Leichtigkeit, die eine Hauptbedingung der politischen Rede sind. So war auch Lamartine nicht wirklich ein Redner, trotz der Leichtigkeit, dem Glanz und der Wärme seines Wortes; zwar lernte er seine Reden nicht auswendig, sondern las sie gewissermassen aus seinem Gedächtniss, wo er sie schon zusammengestellt hatte. Und doch besass Foy die Empfindsamkeit eines Redners, wenn auch nicht die Begeisterung eines solchen und wie Serre, bezahlte er die Erfolge seiner Rednerbühne mit seinem Leben. Fügen wir noch eine letzte Bemerkung hinzu. Eines Tages kam der General Foy in die Sorbonne, als einer jener herrlichen Vorträge gehalten wurde, die den Lehrstuhl des Professors der Rednerbühne gleich machen. Villemain, der über diesen Besuch mehr entzückt als erstaunt schien, lenkte geschickt von der alten Beredtsamkeit auf die moderne, von Demosthenes auf Foy über. Das war eine zarte Aufmerksamkeit. Ich will nichts von den Lobsprüchen verringern, die der Professor dem politischen Redner zu Theil werden liess. Ich sage nur, wenn Demosthenes die Athener emporrichten wollte, so schmeichelte er ihnen nicht. Seine Rathschläge waren strenger Tadel und bis in das Lob hinein stets Lehren.

Trotz der Talente und der sie vertheidigenden Charactere, verlor die Restauration, durch den übertriebenen Eifer ihrer Freunde blossgestellt und von den unversöhnlichen Vorurtheilen der Feinde

angegriffen, täglich mehr an Gebiet. Karl X. hatte das von Ludwig XVIII. so geschickt begonnene Werk, trotz seiner persönlichen Eigenschaften nicht fortzuführen verstanden. Die Gefahr, welche dem Thron drohte, ahnend und Mittel suchend, ihr vorzubeugen oder sie wenigstens aufzuhalten, hatte er ein gemässigtes, vermittelndes Ministerium gebildet. In diesem Ministerium befand sich auch Martignac, »ein beweglicher, liebenswürdiger, edler Character, ein gerader, pünktlicher, feiner Geist; ruhig und frei, hatte er eine natürliche und geschickte, leuchtende, überzeugende Beredtsamkeit; er gefiel sogar denen, die er bekämpfte.« »Ich habe,« sagt Guizot, »gehört, wie Dupont de l'Eure ihm leise von seinem Platze aus zurief: Schweig still, Sirene.« Das hiess mit einem Worte Martignac's Beredtsamkeit kurz bezeichnen.

Von allen Denkmälern der Beredtsamkeit, sowohl von den politischen als gerichtlichen dieser Zeit, ist die Vertheidigungsrede Polignac's von Martignac dasjenige, welchem die Zeit am wenigsten Schaden gethan. Besser gesprochen oder — wenn man will — besser geschrieben, als alle andern politischen Reden, besass diese Vertheidigungsrede in sich das Feuer, das nie erlischt. Was würde das ausmachen, wenn man sich in der Phantasie den Ort und die Umstände vergegenwärtigt, bei welchen sie gesprochen wurde? Ich meine immer noch die Stimme zu hören, die bestimmt und vibrirend, wenn es nöthig war, eine hinreissende Musik wurde und zugleich in Ohr und Herz hineindrang. Ja, an diesem Tage hatte die Sirene süssere Lieder denn je; es war etwas von der Rede Cicero's für Milo; aber diese ist aufgefrischt worden, Martignac hat die seinige mit dem ersten Wurf getroffen.

Martignac hätte, mässig, vermittelnd, aufrichtig liberal, ein dem Lande ergebener Royalist, der er doch war, zwei ursprünglich unvereinbare Dinge: die Macht und die Freiheit vereinen können, »res dissociabiles libertatem et principatum«, er hätte die Monarchie gerettet, wenn sie hätte wollen gerettet sein und wenn es möglich gewesen wäre:

Si Pergama dextra

Defendi possent, etiam hac defensa fuissent.

In dem Augenblick, da mit dem Ministerium Martignac die letzte Aussicht auf Erfolg der Monarchie der Bourbonen dahin-

schwand, trat in der Kammer, die ihm bald die Mitwirkung verweigern sollte, in dem Streit der 221, ein noch junger Redner auf, der dem Königthum durch seine Rede eine Hülfe leistete, die ihm sowohl unter dem Julikönigthum, wie unter dem zweiten Kaiserthum treu bleiben sollte; dieser Redner war *Berryer*. »Das ist mehr als Talent, das ist eine Macht,« sagte Royer-Collard, der seine erste Rede hörte; jedoch stahl sich die Rednerbühne gewissermassen unter ihm weg, als er von ihr Besitz nehmen wollte. Die Revolution von 1830, die seinen König davontrug, nahm nicht seine Ergebenheit mit. Diese Anhänglichkeit an das rechtmässige Königshaus blieb für ihn ein Cultus, sie war bei ihm ein Grundsatz und zugleich eine Lieblingsidee; er trennte sich nicht von Frankreich. Auf dieses doppelte Gefühl persönlicher Treue und patriotischer Ueberzeugung bildete er gewissermassen die Grundlage der Opposition, die er den von ihm erlebten und bekämpften verschiedenen Regierungen entgensetzte. Selbst von denen ungern gesehen, die seine monarchischen Meinungen theilten, liess er niemals davon ab; neben das Königthum stellte er stets das Interesse Frankreichs.

Indem er so in seinem beredten Eifer Freiheit und Recht verwechselte, erhob er die Kämpfe der Tribüne bis zu jener Höhe, wo die Pfeile der Parteien ihn nicht erreichen konnten. Seine umfassende, herrliche, mehr tiefe als hohe Stimme, die so gehaltvoll, warm und weich war, übte einen mächtigen Einfluss auf die Gemüther aus. Unter dieser rednerischen Handlung, die so geschmeidig und edel, unter der Kraft seines Wortes abwechselnd so sanft und mächtig war, zitterten und beruhigten sich die streitenden Parteien, die manchmal selbst über die Beifallsrufe erstaunt waren, die sie den Ansichten zu Theil werden liessen, welche sie selbst nicht theilten.

Was blieb von dieser lebendigen, herrlichen Beredtsamkeit, die so lange Beherrscherin der Rednerbühne gewesen war? Ist die Flamme gänzlich aus den Blättern verschwunden, die die Reden, welche sie belebte, vereinigt haben; ist der Ausdruck daran schuld gewesen? Das Papier hat diese Beredtsamkeit abgekühlt, aber nicht verschwinden gemacht; unter der Asche fühlt man noch den heissen Strom. »Man findet noch in diesen Reden den Hauch des Gemüths, die sich verbergende Kunst, die Erregung, welche sie durchweht und noch das Echo der Stimme, die sie einst verkündet. Möge ein Gelehrter, ein Liebling der Beredtsamkeit diese Reden durchgehen, sie

lesen und nochmals lesen und er wird darin einen wunderbaren Redner sehen, fühlen, ja wohl fast hören. Entblösst von der Handlung, von der Begeisterung, der Haltung und dem Gesicht, die alle zusammen wirkten und schon von vornherein hinrissen, haben sie weder ihren vollständigen Glanz, noch ihre Lebendigkeit verloren. Diese umfassenden, oratorischen Formen sind noch von dem mächtigen Hauch durchweht, der sie einst in's Leben rief ¹⁾.« Ja, Feuer ist noch da, aber kein Leben, das ist die Vergänglichkeit der modernen, selbst der glänzendsten Beredtsamkeit; sie ist nur gesprochen worden, während die Alten sie schrieben, wenn sie ihr Weihe verleihen und ihr das unvergängliche Leben des Stils aufprägen wollten.

Zur selben Zeit, als Berryer als Redner glänzte, betrat auch *Guizot* die Rednerbühne, und zwar ebenfalls bei dem Streit über die Zuschrift der 221.

Guizot war kein geborener Redner. Schon an der Sorbonne fehlte seiner Rede die Leichtigkeit eines Villemain, das Feuer eines Cousin: aber er ist es geworden. Die Beredtsamkeit, welche *Guizot* seitdem auf der Rednerbühne entfaltet hat, ist die glänzendste Rechtfertigung des Wortes von Quintilian: »fiunt oratores.« »Was die Kammer anbetrifft, so befand sich Guizot inmitten der Parteien; als er die Macht zu vertheidigen, die Meinung zu überzeugen hatte, wurde sein Wort nach und nach verständlicher, bestimmter und mächtiger; es schien jeder Tag einen Fortschritt herbeizuführen. Als er im Jahre 1840 wirklich erster Minister geworden war, hatte er die ganze Last der öffentlichen Angelegenheiten zu tragen, musste zu Allem bereit sein, nach jeder Seite hin die Angriffe gefährlicher Gegner, wie des Berryer und Thiers, niederdrücken; man sah mit einem Erstaunen, das man Bewunderung nennen konnte, den Redner von Tag zu Tag bedeutender werden, täglich einen Vorzug, eine neue Eigenschaft sich aneignen und inmitten lebhafter Kämpfe fast bis zur Vollkommenheit gelangen.« So urtheilt E. Lermnier. Sainte-Beuve hat erklärt, dass Guizot nicht als Schriftsteller geboren wäre, er habe seinen Stil auf den Marmor der Beredtsamkeit veredelt, er hat seinen Ausdruck besser zugefeilt.

Ist er wirklich ein Redner geworden? Hat der politische Redner seine Hülle als Professor, die so feierlich, so lehrhaft war,

¹⁾ Moniteur universel, 8. Januar 1874.

hat er den Freund der Grundsätze und Gemeinplätze gänzlich abgestreift? Ich weiss es nicht, man kann jedoch sagen, dass er eher seine Beredtsamkeit erweitert als umgestaltet hätte. Er stellt seine Fragen auf, jedoch ist es der Gemeinplatz, der ihm oft zur Stütze dient, um Höhen zu erklimmen, zu denen er auch sein Auditorium mit fortreisst. Er ist durch Verallgemeinerung ein mächtiger Redner, manchmal auch durch lebendigen Ausdruck, doch fehlt es ihm häufig an Biagsamkeit und Begeisterung.

Thiers, der parlamentarische Nebenbuhler *Guizot's*, ist auch sein Gegner. Wie der Eine sich stets selbst gleicht, imposant und majestätisch ist, so bleibt der Andere immer geschmeidig, lebhaft und wallend. *Thiers*, der anfangs weniger beredt, nachher wirklicher Redner wurde, ist in seinen langen und verschiedenen parlamentarischen Stufen bedeutender geworden. Anfangs war er nur ein allen Zeitfragen, besonders den Finanzfragen, zugänglicher Mensch, und lange Zeit bestand sein Hauptverdienst darin, sie mit Sicherheit zu erfassen, mit Klarheit und Bestimmtheit zu behandeln. Seine grosse Beredtsamkeit zeigte sich erst an jenem Tage, da er, von der Oppositionspartei zurückgewiesen, seine Rede über die »Unverträglichkeiten« zu Gunsten dieses verderbnissbringenden Wortes hielt: »Sollen wir darauf beschränkt sein, nur ein Trugbild einer Repräsentativregierung zu haben, während andere die Verwirklichung besitzen? Ah, das hätte man uns 1830 sagen sollen!« Er sprach gegen die Zulassung; ich hörte ihn, muss jedoch gestehen, dass trotz der Beifallsrufe, die seine Rede in den Tribünen hervorrief, wenn ich mir ein Urtheil erlauben darf, ich nicht hingerissen wurde.

Das zweite Kaiserreich fand zuerst *Thiers* nicht bedeutender, als er unter dem Julikönigthum gewesen war, aber, noch frei von jedem persönlichen Ehrgeiz und von dem Patriotismus, vielleicht auch von dem Nachhall geleitet, hatte er eine politische Deutlichkeit, die seinem Worte ein Uebergewicht, einen Werth und eine Hoheit beilegte, die man bis dahin bei ihm vermisst hatte. Dennoch war er trotz dieser Vortheile noch nicht wirklich beredt; sein Hauptverdienst war stets seine erste Wissenschaft, die Kenntnisse des Budgets und der Finanzen.

Fortuna bewahrte ihm eine besondere Weihe. *Sainte-Beuve* hatte gesagt: »*Thiers* hat die vertrauliche Plauderei zur Beredtsamkeit emporgehoben;« nein, wenn *Sainte-Beuve* so sprach, war das

nicht ganz wahr: von Bordeaux und Versailles her ist es wahr geworden. Er war mehr als beredt; er sprach mit der Einfachheit, dem gesunden Verstand und der Unparteilichkeit eines Staatsmannes, eines hohen Bürgers, abgesehen vielleicht von einigem Missbrauch seiner Persönlichkeit. Es ist nicht übel, dass der Redner sich selbst in Scene setzt, das ist eines der mächtigsten Mittel, auf das Auditorium einzuwirken. Er darf aber nicht zu häufig damit kommen, denn dadurch hat Thiers in der letzten Zeit hier und da Schiffbruch gelitten.

Wenn man Guizot und Thiers mit einander vergleicht, so kann man sagen, dass Thiers sich verbesserte, indem er sich erneute, dass er mehr als Guizot auf das Interesse und die Leidenschaften des Augenblicks gab, wodurch er mehr auf die Gemüther einwirkte und mehr Erfolge auf der Tribüne erlangte; aber er hat die Zukunft seiner Beredtsamkeit zu früh verschleudert. Guizot wird weniger dabei verlieren, gelesen zu werden als er, weil er Sorge trug, sich zurückzuhalten, wie Demosthenes und Cicero es auch thaten, und weil er seine Reden mit moralischen und politischen Betrachtungen vermischte, die zwar dem Gemeinplatz ähnlich sind, doch auch die gründlichste Unterlage zur Beredtsamkeit bilden.

Wenn wir diese drei Redner, Thiers, Guizot und Berryer, neben einander stellen, können wir über Jeden ein letztes Urtheil fällen. Thiers hat sich erneut und vervollkommnet. Er, der zuerst geschickter, geschmeidiger und angenehmer Sprecher war, der erstaunlich gut die Finanzen verstand — eine Wissenschaft, in welcher Berryer ihm gleichkam — ist endlich Redner geworden; er ist durch die Einfachheit des Wortes zur Beredtsamkeit gelangt; er hatte hohen Sinn, Klarheit und manchmal Begeisterung. So gleicht er jenen englischen Staatsmännern, denen die Erhabenheit der Anschauungen etwas Höheres in der Beredtsamkeit verleiht.

Guizot fehlte die Gelegenheit, sich umzugestalten und gefügig zu machen. Seine Beredtsamkeit hat auf der Rednerbühne nicht »bleichen« können; es fehlte ihr dieses sanfte, scharfsichtige, zärtliche Etwas, das das Alter den Worten des Greises verleiht.

Was Berryer betrifft, so hatte er schliesslich jene Anmuth und Macht, die die Jahre dem Redner verleihen, aber man kann sagen, dass eigentlich seine Beredtsamkeit nicht ein bestimmtes Alter erreicht hat. Er blieb sich stets gleich, stand jedoch über Guizot und Thiers.

Von der politischen Beredtsamkeit bis zur gerichtlichen bildet Berryer einen natürlichen Uebergang; er war ebensowohl Herrscher im Gerichtssaal, wie auf der politischen Tribüne. Wir wollen nicht von den Triumphen reden, die er im Palaste davontrug und in welchen er, je nachdem die Verschiedenheit der Sachen und des Ortes es verlangte, seine bedeutenden Eigenschaften als geschickter Advokat entfaltete, der, wenn es noth that, sich auch begeistern konnte.

Nach Berryer kommt in natürlicher Reihenfolge *Hennequin*. Beide dem Königshause treu ergeben, waren sie aber auch Freunde der Freiheit, des Gesetzes, und glaubten dem Königthum zu dienen, selbst dadurch, dass sie im Gerichtssaal jenen strengen Massregeln widersprachen, die ihnen nicht recht oder nicht politisch erschienen. So that es Hennequin, ein bedeutender Advokat, der im Jahre 1817 in bürgerlichen Sachen einen Beweis von Kenntniss, Takt, einer bedeutenden Gradheit des Verstandes und einer mächtigen Logik gegeben hatte. So zeigte er sich während der Restauration, in den verschiedenen Sachen, die er vertrat, als Freund des Königthums und des Gesetzes.

Die Restauration war gestürzt. Hennequin, der in den Unglückstagen seinem Königshause treu blieb, schritt im Kampfe der Parteien weiter, ohne dabei seine Mässigkeit und edlen Sinn zu verlieren. Von Peyronnet wurde er aufgefordert, sein Vertheidiger in dem sonderbaren Prozess zu sein, den die Revolution von 1830 den letzten Ministern Karl's X. anhängig gemacht. Peyronnet vertheidigte sich zuerst selbst mit einer an Worten und Gedanken würdigen Weise, einer Kraft der Beweisführung (wir haben es gehört), die seinem Advokaten wenig zu sagen übrig liessen. Dennoch verstand Hennequin es, eine kräftige Vertheidigungsrede zu halten.

Die Vertheidigungsreden verdienen wohl als Musterstücke von Talent und Wohlanständigkeit zu gelten. Ein unterrichteter, geistvoller, redegewandter Advokat, entbehrte er etwas der Ausdauer, und so war der Anfang gewöhnlich besser, als der Schluss. »Hennequin,« sagt Cormenin, »ist manchmal in Wahrheit ein Redner, einer von jener Beredtsamkeit, die zum Herzen spricht, ein Redner, der Reichthum des Stoffs und Kenntnisse besitzt, besonders wenn er Stoffe behandelt, die sich auf die Gesetze beziehen.«

Wie Berryer und Hennequin, so besitzt auch *Dupin* zwei Arten der Beredtsamkeit, die politische und gerichtliche; er gehört der

Rednerbühne und dem Advokatenstuhl an. Fast bei Beginn seiner Laufbahn erscheint er bei dem Prozess über den Marschall Ney neben Berryer senior und in Lyon vertheidigt er den verstorbenen Marschall Brune. Besonders aber gefällt er sich und zeichnet er sich aus in den auf die Presse bezüglichen Prozessen. Er, der die Vertheidigung der Journale übernahm, wurde wegen dieser Fürsprache in das Abgeordnetenhaus gewählt. Ein geschickter Berichterstatter, der wohl beredt, aber kein Redner war, zeichnete er sich besonders in den Fragen aus, die sich auf die Gerichtsbarkeit bezogen.

Das war sein Element und eigentlich hat er auch nur bei Entwicklung einer gerichtlichen These Beredtsamkeit gezeigt. Zum Schluss jener Schilderung entlehne ich der so lebendigen und treuen Skizze, die der Präsident *Troplong* von dem ehemaligen Oberstaatsanwalt entworfen, einige Züge: »Wenn Dupin durch die Macht seines Talentes denen, durch die Art des Talentes Mächtigsten gleich kam, so war er ohne Gleichen und ohne Nebenbuhler. Das war z. B. nicht der majestätische Ernst, die ciceronische Breite, die einnehmende Eleganz der Vertheidigungsreden von Aguesseau. Es war der einfach gesunde Menschenverstand, der alle Freiheiten der Form ausnutzt, bald strenge und lehrhaft oder zutraulich, bald tadelnd oder scherzend, stets kurz gedrängt, voll Feuers, voller Klarheit, Natürlichkeit und Originalität. Da gab es ganz unerwartete Wendungen, glücklich getroffene, nicht gesuchte Ausdrücke, das Salz war die Würze seines Verstandes; er war Rechtsgelehrter aus Neigung, ehe er es durch Studium wurde, ein Gelegenheitsredner eher, als ein durch erlangte Vollkommenheit stets bereiter Redner; er war verwegen, ohne ein Neuerer zu sein, und klassisch, wenn auch eigenthümlich.« Ein lebendig gezeichnetes Bild, von auffallender Aehnlichkeit. Uebrigens hat Troplong es anderwärts bewiesen, dass er zu schreiben verstand. Sein Werk über den »Einfluss des Christenthums auf römisches Gesetz« (*l'Influence du christianisme sur la législation romaine*) ist ein schönes Denkmal seines Stils und seiner Beredtsamkeit. *Charles Giraud* gehört zu den gelehrten Rechtskundigen. Dazu muss man auch den Präsidenten *Gilardin* rechnen, den feinen, edlen Geist, der in seinem Werk über die »Philosophie der Geschichte« (*Philosophie de l'histoire*) den Beweis lieferte, dass er schreiben und denken konnte.

Chaix-d'Est-Ange hat keine Aehnlichkeit mit Dupin, höchstens darin, dass er noch sehr jung, zuerst in der Pairskammer, bei der Verschwörung vom 19. Aug. 1820 und dem Prozess der Sergeanten von La Rochelle im Jahre 1821 auftrat. Dieses mehr politische als gerichtliche Hervortreten lenkte die Augen auf ihn. Im Jahre 1829 vertheidigte er *Cauchois-Lemaire*, der wegen eines an den Herzog von Orléans gerichteten Schreibens verklagt war. *Cauchois* wurde verurtheilt.

Chaix-d'Est-Ange war da nicht auf dem eigentlich rechten Wege. Mit einem vielseitigen Talente, lebendigem Naturell und reicher Phantasie begabt, hatte er Dinge nöthig, die an das Rührende streiften und aus denen er ein Drama entwickeln konnte. So gewann er, als er in dem Prozess des Mörders *Benoît* die bürgerliche Partei vertrat, einen Triumph, der in den gerichtlichen Annalen höchst selten vorkommt: das Geständniss eines Schuldigen; und dasselbe geschah bei dem Prozess über den jungen *Donon Cadot*, der des Mordes angeklagt war. Seine bedeutenden, ansprechenden Eigenschaften als Advokat zeigten sich besonders in dem Prozesse gegen *La Roncière*, in welchem er gegen *Berryer* zu sprechen hatte und sich durch seine Gewandtheit und Kraft, sowie der unzähligen Beweise von Herz und Gemüth als würdig erwies, gegen einen solchen Kämpen zu Felde zu ziehen, der ihm nur mit grosser Mühe den Angeklagten entzog. Vielleicht hätte er gesiegt, wenn er statt für *La Roncière* für *Frl. Morell* gesprochen hätte, denn er kennt die Sprache der Thränen und seine Beredtsamkeit hat das Anziehende einer Frauenstimme und ergreifende Wehmuth; er überzeugt, wenn er auch nicht überführt.

Chaix-d'Est-Ange gehört zu der geringen Zahl der Advokaten, deren Reden gedruckt werden können. Seine, durch die Vorsorge eines Advokaten, durch *Rousse*, der auch ein Meister im Stil und guten Reden war, gesammelten und der Oeffentlichkeit übergebenen Reden werden mit Interesse gelesen.

Wir schliessen diese kurze Skizze politischer und gerichtlicher Beredtsamkeit mit der Schilderung eines Mannes, der, obgleich er in einiger Beziehung mit Dupin Aehnlichkeit hat, dennoch seine besonderen Eigenschaften und eine kraftvolle, nicht fremd klingende Beredtsamkeit besitzt. *Dufaure* hat das Glück gehabt, noch zeitig genug gekommen zu sein, um die bedeutenden Redner und Advokaten

katen kennen zu lernen und hat lange genug gelebt, sie zu überleben und sich durch dauernde, täglich glänzendere Erfolge hoch, wenn auch nicht zum höchsten Rang der Tribüne und des Advokatenstandes, zu erheben.

Er war lange Zeit bedeutender Advokat, das Jahr 1870 machte ihn zum Redner. Es war jedoch nicht sein erstes Auftreten in der Politik. Als er während der Revolution von 1848 Minister war, hatte ihn der 2. Dezbr. wieder zum Advokaten ernannt. Er erschien im Jahre 1870 wieder in der Nationalversammlung und entfaltete auf der Tribüne hohe Eigenschaften eines Redners und wusste überall, wie im Justizpalast, seine Stoffe zu wählen. Ein gescheidter, bestimmter und logischer Kopf, dem vielseitige und mannigfache Mittel zu Gebote standen, verbindet er mit der Macht der Beweisführung das Fesselnde der Ironie und mitunter trägt eine gewisse Freimüthigkeit der Sprache und danubische Rauheit zur Ueberzeugung bei, denn er hat diese oratorischen Sitten auf seiner Seite, welche eine Versammlung für einen Redner so günstig stimmen, wenn er ausser dem Redner auch ein guter Mensch ist.

Die leidenschaftlich angegriffene Restauration blieb nicht ohne Vertheidiger und der Gerichtshof fand im Parquet Redner. Bei diesen Vertheidigern der Gerechtigkeit steht ein Mann, den man fürchterlich gemacht hat, den man gern lächerlich gemacht hätte und der dennoch ehrenhaft und beredt blieb. Es ist *Bellart*.

Neben Bellart, der an der Spitze zu stehen würdig genug ist, nennen wir einige Staatsanwälte, die damals von den Parteien verleumdet wurden und auf eine oratorische Wiedereinsetzung Anspruch machen können: *Marchangy*, der in den Roman sich verirrt, aber ein beredtes Wort, eine bestimmte Beweisführung bewahrte und ein unerbittlicher, leidenschaftlicher Logiker war; *Vatimesnil*, ein kräftiges Talent, eine glühende, edle Seele, die der Richterstand der Universität überwies, welche ihn nicht vergessen hat.

Zu diesen Namen fügen wir noch andere, den anderen Organen der Staatsanwaltschaft angehörend und den Ruhm ihrer Volksthümlichkeit theilend, zu: *Jacquinet-Pampelune*, der zuerst tüchtiger Advokat, später Oberstaatsanwalt war und seiner Pflicht und seinen Ueberzeugungen treu blieb.

Widmen wir auch *Vaufreland* und *Bérard des Glajeux* ein Andenken, die mit Talent und Muth die gefährliche und damals

mehr denn je undankbare Rolle der Staatsanwaltschaft aufrecht erhielten.

Es wird hier wohl am Platze sein, die Skizze über politische und gerichtliche Beredtsamkeit zu beschliessen, indem man etwas über die Verfasser der Geschichte dieser Stoffe sagt, nämlich über *Cormenin*, *O. Pinard* und *Duvergier de Hauranne*.

Cormenin hat mit lebendigem und farbenreichem Stift die Bilder der politischen Redner entworfen. Zu loben ist die Farbenpracht seines Stiftes, nicht aber immer die Wahrhaftigkeit des Bildes, denn manchmal macht er nach demselben Muster zwei verschiedene Bilder und das nimmt den »Studien über Parlamentsredner« (*Études sur les orateurs parlementaires*) viel von ihrem Werth. O. Pinard hat in seiner »Geschichte der Pariser Advokatur« (*Histoire du barreau de Paris*) Erhabenheit und Wahrheit zugleich zu treffen verstanden, und das Lob steht in richtigem Verhältniss zu der Gerechtigkeit der Beobachtung. Duvergier de Hauranne hat mit einer Mässigung, einer Parteilosigkeit, welche die Lebhaftigkeit seiner ehemaligen politischen Ansichten nicht erwarten liess, die »Geschichte der parlamentarischen Verwaltung in Frankreich« (*Histoire du gouvernement parlementaire en France*) geschrieben, der eine vorzügliche Einleitung vorangeht.

III.

Kanzelberedtsamkeit: Der Abt Frayssinous, — Pater Ravignan, — Pater Lacordaire, — Dupanloup.

Die religiöse Beredtsamkeit wurde zu Anfang des Kaiserreiches mehr gepflegt, als die politische; sie konnte das Wort ergreifen. Aber man liess es ihr nicht lange. Der Abt *Frayssinous* hatte gegen das Jahr 1801 in der Karmeliterkirche vernünftige Unterweisungen in der Glaubenslehre gegeben. Da die Auslegung der Wahrheiten des Christenthums einen grossen Erfolg hatte, so wandte er die Vortragsform darauf an. Das war der Anfang der »Conferenzen« (*Conférences*), die, in St. Sulpicius abgehalten, seinen Ruhm begründeten. Die Schuljugend und die besseren Pariser Bürger drängten sich in die Kirche, um ihn zu hören, die zu klein war, sie alle zu fassen. Der Erfolg dieser christlichen Unterweisungen wurde täglich bedeutender, als die Zwistigkeiten zwischen Pius VII. und Napoleon ausbrachen, und Letzterer verbot im Jahre 1809 die Conferenzen, welche im Jahre 1803 begonnen hatten. Im Oktober 1814 nahm Frayssinous sie wieder auf: die hunderttägige Regierungszeit unterbrach sie auf's Neue. Im Februar 1816 betrat der Abt Frayssinous wieder die Kanzel. »Ein Redner, der Abt Frayssinous, scheint von der Vorsehung bestimmt zu sein, die Ungläubigkeit zu vernichten«, sagte der Abt Lamennais in der Einleitung eines Artikels des *Conservateur*, um unzweifelhaft einigermaßen der Höflichkeit des Frayssinous zu entsprechen, der bei einer seiner Reden seine Zuhörer aufgefordert hatte, den ersten Band des »Essays über die Gleichgültigkeit in religiösen Dingen« (*Essai sur l'indifférence en matière religieuse*) zu lesen. Diese, zu zwei verschiedenen Zeiten

gehaltenen Reden hatten gleichen Erfolg aber verschiedenen Charakter. Als Frayssinous zum ersten Mal in St. Sulpice sprach, war in den Gemüthern eine aufrichtige Rückkehr zur Religion bemerkbar, eine Rückkehr, davon der »Geist des Christenthums« mehr eine Folge, als die Ursache war, und die zu ihm hinleitete. Frayssinous benutzte den Erfolg Chateaubriand's und die wahre Stimmung der Seelen; so war es bei der Wiederaufnahme der Reden nicht mehr ganz. Ich sage nicht, dass das Gefühl, welches die höheren Stände und die Schuljugend nach St. Sulpicius zurückführte, nicht ein uneigennütziges gewesen wäre; allein es schien nicht mehr so. Die Politik verband sich anscheinend mit der Religion und umhüllte sich damit. Wie es aber auch sei, der Redner blieb derselbe; sein überzeugendes Wort entzückte die Gemüther, rührte die Herzen auf's Neue. Durch hohe Pflichten zu der christlichen Predigt fortgerissen, erschien der Abt Frayssinous in der Kirche von St. Denis und sprach hier die Grabrede für Ludwig XVIII. Jedem ist noch der Augenblick gegenwärtig, in welchem der Redner ausrief, indem er auf den so traurigen durch die Revolution so gänzlich vernichteten wirthschaftlichen Zustand Frankreichs, das nach Aussen durch grosse Waffenthaten glänzte, hindeutete: »So war für unser unglückliches Vaterland überall Ruhm, aber nirgends Glück.«

Im Jahre 1825 veröffentlichte der Abt Frayssinous auf die Bitte Ludwig's XVIII. seine Vorträge, unter dem Titel »Vertheidigung des Christenthums« (*Défense du christianisme*). Es ist auch eine Vertheidigungsschrift, wie der »Geist des Christenthums«, doch ganz verschieden von ihm. Chateaubriand wandte sich besonders der Phantasie, Frayssinous dem Verstande zu. Ein mächtiger Logiker, bekämpft er Mann gegen Mann die anti-religiösen Lehren des 18. Jahrhunderts und sucht nur in der Vernunft die Beweisgründe, damit er sie bekämpft. Er gebietet nichts und er legt keine Gesetze auf. Durch eine geschickt verschlungene Kette von Beweisen, durch kräftige, aber natürliche Schlüsse, gewinnt Frayssinous unmerklich seine Zuhörer für seine Ansicht. Die ernste und klare Behauptung des Redners, die Aufrichtigkeit seines Wortes, die Weihe auf seinen Lippen, seine ganze oratorische Haltung wurde durch seine Kenntnisse und christliche Mässigung vollendet, die sein Wort im Anfang so schön begleitet hatten.

Der Abt Frayssinous, der von Pius VII. zum Bischof von Her-

mopolis ernannt worden war, begann sein bischöfliches Amt damit, dass er einen jungen Mann zum Geistlichen weihte, der, ein neuer h. Ambrosius, von dem Richterstand zur Kirche, von der Advokatur zur christlichen Kanzel überging, es war *Ravignan*. Von Quélen aufgefordert, die Kanzel der Notre-Dame zu betreten, verpflanzte Ravignan einige Gewohnheiten des Advokatenstandes dahin. Sein Plan ward mit Klarheit und Bestimmtheit entworfen und beibehalten; seine Beweisgründe waren kurz, seine Schlussfolgerungen mächtig. Gesammelt und ruhig, trug er in seinen scharfen Zügen von seltener Schönheit die Spuren beständigen, tiefen Denkens. Schon sein Antlitz machte Eindruck auf das Publikum. Das zuerst logische, mehr klare und deutliche, als beredte Wort belebte sich nach und nach bis zu hinreissender Erregung. In diesem Zustande erinnerte es dann wohl manchmal an den ehemaligen Staatsanwalt; jedoch erlangte der christliche Prediger bald wieder das Uebergewicht, und die herzlich fromme Weise, in der er sprach, liess in den Gemüthern nicht die Spuren, sondern die Neigung zur Wehmuth zurück, darin Hieronymus und Augustinus den Sieg des christlichen Wortes erblickten.

Von dieser Beredtsamkeit bleibt uns nichts. Sollte sie der Probe des Ausdrucks Stand gehalten haben? Man kann es in Zweifel ziehen. Wie dem auch sei, ein Andenken muss man ihm bewahren, wie viel andere Redner haben eine andere Unsterblichkeit!

Als Ravignan von der Kanzel in Notre-Dame Abschied nahm, bestimmte der Bischof von Paris, dem man deswegen etwas Gewalt hatte anthun müssen, an seiner Statt einen Prediger, welcher schon in der Provinz Beweise von seiner Tüchtigkeit gegeben hatte. Es ist *Lacordaire*.

Lacordaire kam auch von der Advokatur. Zuerst Student der Rechte in Dijon, dann am königlichen Hof zu Paris angehender Advokat, verzichtete er im Mai 1823 auf die Prozessangelegenheiten und fing mit gleichem Erfolg an zu vertheidigen, als er von unwiderstehlichem Drang hingerissen, in St. Sulpice als Student der Theologie eintrat; er selbst hat diesen Wechsel erklärt. »Mit 25 Jahren,« sagte er, »will ein edles Gemüth nur sein Leben dahin geben; es fordert von Himmel und Erde nur eine grossartige Gelegenheit, durch edle Hingabe dienstfertig zu sein; Liebe ist mit Kraft verbunden unermesslich gross.« Im Jahre 1827 wurde er zum Priester geweiht; zuerst Mitglied der Redaktion des »Avenir« und an den

Kämpfen betheiligt, welche dieses Blatt mit dem römischen Hof führte, unterwarf sich Lacordaire dem päpstlichen Ausspruch, der die Veröffentlichung der Zeitung untersagte, und schied von Lamennais, von welchem er in seiner Streitsache so viel gehalten hatte.

Er suchte noch eine Bahn, als er im Jahre 1824 im College Stanislaus Vorträge hielt. Der Erfolg, den sie hier erlangten, bestimmte die Wahl durch Quelen, den Erzbischof von Paris, der ihm im folgenden Jahre die Kanzel in Notre-Dame zugänglich machte. Diese Vorträge waren besonders für die Männer bestimmt, wie auch die Ravignan's es gewesen waren, und entfalteten eine neue Beredtsamkeit, die er selbst zu charakterisiren versucht hat. »Die Kirche,« sagte er, »ruft in den Zeiten der Unruhe und Verwirrung ein Wort zu Hülfe, das sich in bestimmten Charakterzügen schwer bezeichnen lässt, wegen der Mannigfaltigkeit der Irrthümer, die es zu bekämpfen und der Verschiedenheit der Seelen, die es zu überzeugen hat; doch könnte man es die äussere oder apostolische Predigt nennen. Die ehemalige Schlange des Irrthums wechselt bei der Sonne eines jeden Jahrhunderts die Farbe; so muss, da die Sittenpredigt nicht so mannigfach ist wie der Stil, die Predigt des Unterrichts und der Controverse, die eben so häufig ist, wie Unwissenheit und so unzerstörbar, wie der Irrthum, ihren mächtigen Wankelmuth nachahmen und sie mit stets erneuten Waffen den unabänderlichen Armen der Wahrheit entgegen treiben.« Diese Beredtsamkeit wird inmitten der in ihr gebotenen Mannigfaltigkeit doch einen Hauptcharakter behalten, sie wird stets historisch sein.

Nach zwei erfolgreichen Jahren auf der Kanzel der Notre-Damekirche reiste Lacordaire nach Rom; er kam als Dominikaner und Vorsteher des wiedererstandenen Ordens. In seinem neuen Kleide predigte er zuerst in Metz und rief grosse Begeisterung unter der militärischen Jugend hervor. Metz war auch ein herrlicher Aufenthalt für den jungen Bossuet gewesen. Vielleicht trug auch die Neugier etwas zu Lacordaire's Erfolg bei; das weisse Kleid des Dominikaners war etwas Neues und schien überall die Kühnheiten des neuen Predigers einzuflössen und zu entschuldigen. Lyon, Grenoble und Nancy hörten und bewunderten ihn in gleicher Weise.

Lacordaire, der sich nach der Revolution von 1848 einen Augenblick in die konstituierende Versammlung und dann in die Akademie verirrt hatte, nahm seine Vorträge in Notre-Dame wieder auf, wo

er sich in der Busspredigt versuchte; später predigte er in der kleinen Kirche der Karmeliter zu Paris.

»Gott hat uns diese Pflicht auferlegt,« sagte er eines Tages, »dadurch, dass er gestattete, dass wir lange genug in Vergessenheit seiner Liebe lebten, auf denselben Wegen dahingetragen, die wir einstens in entgegengesetzter Weise zurückzulegen bestimmt sind, so dass wir zum Sprechen, wie wir es bisher gethan, nur etwas Gedächtniss und Gehör haben und uns entfernt halten müssen von einem Jahrhundert, von dem wir alles geliebt haben.« Das war allerdings das, wodurch er die Jugend und die Männer jeden Alters und Standes für sich einnahm, die sich um seine Kanzel drängten. Seine neue Art zu reden und etwas Romantik erhöhten seine Macht, die Verwegenheit seines Wortes die Begeisterung. Auch trugen seine, wenn auch nicht socialen, so doch freichristlichen Lehren gleicher Weise dazu bei. Was den Grund seiner Predigt, den historischen Grund betrifft, »so ist der Beweis,« sagt Sainte-Beuve und liest kaltblütig seine Vorträge über die Kirche und ihre Einrichtung, über ihre Unfehlbarkeit etc., »manchmal schwach, die Logik manchmal lückenhaft. Lacordaire überspringt lieber Zwischenräume, als dass er sie ausfüllt. Oft spielt der Redner mit den Worten; er schafft sich Definitionen und schliesst daraus, was gerade zu beweisen war; er begnügt sich mit malerischen Vergleichen und scharfen Abstraktionen. Er bildet sich eine Geschichte aus dem Anblick der Länder, aus dem Fluge der Vögel, wie das Auge der Vorsehung es thun würde. Seine allzu starke Phantasie bringt Thatsachen einander näher, die sehr verschieden sind, die tausend Umstände trennen und unterscheiden. Das sind seine Mängel; was thut das jedoch dem Redner, der da glaubt, wenn vermittelt dieses Verfahrens sein Auditorium ihn besser versteht und ihm mehr Beifall zollt, wenn er selbst fühlt, dass sein Wort Anklang findet und zündet?«

Es zündete wirklich und tief; Lacordaire besass die Bewegung, die Handlung und Begeisterung eines Redners. Was beim Lesen wirklich hart und gezwungen erscheint, hörte sich in der Rede lebendig, hinreissend an, entwickelte sich fließend und schlang sich lebhaft ineinander.

Dupanloup hatte, obgleich er in Paris mit Erfolg predigte, doch nicht gleichen Rednerruf wie Frayssinous, Ravignan und Lacordaire,

jedoch hat er sich in allerhand Reden versucht und sich ausgezeichnet. Als er sich als Professor der Beredtsamkeit der Sorbonne widmete, sah er die Zuhörer schaarenweise sich zuströmen und er fesselte sie durch ein lebendiges, glänzendes Wort, durch rührende Bewegungen, eine manchmal übertrieben oratorische Handlung und Verwegenheiten, die, wenn sie auch manchmal von dem Auditorium missbilligt wurden, ihm doch nicht schlecht gefielen. Als Bischof von Orleans hielt er bei Gelegenheit des zu Orleans errichteten Standbildes der Jeanne d'Arc eine berühmte Lobrede. Als Abgeordneter hat er es verstanden, durch die Fragen, welche die Erziehung und Religion betreffen, zu fesseln und manchmal durch Erhabenheit des Gefühls zu triumphiren. Sein Eifer als Bischof, sein Patriotismus als guter Altbürger und sein Eifer dringen überall hin, wo ein Recht zu vertheidigen ist. Ehe er auf der Rednerbühne für das Papstthum stritt, hatte er schon für dasselbe mit der Feder gekämpft, man weiss, mit welchem Eifer er die »Zeitliche Souveränität des Papstes« (*Souveraineté temporelle du Pape*) vertheidigt hat. Als geschickter Polemiker führt er ein klares Wort, besitzt er eine gewandte, scharfe Wendung und ist stets schlagfertig; mit dem Eifer des Glaubens besitzt er das Feuer eines Literaten.

Aber Dupanloup ist nicht nur ein bedeutender Redner, sondern auch ein hervorragender Schriftsteller, ein Freund edler, gediegener Studien. Als Nachfolger von Tissot an der französischen Akademie, hat er bei seiner Empfangsrede eine beredte Lobrede über die Literatur gehalten und in seinem Buche über »Erziehung« (*Éducation*) und in seinen »Briefen über besondere Erziehung« (*Lettres sur l'Éducation particulière*) bedeutenden Verstand, praktisch hervorragende Weisheit bewiesen und ausgezeichnete Rathschläge gegeben.

Wenn man die christliche Beredtsamkeit im 19. Jahrhundert im Ganzen betrachtet, so sieht man, dass sie, ohne sich zur Höhe des 17. Jahrhunderts aufzuschwingen, dennoch höher steht, als die des achtzehnten: sie predigt mehr allgemein und nähert sich mehr der hl. Schrift und den Kirchenvätern. Die Beobachtungen, welche sie entwickelt, sind mehr christlich und nicht moralisch, wie bei dem Abte Poulle und Boismont.

IV.

Die vier Epochen mit einander verglichen. — Ueberblick über die französische Literatur des 19. Jahrhunderts und Charakteristik derselben.

In der Literatur des ersten Kaiserreiches macht man einen Unterschied zwischen dem, was nicht von ihm stammt und dem, was ihm angehört; ebenso zwischen der neuen, durch Chateaubriand und Frau von Staël repräsentirten Schule und der Schule der Tradition, die weniger glänzend als die erste, aber ehrenhafter und bedeutender ist, als man gewöhnlich liest. Wenn jedoch ausser diesen grossen Namen, die auf uns gekommen sind, das Kaiserreich keine besonderen Grössen aufzuweisen hat, kann man ihm deswegen einen Vorwurf daraus machen? . . . Gewiss nicht. Das Kaiserreich hat sein Möglichstes gethan, Talente hervorzubringen, es hat weder Ehrenbezeugungen, noch Belohnungen gespart. Wenn es ihm nicht gelungen ist, so kommt das daher, dass der Genius sich nicht zwingen lässt.

Die Restauration war glücklicher; zu dieser Zeit erstehen die Schriftsteller und drängen sich in Menge hervor; es sind beredte Verfechter der Vergangenheit oder edle Freunde neuer Einrichtungen, Redner und Dichter, ermuthigt durch einen Fürsten, der ein Mann von Geist und Geschmack war und dessen Name, wie Villemain sich so treffend ausdrückte, in der Nachwelt noch bedeutender wird. So ist die Restauration eine grosse literarische Epoche gewesen, durch den wohlgemeinten Schutz eines Monarchen und seiner aufgeklärten Sympathien, durch den fruchtbringenden Einfluss der Freiheit, die

unter dem Kaiserreich fehlte und durch das allgemeine Wohlergehen. In Bezug darauf wenigstens ist die Wiedereinsetzung vollkommen gewesen. »Alles, was uns seit einem Jahrhundert aufgeklärt, geleitet und entzückt hat, gehört der Restauration an. Alles, was jetzt noch von Lebhaftem und Erhabenem besteht, kommt von der Restauration. Wenn ich so spreche, so versuche ich nur, das Gefühl zu beschreiben, das ich aus den Erinnerungen aus meiner Jugend davon behalten habe ¹⁾.« Ein Anderer sagt: »Ich schaue mit geheimer Rührung auf jene Jahre der poetischen Wiedergeburt zurück, die die Ehre der Restauration und sozusagen der Frühling des Jahrhunderts waren. Trotz so vieler fehlgeschlagener Versprechungen, trotz so mancher getäuschten Hoffnungen und Träumen fand ich in meiner Erinnerung doch das liebliche Bild der neu erstandenen Literatur; ich sah in heller Morgenklarheit den ganzen Zug der Zauberer und Meister unserer Jugendzeit. Das sind schöne Jahre gewesen, die das Jahrhundert seitdem nicht wieder erlebt und auch nie wieder erleben wird! Viele von denen, welche dieser Zeit angehört haben, bewahren bis zum Lebensabend einen lichtvollen Punkt, noch etwas von dem Sonnenuntergang einer unvergleichlichen Glanzzeit ²⁾.« Ein junger Schriftsteller, von diesen Worten erregt, ruft aus: »Es findet Anklang in der Akademie, wenn man von der Restauration spricht. Es findet auch Anklang bei dem Publikum, denn die Restauration ist trotz ihrer Irrungen und Fehler eine schöne Zeit der Freiheit gewesen. Du Zeitalter des Vertrauens und der Hoffnung! Die Jugend war jünger als heute! Die Herzen stolz und edel; das Leben hatte ein Ziel und man glaubte von dem Erreichen desselben sich nicht fern. Warum hat man es in so trauriger Weise verfehlt? Mögen unsere Grossväter gegen uns nachsichtig sein; sie sind es uns wohl schuldig ³⁾.«

Das Julikönigthum bietet solchen Glanz, solch literarischen Reichthum nicht, dennoch mangelte ihm nicht der Ruhm. Die Literatur lebte sozusagen auf und belebte sich durch die Bewegung, die von der Restauration herstammte. Die Meister weihten sich öffentlichen Angelegenheiten, wurden jedoch von ihnen würdigen

¹⁾ X. Marmier, Antwort an den Herrn Viel-Castel.

²⁾ Jules Sandeau, Antwort an Loménie.

³⁾ Francis Charnes, Débats, 27. Nov. 1873.

Schülern ersetzt. Uebrigens war das Julikönigthum, wenn es auch ein Bürgerkönigthum war, doch der Literatur günstig gesinnt.

Das zweite Kaiserreich kann sich mit keiner eigenen Leistung brüsten; abgesehen von dem glänzenden Gewinn, den es von der Restauration behielt, gehört das, was unter ihm aufgeblüht war, ihm eigentlich nicht an. Es neigte sich mehr zur Wissenschaft als zur Literatur. Indessen blieb diese letztere doch nicht unthätig; wenn sie auch keine grossen Namen aufzuweisen hat, so bietet sie doch in Philosophie, in Geschichte und besonders in Kritik, wie wir sahen, bedeutende Arbeiten; und diese Zeit kann besonders Sainte-Beuve für sich in Anspruch nehmen.

Das ist der Antheil jeder Epoche in dem allgemeinen Werk; was ist aber dieses Werk gewesen? Um sich davon Rechenschaft zu geben, ist es an der Zeit, einen Rückblick auf das zu werfen, was das 19. Jahrhundert von dem vorangegangenen Jahrhundert erhalten hat.

Das 18. Jahrhundert hatte uns in der Philosophie, wie wir berichtet, die Empfindung überliefert; in der Politik den »gesellschaftlichen Vertrag« (*Contrat social*); in der Geschichte den Geist des Systems und des Vorurtheils; in der Kritik eine übermässige Treue gegen die klassische Tradition oder unglückliche Betrachtungen über das »Schöne« (*le beau*).

Das 19. Jahrhundert hat auf diese verschiedenen Tendenzen zurückgewirkt. In der Philosophie hat es Condillac und besonders seine Jünger verworfen. Es ist von der Ideologie auf den Spiritualismus zurückgekommen, in der Politik von dem »gesellschaftlichen Vertrag« auf den »Geist der Gesetze«, von 1793 auf 1789.

In der Geschichte hat es die Irrthümer Mably's und die Vorurtheile Gibbon's gegen das Christenthum beseitigt und auf diesem so gesäuberten und vorbereiteten Boden hat es unvergängliche Denkmäler errichtet.

In der Kritik ist es nicht weniger neu und glücklich gewesen. Da ist Cousin, der die platonische Theorie über das »Schöne« von Grund aus wieder aufnahm und sie von fremden Elementen reinigte, die Diderot und seine Schüler hineingesäet hatten, und dem Schönen seine ursprüngliche Reinheit und Hoheit zurückgab. Villemain hat aus der Literaturgeschichte eine neue Geschichte gemacht, in welcher der Geist eines Volkes aus Sitten und Einrichtungen erklärt ist.

So war »die philosophische, vernünftige und gelehrte Geschichte; die literarische Kritik in allen Gestaltungen und sogar unter denjenigen, welche die Originalität vorgaben und die Schöpfung vereitelten, dies unparteiische und fast leidenschaftliche Verständniss für vorangegangene Jahrhunderte, eine ausgedehnte und sympathische Neigung zu allem Edlen, zu jeder schönen, fremden, zeitgenössischen Form,« so war in unserem Jahrhundert der Character der Prosawerke.

Der Poesie steht er nicht nach. Unzweifelhaft ist die Romantik nicht allen Versprechungen treu geblieben und schon nach 10 Jahren gab Sainte-Beuve jede Hoffnung auf ihre Erfüllung auf; aber nichts desto weniger ist sie eine Wiedergeburt, ein Entfalten an Frische und Glanz. Wenn sie in der dramatischen Reform Schiffbruch gelitten hat, so hat sie andererseits eine lyrische Poesie geschaffen, die sie überleben wird; neben und — wenn ich so sagen darf — über Victor Hugo, steht Lamartine, »eines Morgens erschienen, und man wusste nicht woher,« sagte Sainte-Beuve; und als Krone dieser doppelt glänzenden Blüthe der Poesie und Prosa, oder besser noch, als ihre heimlich mächtige Kraft, entfaltete sich die politische Beredtsamkeit mit einem Glanz und einer Mannigfaltigkeit und Grossartigkeit, die unvergleichlich sind.

Nicht allein Poesie und Prosa strahlten in neuem lebendigem Licht, auch die Sprache selbst hatte sich wunderbar entwickelt. Wir haben gesehen, welches die neuen Quellen der Poesie und ihre herrlichen Leistungen waren; in der Prosa ist sie nicht minder kühn und glücklich; V. Hugo und Lamartine haben sie geschmeidig gemacht, sie erweitert, ohne sie zu zerbrechen oder zu verderben. Noch andere Ursachen trugen zu ihrer Neuerung bei: »Die neuen Sitten, die häufigeren Beziehungen zu fremden Völkern, sei es durch lange und zahlreiche Kriege, sei es durch die schnellen und häufigen Reisen; die ausserordentliche Entwicklung der Wissenschaft und Industrie haben einen Reichthum an Wendungen und eine Menge von Wörtern eingeführt, die man bis dahin nicht gekannt hat« ¹⁾. Sie hat sich in aller Ruhe von der klassischen Tradition freigemacht und nur den guten Geschmack und die Einfachheit behalten. Doch ist diese

¹⁾ Geschichtlicher Abriss der französischen Sprache und Literatur von Auguste Noël.

Neuerung nicht ohne einige Gefahr vor sich gegangen; wo die Meister Kraft, Farbe und Anmuth anbrachten, kamen die Schüler mit Uebertreibung, mit falschem Schimmer und Verweichlichung. Auch hat die Presse viel dazu beigetragen, sie zu entstellen; sie ist nicht frei vom Haschen nach neuen Wörtern und manchmal sogar von Fehlern wider die Reinheit der Sprache; sie hat ein besonderes Wörterbuch, das selten mit dem der Akademie übereinstimmt. Wie dem auch sei, in der Sprache fand eine glückliche, fruchtbringende Neuerung statt.

Das ist die französische Literatur im 19. Jahrhundert. Indessen hat diese glänzende Münze wohl ihre Rückseite. Die Philosophie ist nicht immer auf der reinen Höhe geblieben, zu der sie aufgestiegen war; von dem Spiritualismus ist sie manchmal in der letzten Zeit zum Pantheismus hinabgestiegen.

Auch die Geschichte hat ihre ursprüngliche Unparteilichkeit verloren. Zuerst überall so erhaben, ist sie manchmal eine Schmähschrift, eine Anklage, eine Parteiwaffe geworden.

Der Roman hat mehr die Gesellschaft verdorben, als sie schildert.

Die Kritik ist unmerklich in die Physiologie übergegangen.

Die Poesie sogar hat, da sie zu sehr mit der Form beschäftigt war, dieser den Gedanken geopfert. Sie ist alexandrinisch und heidnisch geworden; sie hat sich zur Erde geneigt, statt sich zum Himmel aufzuschwingen. Sie hat ihre Schwingen mit den trügerischen und vergänglichen Farben des Pantheismus geschmückt.

Das sind unzweifelhaft bedauerliche Ansichten, welche jedoch der Grossartigkeit so vieler neuer und dauernder Denkmäler, welche die Literatur des 19. Jahrhunderts der Poesie, der Philosophie und Geschichte, der Kritik und der Beredtsamkeit errichtet hat, die eine denkwürdige Epoche dieses Jahrhunderts in den Annalen des menschlichen Geistes bilden werden, keinen Eintrag thun. Das Jahrhundert, welches in den Werken der Phantasie Chateaubriand und Frau v. Staël, in der Poesie Delille, Lamartine, V. Hugo, Alfred de Vigny und Alfred de Musset; in der Philosophie Royer-Collard, Maine de Biran, Laromiguière, Cousin und Jouffroy und neben ihnen, wenn auch in anderer Art, Bonald, de Maistre, Ballanche, Lamennais und Joubert, in der Geschichte Thiers und Guizot, Augustin Thierry und Michelet, in dem Roman Balsac und G. Sand; in der Kritik Ville-

Register.

Die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.

- | | |
|-----------------------------------|------------------------------|
| About 155. | Berryer 294. |
| Albert, Paul 233. | Berville 279. |
| Alembert, d' 3, 286. | Blanc, Louis 205. |
| Alexandre 241, 255. | Blanchet, F. 242. |
| Ampère 157, 210, 223, 257. | Boileau 21. |
| André 12. | Boisjolin 67. |
| Andrieux 52. | Boissier 255. |
| Arnault 48. | Boissonnade 41. |
| Auger 42. | Bonald 69. |
| Augier 263. | Bonjour, Casimir 116. |
| Autran 268. | Bonnet, Charles 2. |
| Azaïs 28. | Bornier 279. |
|
 | Bossuet 5. |
| Ballanche 24, 74. | Brizeux 264, 267. |
| Balsac 149. | Broglie 213. |
| Banville, Theodore de 269. | Bruyère, La 3. |
| Baour-Lormian 49, 66, 67. | Buffon, 11, 14, 281. |
| Barante 91, 159. | Bury, Blaze de 208. |
| Barbier 264. |
 |
| Bausset 36. | Campenon 63. |
| Bautain 128, 189, 193. | Caro 188, 241. |
| Bellart 301. | Carrel 145. |
| Béranger 119. | Castel 62. |
| Berchoux 64. | Cazalis 290. |
| Bernard 150. | Chaix-d'Est-Ange 300. |
| Bétholand 258. | Champfort 275. |
| Beulé 208. | Champagny 208. |

- Chasles, Philarète 240.
 Chateaubriand 15, 18, 23, 93, 101, 105,
 140, 146, 180.
 Chénedollé 65.
 Chénier 47, 49, 50, 64, 285.
 Colnet 64.
 Comte, August 192.
 Condillac 2, 12, 13.
 Condorcet 10.
 Constant, Benjamin 102, 159.
 Coppé, F. 271.
 Cormenin 302.
 Coulanges, Fustel de 255.
 Cousin 15, 29, 31, 76, 89, 131, 182,
 241, 242.
 Courier, P.-L. 107.
 Crouslé 241.
 Cuvier, Georges 44, 286.

 Damiron 126.
 Dareste 201.
 Daru 67, 99.
 Daunou 95, 223.
 Delatour, Antoine 238.
 Delavigne, Casimir 118, 170.
 Delavigne, Germond 238.
 Delille 60.
 Delorme 165.
 Demogeot 233.
 Demoulin, Bordas 279.
 Descartes 1.
 Deschamps 164.
 Despaze 53.
 Diderot 3, 12, 14, 93.
 Domat 5.
 Doucet, Camille 263, 283.
 Drouet 271.
 Droz 134.
 Dubois 15, 62, 160.
 Dubos 13.
 Ducamp, Maxime 269.
 Ducis 50.
 Dufaure 300.
 Dumas 150, 163.
 Dupanloup 307.
 Dupin 298.

 Dussault 46.
 Duval 57.

 Egger 252.
 Églantine, Fabre d' 51.
 Empis 116.
 Esménard 60, 67.
 Etienne 57.

 Fabre, Victorin 276.
 Falloux 195, 280, 283.
 Fauger, Prosper 279.
 Fauriel 224.
 Fayette, Calemard de la 269.
 Féletz 15, 40.
 Ferrand 36.
 Feugère, Léon 227.
 Feuillet 151.
 Fezensac 99.
 Fillon 204.
 Fleury, Cuvillier 15, 248.
 Flourens 286.
 Fontanes 24, 61, 76.
 Fourier 191.
 Fournier 44.
 Foy 281.
 Francisque 257.
 Frayssinous 303.

 Gaillard, Théodore 258.
 Gandar 254.
 Garat 276.
 Garnier, Adolphe 130.
 Gautier, Theophile 269.
 Gay, Delphine 271.
 Génin 257.
 Geoffroy 15, 40.
 Gérando 32.
 Gerbet 133.
 Gérusez 233.
 Gidel 279.
 Gilardin 299.
 Gilbert 279.
 Ginguené 43.
 Girardin, Saint-Marc 246, 279.
 Giraud 299.

- Girodet 20.
 Glajeux, Vaufreland des 301.
 Golbéry 241.
 Gratry 133.
 Gréard, O. 254.
 Guérin, Eugénie, Maurice 153.
 Guérout 182.
 Guinard, Céleste 271.
 Guigniaut 254.
 Guiraud 113.
 Guizot 15, 76, 100, 107, 126, 159, 178,
 202, 210, 251, 295.
 Harleville, Collin de 52.
 Harpe, La 14.
 Hauraune, Duvergier de 302.
 Havet, A. 218.
 Helvétius 2, 14.
 Henriot 255.
 Hennequin 298.
 Hilard, Damas 238.
 Hoffmann 41.
 Holbach, de 2, 14.
 Janet, Paul 188.
 Janin, Jules 62, 151, 195, 249, 264.
 Jay 92.
 Joubert 18, 22, 36, 70.
 Jouffroy 125.
 Jouy 114.
 Jubinal 257.
 Lacaussade, Auguste 270.
 Lacépède 44.
 Lacordaire 30.
 Lacretelle 33, 34.
 Lainé 288.
 Lamartine 121, 139, 152, 167, 260.
 Lamennais 15, 74, 134.
 Lancivale, Luce de 56.
 Laprade 156, 264.
 Laromiguière 29.
 Latena 197.
 Latouche, Henry de 65.
 Laya 49.
 Lebrun 45.
 Lebrun, Pierre 109, 170.
 Leclerc 223.
 Lefèvre, André 271.
 Legouvé 49, 64, 156, 262.
 Lemercier, Népomucène 58, 67.
 Lemontey 92.
 Lerminier 144, 242, 295.
 Leroux, Pierre 191.
 Letourneur 50.
 Lévêque 189.
 Lisle, le Comte de 269.
 Littré 256.
 Loménie 231.
 Loyson, 106, 119.
 Mably 7, 10.
 Magnin 15.
 Maistre, Joseph de 72.
 Maistre, Xavier de 148.
 Malebranche 1.
 Manuel 271.
 Marchangy 301.
 Marmontel 12, 13, 281.
 Martha 220.
 Martignac 292.
 Martin 199.
 Maury 39.
 Mazères 116.
 Mazure 101.
 Mérimée 155.
 Mézières 2, 38, 241.
 Michaud 62, 67, 90.
 Michelet 137, 207, 241.
 Michon, Joseph 279.
 Mignet 95, 286.
 Millevoye 66.
 Mirmont, Delaville de 115.
 Montaigne 1.
 Montalembert 214.
 Monteil 94.
 Montesquieu 2, 12, 14.
 Montlosier 103.
 Montmartin 15.
 Morellet 38.
 Musset 151, 167.

Napoléon 28.
 Nodet 258.
 Nettement 233.
 Nisard 202, 253, 282.
 Noailles 206.

Ozanam 215, 223, 236.
 Ozaneaux 264.

Pampelune, Jacquinet 301.
 Panet 196.
 Paris, Paulin 257.
 Pariset 286.
 Parny 63.
 Parseval de Grandmaison 59.
 Pascal 3.
 Patin 252, 279.
 Peyronnat 203.
 Picard, O. 53.
 Pierron 258.
 Pinard 302.
 Planche 122, 246.
 Poirson 203.
 Pompignan 274.
 Pongerville 67.
 Ponsard 261.
 Pontmartin 250.
 Prévost-Paradol 197, 254, 280.
 Proudhon 146.
 Prudhomme, Sully 271.
 Puisbusque 238.

Quinet, Ed. 205, 241.

Rabelais 1.
 Ragon, F. 258.
 Ravaisson 130.
 Ravignan 305.
 Raynal 10.
 Raynouard 55, 256.
 Rémusat 105, 129, 159.
 Renan 216.
 Retz 8.
 Révoil, Colet 271.
 Rigault 197, 236.
 Rio 251.

Rochette, Raoul 251.
 Roger 53.
 Rosseeuw Saint-Hilaire 141.
 Rossi 141, 205.
 Rousse 300.
 Rousseau 4, 7, 14, 20, 51.
 Rousset, Camille 206.
 Royer-Collard 30.

Sacy 15.
 Saint-Aignau 66.
 Saint-Ange 66.
 Sainte-Beuve 15, 42, 72, 82, 84, 89,
 96, 102, 110, 119, 144, 147, 151,
 153, 168, 170, 177, 180, 185, 227,
 231, 244.
 Saint-Simon 8.
 Saint-Tulair 91, 159.
 Saisset 187.
 Salvandy 106, 141, 280.
 Sand, George 149.
 Sandeau 151.
 Sapey, Charles 228.
 Sayous 234.
 Sacy 248.
 Schérer, Edm. 180.
 Scribe 117.
 Ségalas, Amaïs 271.
 Ségur 98.
 Serre 290.
 Sévigné 8, 230.
 Simon 132.
 Sismondy 93, 236.
 Soulié 149.
 Soumet 111, 113.
 Souvestre, Emile 150.
 Staël 15, 25, 160.
 Suard 38.
 Suckau 26, 241.
 Sue 149.
 Swetchine 194.
 Taillandier, Saint-René 241.
 Taine, H. 238, 254.
 Tastu 271.
 Thierry 136, 280.

Thierry, Amadée 212.
 Thiers 15, 96, 175, 181, 206, 296.
 Thomas 273.
 Tissot 67.
 Tocqueville 142.
 Trognon 200.
 Troplong 299.
 Turgot 10.

Vacherot 131.
 Vallée O. de 228.
 Valmore, Débordes 271.
 Vatimesnil 301.
 Vaulabelle 205.
 Vauvenargues 3.

Veillot 256.
 Viardot 238.
 Victor-Hugo 122, 149, 161, 167, 260.
 Viel-Castel 204.
 Viennet 116, 172.
 Vigny 151, 162, 163, 260.
 Villemain 15, 39, 57, 76, 82, 92, 97,
 100, 185, 209, 221, 226, 261, 277.
 Vinet 229.
 Vitet 251, 283.
 Volney 37.
 Voltaire 2, 8, 13, 14.
 Waddington, Charles 189.
 Wallon 204.

Bayerische
 Staatsbibliothek
 München

Charpentier, Jean Pierre,

Geschichte der französischen Literatur des XIX. Jahrhunderts

Stuttgart 1877

H.lit.p. 81 fn

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11357095-8